This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Schlitz genannt von Görtz, J.E.

Memoiren

eines

deutschen Staatsmannes

(v. Graf. Schlitz, genannt Görtz)

aus den Jahren 1788 — 1816.

Leipzig,
bei Friedrich Fleischer.

1833.

IX

DD205
S27A3

Vorwort.

Der Herausgeber dieser Memoiren glaubt eine heilige Pflicht gegen die Manen des unlängst dahingeschiedenen Verfassers zu erfüllen, indem er dessen Lieblingsidee, seine reichen Lebenserfahrungen der deutschen Lesewelt durch den Druck mitzutheilen, mit gewissenhafter Treue zu verwirklichen sucht. — Nicht allein durch Geburt und Reichthum, sondern vielmehr durch einen durchdringenden Verstand, durch einen hohen Grad von geistiger Bildung, verbunden mit den ausgebreitetsten Kenntnissen in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, überragte der Verstorbene viele seiner Standesgenossen, und seine ausgezeichneten Talente erwarben ihm die hohe Achtung der edelsten und erleuchtetsten Geister seiner Zeit.

Von Vielen verkannt, von Wenigen verſtanden, durchwandelte er mit feſtem Schritte und unbeugſamen Sinne eine glänzende Bahn, die jedoch für ihn keineswegs eine dornloſe war; denn auch er mußte noch vor dem Ziele ſeiner irdiſchen Wallfahrt den Wechſel des unſtäten launenhaften Glücks erfahren. — Leicht ſey ihm, der oft als Mann des Lebens ſchwere Bürde muthig trug, die Erde ſeiner Gruft und freundlich ſchaue ſein verklärter Geiſt auf dieſe Blätter, welche Dankbarkeit und Verehrung ſeinem Andenken weihen! — Mögen diejenigen, ſo ihm im Leben durch die Bande des Bluts oder der Freundſchaft vereint waren, in dieſen Memoiren ſein treues Bild als Staatsmann, Denker, Familienvater und Menſch, die geehrten Leſer aber, denen ſein Wirken zeither fremd geblieben, einigen Stoff zur Unterhaltung wie zur Erinnerung an die entſchwundenen Tage einer großen, wildbewegten Zeit finden, und das, was Liebe gab, mit liebevoller Nachſicht beurtheilen! Dies iſt der herzliche Wunſch

des Herausgebers.

Erstes Kapitel.

Graf Herzberg. — Pepiniere. — Bischofswerder. — Gräfin Lichtenau. — Deren Kammerfrauen. — v. Wöllner. — Französische Kolonie. — S. soll im geheimen Auftrage des Minister Herzberg nach Constantinopel gesandt werden. — Die Reise unterbleibt. — Ein Baron von G..... erhält den Auftrag. — Dessen Sendung mißglückt. — Um der Verantwortung zu entgehen, wird v. G..... Türke, und stirbt an der Pest. — Graf S. G. — S. kömmt zur Gesandtschaft nach Wien. — Reise dorthin. — Dresden. — Neumann. — Cora. — Regensburg. — Reise auf der Donau nach Wien. — Passau. — Linz. — Der Handwerksbursche. — Wien. — ******sches Gesandtschafts-Personal. — Graf J..... K..... — P..... — Polizeidiener. — Haß und Mißtrauen gegen Preußen. — Feldmarschall Lascy und v. Swieten zeichnen sich besonders hierin aus. — Joseph II. — S. Urtheil über selbigen. — Josephs Härte. — Die Vermehrung der Buhldirnen und Müssiggänger durch die Aufhebung der Klöster. — Cäsar. — K.....'s Tochter. — Deren Erzieherin. — Kaunitz. — Marquis de Breme. — Kaunitz kann die Uniformen nicht leiden. — Aeußerungen desselben hierüber. — Kaunitz als Reiter. — Gräfin Zinzendorff. — Gräfinnen Thun und Pergen. — Gräfin Barbarigo. — Das Cicisbeat. — Der Mailänder Visconti, Vecsey und S. als Kandida-

ten. — Die Schlittenfahrt. — Die Schauspielerin Göbel. — v. L..... — Beginn der französischen Umwälzung. — Stimmung der französischen Gesandtschaft. — Joseph erhält die letzte Oehlung. — S. findet sich gleichfalls dabei ein. — Die Frau v. S. — S. Umgang mit den Gelehrten damaliger Zeit. — Aus S.s Tagebuche. — S. verläßt Wien, und tritt mit S. V. eine gesandtschaftliche Reise an. — Joseph's Pläne auf Baiern. — Deren Hintertreibung durch Preußen. — Mündliche und schriftliche Instruktionen Friedrichs an seinen Gesandten hierüber. — Der Markgraf von Baden. — Bruchsal der Fürst Bischoff. — Sonderbarkeiten desselben — Zweibrücken. — Der letzte Herzog. — Die Esebeckische Familie. — Fräulein Montigny. — Schloß Homberg. — Die Illuminaten in Zweibrücken. — v. Mongelas. — Fr. v. .... — Teutschlands Zukunft.

Reich, zum Theil auch unabhängig kehrte S. nach beendigten Studien-Jahren in Halle und nach einem Ausfluge durch die Schweiz in Begleitung Leiserings nach Berlin zurück. Als S. die Grenzen der sandigen Mark nun wieder erblickte, wieder vernahm den rauhen fluchenden Ton der Landbewohner derselben, die winzige Spree überschaute, erschien ihm dies Vaterländische so gemein prosaisch und dennoch war er bescheiden genug, wie er das erstemal die Linden besuchte, und als ein Wiederkehrender beantlitzt wurde,

— zu erröthen. Die Mutter hatte für ihn ein eigenes Haus, in der Nähe des ihrigen, gemiethet, und vorsorgend eingerichtet. Allein freilich hatte die Mutter weiter gedacht, und im Hintergrunde lagen Ehestands-Pläne. — Sogleich fanden sich ungebeten der Freunde manche ein. Selbst auf offener Straße flüsterten S. die Juden zu: Ob zu den billigsten Bedingungen er Geld von ihnen annehmen wolle? Ein Andrer bot zur Auswahl den polnischen Adlerorden, oder den baierischen Löwen an. Eine Mutter erbot sich mit ihrer mannbaren Tochter, gebildet wie die Muse des Tanzes, S. auf dem Wege nach seinen Gütern, bis G. zu begleiten, wo der Vater an der Spitze eines Regiments stand. Pläne der letzteren Art waren in der Mehrzahl. Allein in seinem Herzen lebte der in den Schweizer Bergen eingeathmete schwärmerische Sinn, mit Plänen von Dienstanstellungen und Dienstleistungen wunderbar verschmolzen. Auch stand oft lebhaft der Vorsatz in seiner Seele, eine Fußreise durch Deutschland zu unternehmen, deren alleiniger Zweck seyn sollte, die Lage und sonstigen Verhältnisse der Landbewohner kennen zu lernen, verbunden mit der Erforschung der Mittel, wo es nöthig sey, zu verbessern. S. hatte geglaubt, einen Maß-

ſtab ſeiner Kräfte abgeben zu müſſen, und ſo waren zu einem Werke: Ueber den Muth, die reichlichen Materialien ausgearbeitet. Sie ſollten nur geordnet, und dann dem Könige und ſeinen Preußen gewidmet werden. Der Gegenſtand einer anderen Arbeit war: Der Vorzug kleinerer Staatskörper vor den größeren. Der bei dem Aufenthalte in der Schweiz geſammelte Stoff enthielt manches Intereſſante, weil der Haupt-Gegenſtand der Beobachtungen von den bisherigen Reiſenden minder beachtet geblieben war, nehmlich, nicht der Buchſtabe allein, ſondern der Geiſt der verſchiedenen Verfaſſungen der mancherlei Legislationen, beſonders auch in den Hoch-Gerichten Grau-Bündtens. Allein das Ordnen, und Ausfeilen unterblieb. S., ſtrenge in der Beurtheilung der Geiſtes-Produkte andrer, war noch ſtrenger gegen ſich ſelbſt, und hatte nach eigener Ueberzeugung ſelbſt das Ideal nie erreicht, welches er ſich gebildet.

Da kündigte unerwartet das Schicklerſche Handlungs-Haus S. dasjenige Kapital, welches durch der Mutter Vorſicht dort für ihn angeſammelt war. Es kam darauf an, es zinsbar wieder unterzubringen, wozu ſich indeſſen bald Freunde einfanden. Vor allem B. W... (der in Halle eine bedeutende Summe,

ohne der Mutter Wissen gegen wucherische Zinsen erborgt). Zwar hatte er so eben, mit dankbarer Bewunderung, die Zahlung der akademischen Schuld eingestrichen, als er anrieth der Familie von V..... auf O....., ein Kapital von 10000 Thlr., gegen Wechsel zu leihen, welchen dagegen die Gebrüder solidarisch unterzeichnen würden. S. kannte den Biedersinn dieser Brüder, nicht aber die finanziellen Verwickelungen des Besitzers der bedeutenden O..... Güther. Er schlug ein, und da fand es sich, daß eben dieser W.... der bisherige V....., Gläubiger gewesen, und, indem er sich hinaus zog, S. verwickelte. Nach mehreren Jahren und vielem Hader mit achtungswerthen Männern, erhielt S. vergleichsweise statt 10,000 Thlr. deren 6000 zurück. Ein andrer Gönner bewirkte, daß S. eine Minor Präbende bei St. Sebastian in Magdeburg, zwar theuer resignirte, dagegen aber noch theurer die Dechaney und Prälatur bei dem Domstifte zu C. erhielt. Allein dieser Umstand rettete in der Folge S. wahrscheinlich vom Verderben durch eine von den wunderbaren Fügungen, welche so oft über das Loos der Menschen entscheiden.

Indessen kam es darauf an, einen Geschäftskreis angewiesen zu erhalten. Dahin strebten in jener

Periode einer Regierung durch Günſtlinge viele, und begnügten ſich gern mit der Beſoldung, fehlten auch die Geſchäfte. So war kürzlich auf Anrathen des Miniſters Grafen Herzberg eine ſogenannte Pepiniere errichtet, in welcher angehende Diplomatiker ſich zu Geſchäften bilden ſollten. Mit dreihundert Thalern jährlich wurde ihnen dieſe Mühe bezahlt. Schnell waren die Stellen mit jungen Edelleuten beſetzt, von welchen indeſſen keiner daran dachte, ſich jemals der Diplomatie zu widmen. Als daher S. ſich bei dem Miniſter meldete, fand er alles bereits beſetzt, wobei Herzberg ſelbſt geſtand, daß geſammte diplomatiſche Pflänzlinge, einen ausgenommen, (den jetzigen Miniſter von Brockhuſen) höchſtens einen Liebesbrief zu Stande zu bringen fähig wären. Gunſt und Vertretung allein hatten ſelbige gehoben. Um dieſe Gunſt ſich zu bewerben, gehörte eigentlich nicht zu den Plänen von S. denn in ihm regte ſich etwas, als bedürfe er derſelben nicht. Dieſem war er ſo getreu geblieben, daß einſt ein Herr v. Meierinok, ein bekannter Freund der derzeit herrſchenden Clique ihn benachrichtigte: Biſchofswerder wundre ſich, daß S. ſich nicht mehr ihm nähere. Ermunterungen, dieſes zu thun, begleiteten die wohlgemeinte Kunde. Es war Grund-

satz bei S., der Edelmann müsse, so lange sein eigen Vermögen hinreiche, dem Staate durch Besoldungen nicht zur Last fallen. Er hatte auch nie dergleichen verlangt, noch je in seinen Dienstverhältnissen erhalten. Derzeit standen Wöllner, Bischofswerder, einige Untergeordnete, und die Gräfin Lichtenau an der Spitze der Geschäfte. Allein die Gunst derselben verzweigte sich weit vom eigentlichen Stamme ab, besonders bei der Letzteren, wo nicht allein ihre entfernten Vettern und Muhmen, sondern auch die Kammerjungfern in ihrem Dienste, und die Vettern und Muhmen dieser, sämmtlich die Gönner-Rollen übernahmen. Von allen diesen kannte S. allein den Minister von Wöllner seit längeren Jahren, der auch früherhin Freund seines Vaters gewesen war. Ihm trug S. den Wunsch vor, Geschäfte ohne Besoldung zu erhalten. Wöllner wandte sich wiederum an Herzberg, und dieser, welcher sich des Vaters, und seines einstigen Diensteifers in königlichen Angelegenheiten zu Wien und im Reiche, mit vollem Beifalle erinnerte und auch Zutrauen zu S. gefaßt hatte, versprach es nun, für seine Anstellung zu sorgen. Indessen irrete S. in den Berliner Zirkeln umher, und zwar — ohne Liebe. Für den ausgesuchtesten, na-

mentlich für die männliche Jugend, wurde damals der Zirkel der französischen Kolonie gehalten, so genannt, weil früherhin Glieder derselben den Grund dazu gelegt. Nächstdem hatten die Teutschen in Mehrzahl sich ihm angeschlossen, und dieser vorzüglich bildete in der Hauptstadt den Uebergang zu den geselligen Vereinen, wo die höheren Stände mit dem Mittelstande zusammen trafen. Die reichsten Männer oder auch solche, die dafür gehalten seyn wollten, so wie die reizendsten Frauen enthielt er, und eigentlich bestand die Gesellschaft in Paaren von Liebenden, ohne Unterschied des Ranges, oder des Priester-Seegens. Dabei, zur Ehre gesagt, hatten mehrere dieser Liebschaften durch die Dauer längerer Jahre der Liebe sich bewährt. Als S. in diesen Zirkel eingeführt wurde, stand er als ungrade Zahl. Als eben dieser Zirkel dem Könige zu Ehren eine Maskerade veranstaltete, wo die Glieder desselben paarweise, so wie die Liebe sie vereinigt, die Elemente, die Jahreszeiten und dergleichen vorstellten, wurde S. als Unpaar in der Rolle der Zeit, welche alles herbei und vorüber führet, an die Spitze gestellt. S. fand seine Rolle zu unbedeutsam. Da ließ er sich die Saturns-Fittige binden, und mit Rosen gekränzt redete er den König an:

„Zeus band der Zeit die Flügel, um die Regierungsjahre seines Lieblings auf Ewigkeiten auszudehnen. Er bekränzte sie mit Rosen, denn diese Ewigkeiten sollten ein steter Frühling seyn.“

Eine der gefesselten Damen nannte bei dieser Gelegenheit S. „die liebe Zeit!“ und der absoluten Einsamkeit in diesem Kreise von Liebenden müde, hob S. den Anbeter derselben, den damaligen H.....schen Geschäftsträger, aus dem Sattel. Das Herz hatte eigentlich wenigen Antheil an dieser Ritterthat. Von dem früheren Sinne für gesellige Freuden war ihm hauptsächlich der für Maskeraden geblieben, und hielt sich bis in die spätere Zeit. Die eigentliche Genugthuung dabei war, die übernommene Rolle, auch in allen ihren Theilen durchzuführen, und dieses soll ihm gelungen seyn.

Indessen erhielt S. eine Einladung zu dem Minister von Herzberg, welcher ihm eröffnete: Es sey von einem wichtigen Geschäfte die Rede, welches aber das tiefste Geheimniß, und eine Reise nach Constantinopel erfordere, auf welcher Wien jedoch nicht berührt, sondern von Triest aus jene Hauptstadt erreicht werden müßte. Zu diesem Geschäfte habe er S. erkoren. Dieser säumte keinen Augenblick, es

anzunehmen, und bedung sich nur aus, wie, nach der Ausrichtung desselben, er bei der Gesandtschaft in Wien angestellt würde, vorher aber den C*schen Kapitels-Geschäften nothwendig 14 Tage an Ort und Stelle widmen müße. Beides wurde ihm zugestanden. S. reiste zu seiner Einführung nach C....., fand dort der Verwickelungen manche, und eigentlich seinen ersten Geschäfts-Wirkungskreis. So viel als die Zeit nur erlaubte, wurden die Grundlinien zu der künftigen Dom-Kapitels Verwaltung gezogen, die Statuten bald vermehrt bald vermindert, und allen Zweigen der Administration ein neues Leben eingehaucht. Zurückgekehrt nach Berlin eilte S. zu dem Minister Herzberg. Er habe einen andern Kanal gefunden, hieß es, wie das Geschäft ausgerichtet werden könnte, nehmlich durch den preußischen Gesandten Grafen Cataneo in Venedig, indessen sollte die Sendung nach Wien statt finden. Das Geheimnißvolle, das Abenteuerliche, das Constantinopolitanische, alles dieses erschien S. sehr reizend, und ungern trennte er sich von der Aufgabe; denn daß er einem Unglücke durch die Reise nach K. entgangen, dieses vermuthete er noch nicht. Der Minister stand derzeit mit der Bischoffwerderschen Parthei, mithin mit dem Könige

Friedrich Wilhelm II. selbst, fast im steten Widerspruche. So hatte Herzberg den türkischen Hof in verschiedene europäische Verhältnisse verwickeln wollen, welches aber der König untersagte, und in seinem Sinne den preußischen Gesandten zu Konstantinopel zu instruiren befahl. Herzberg gab deshalb seinen Plan keineswegs auf, und beschloß nun in seinem Sinne, jedoch im strengsten Geheimnisse, an dem Ausflusse der Donau unterhandeln zu lassen, und zu dieser allerdings schlüpfrigen Bestimmung hatte er S. auserwählt. Während der Abwesenheit desselben übertrug er sie einem Baron G..... Dieser begann in Konstantinopel den ihm vorgeschriebenen Pfad zu befolgen, machte dem Divan Eröffnungen, deren Inhalt dem der eigentlichen Gesandtschafts-Vorträge völlig widersprach. Die Türken rügten jene Widersprüche bei dem Gesandten. Dieser sah daraus zuerst, daß G..... gegen den Inhalt der königlichen Befehle handle, vermuthete Verrath im königlichen Dienste, und berichtete darüber dem Könige. Auch zu Berlin wurde Verrätherei vermuthet, und der Gesandte erhielt den Befehl, den Baron G..... in Fesseln nach Berlin abliefern zu lassen. Hiervon mußte letzterer Nachrichten erhalten haben, entfernte sich nach einer

der griechischen Inseln hin, ward dort Türke, und starb einige Zeit darauf an der Pest. Es scheint wohl, daß G..... davon unterrichtet gewesen, wie er gegen den Willen des Königs handle; denn war dieses nicht, so würde er, statt der Flucht, den Weg der Rechtfertigung eingeschlagen haben. Von diesen Verwickelungen und den traurigen Folgen derselben rettete S. die Reise nach seinem Domstifte, denn von dem Minister des auswärtigen Departements, von einem in der Monarchie, wie in dem übrigen Europa, geachteten Manne dazu aufgefordert, den politischen Beschlüssen der königlichen Lieblinge zum Wohle des Ganzen entgegen zu wirken, so gewagt und unklug es war, dessen wäre er derzeit, in der besten Absicht, sehr wohl fähig gewesen. Von Seiten des Ministers mag dieses schon einer der Schritte gewesen seyn, welche den traurigen Geistes-Zustand verkündigten, in welchem er die letzten Tage seines Lebens zubrachte.

Eines Tages erblickte S. in einer Versammlung bei dem Minister von Heinitz einen Mann in silberfarbnem Haare, Adel und Milde im geistvollen Blicke, und erfuhr, daß es der Graf von S. G. sey, welcher für den Posten des Gesandten in Regensburg be-

stimmt wäre. S. erinnerte sich, daß in Tübingen der Publicist Meyer ihn ersucht hatte, sein Andenken bei S. G. zu erneuern, und hievon nahm er Anlaß, den Mann anzureden, dessen Aeußeres ihn bezauberte. Zuneigung und Vertrauen bringen bei besseren Menschen gleiche Empfindungen hervor, und errathen sich, bevor sie sich ausgesprochen haben. So schien auch S. Beifall bei S. G. zu finden. Die gegenseitigen Gefühle des Wohlwollens wuchsen schnell, als S. Besuche bei S. G. abgestattet, und so fand letzterer sich bewogen, S. den Antrag zu machen, ihn nach Regensburg zu begleiten. S. mußte dieses ablehnen, weil er für Wien bestimmt war. Auch hatte der politische Wirkungskreis in Wien für ihn mehr Reiz, als die Reichstags-Verhandlungen. Indessen war der Grund einerseits zur Verehrung, andrerseits zu Wohlwollen gelegt, und die Gelegenheit dazu hatte der Zufall des erhaltenen Auftrags eines unbedeutenden Grußes gegeben. Diejenige der Töchter des S. G. welche späterhin S. als holde Lebensgefährtin zu Theil wurde, erblickte er derzeit noch nicht, denn sie brachte einen großen Theil ihrer Jugend im Krankenzimmer zu.

Vor dem Antritte der Reise nach Wien, wurde die Mutter in C., ihrem Sommeraufenthalte, be-

ſucht. Ihr war eigentlich weder die diplomatiſche Laufbahn, noch der Aufenthalt in Wien willkommen. Seitdem indeſſen S. ihr mit Zutrauen nicht blos ſeinen Schuldenſtand bekannt gemacht, ſondern auch Ernſt und Ordnung verheißen, ſeitdem ſie geſehen und von Anderen gehört hatte, daß er durch Einfachheit und Anſpruchloſigkeit Beifall finde — wie er denn dieſe beiden Eigenſchaften ſich zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht — ſo hatte ſie Zutrauen gefaßt. Nur wünſchte ſie ſehnlichſt eine eheliche Verbindung. Grade dieſe aber war mit S. Dienſtplänen unvereinbar. Noch wollte er die große Welt, die Hofluft der größeren Höfe und das politiſche Getreibe derſelben kennen lernen. Vor allem auch vermochte er es nie, ſich derzeit zu überzeugen, er ſey einer bleibenden Neigung fähig; hätte es deshalb eben ſo wenig gewagt, ſelbige zu verheißen, und ſo vertrauende Liebe zu täuſchen. Noch immer hoffte die Mutter, und hatte wohl mit deshalb ihren Sommeraufenthalt ausgeſchmückt mit drei Fräulein, die in der Blüthe der Jahre auch den lebendigen Wunſch hegten, gepflückt zu werden, mithin der Leoparde Wieland's ziemlich unähnlich. Ueber S. hatte auch in dieſer Periode ein Genius gewacht, eben der, welcher ihn

später der für ihn Bestimmten zuführte. So wollte auch Meieroth ihn zur Ehe verbinden mit Fräulein .... S. wich diesem aus, und die ihm Bestimmte starb einige Jahre später als Gattin des Generals .... wahnsinnig, an den Folgen einer vernachlässigten Krankheit. Fast eben so traurig war das Loos des ihm gleichfalls von beiderseitigen Eltern bestimmten Fräuleins ..., nachmaligen Gräfin .... S. sah sie sehr wenig, wenn er gleich nicht ohne Absichten, sie betreffend, war, und fand sie einst in einer Gesellschaft bei dem Berliner Gesundbrunnen, ohne auch hier ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Auch sie wurde in der Folge nach einem Wochenbette wahnsinnig. So erfuhr S. in so manchen Lebensverhältnissen die Wirkung einer ihn beschirmenden unsichtbaren Hand, und allein in Rücksicht derselben wurde auch dieser beiden Fälle erwähnt. Mit freiem Herzen, erwartungsvollem und hoffendem Sinne trat S. die Reise nach dem Orte seiner Bestimmung an. Der Weg führte ihn über Dresden, durch Kunst und Natur im Wetteifer verschönert, und zu oft, im Bezuge auf beide, geschildert, als daß hier davon die Rede seyn könnte. Durch den Kapellmeister Reichardt wurde er mit Neumann bekannt, in dessen Kreise

Periode einer Regierung durch Günſtlinge viele, und begnügten ſich gern mit der Beſoldung, fehlten auch die Geſchäfte. So war kürzlich auf Anrathen des Miniſters Grafen Herzberg eine ſogenannte Pepiniere errichtet, in welcher angehende Diplomatiker ſich zu Geſchäften bilden ſollten. Mit dreihundert Thalern jährlich wurde ihnen dieſe Mühe bezahlt. Schnell waren die Stellen mit jungen Edelleuten beſetzt, von welchen indeſſen keiner daran dachte, ſich jemals der Diplomatie zu widmen. Als daher S. ſich bei dem Miniſter meldete, fand er alles bereits beſetzt, wobei Herzberg ſelbſt geſtand, daß geſammte diplomatiſche Pflänzlinge, einen ausgenommen, (den jetzigen Miniſter von Brockhuſen) höchſtens einen Liebesbrief zu Stande zu bringen fähig wären. Gunſt und Vertretung allein hatten ſelbige gehoben. Um dieſe Gunſt ſich zu bewerben, gehörte eigentlich nicht zu den Plänen von S. denn in ihm regte ſich etwas, als bedürfe er derſelben nicht. Dieſem war er ſo getreu geblieben, daß einſt ein Herr v. Meierinok, ein bekannter Freund der derzeit herrſchenden Clique ihn benachrichtigte: Biſchofswerder wundre ſich, daß S. ſich nicht mehr ihm nähere. Ermunterungen, dieſes zu thun, begleiteten die wohlgemeinte Kunde. Es war Grund-

ſatz bei S., der Edelmann müſſe, ſo lange ſein eigen Vermögen hinreiche, dem Staate durch Beſoldungen nicht zur Laſt fallen. Er hatte auch nie dergleichen verlangt, noch je in ſeinen Dienſtverhältniſſen erhalten. Derzeit ſtanden Wöllner, Biſchofswerder, einige Untergeordnete, und die Gräfin Lichtenau an der Spitze der Geſchäfte. Allein die Gunſt derſelben verzweigte ſich weit vom eigentlichen Stamme ab, beſonders bei der Letzteren, wo nicht allein ihre entfernten Vettern und Muhmen, ſondern auch die Kammerjungfern in ihrem Dienſte, und die Vettern und Muhmen dieſer, ſämmtlich die Gönner-Rollen übernahmen. Von allen dieſen kannte S. allein den Miniſter von Wöllner ſeit längeren Jahren, der auch früherhin Freund ſeines Vaters geweſen war. Ihm trug S. den Wunſch vor, Geſchäfte ohne Beſoldung zu erhalten. Wöllner wandte ſich wiederum an Herzberg, und dieſer, welcher ſich des Vaters, und ſeines einſtigen Dienſteifers in königlichen Angelegenheiten zu Wien und im Reiche, mit vollem Beifalle erinnerte und auch Zutrauen zu S. gefaßt hatte, verſprach es nun, für ſeine Anſtellung zu ſorgen. Indeſſen irrete S. in den Berliner Zirkeln umher, und zwar — ohne Liebe. Für den ausgeſuchteſten, na-

mentlich für die männliche Jugend, wurde damals der Zirkel der französischen Kolonie gehalten, so genannt, weil früherhin Glieder derselben den Grund dazu gelegt. Nächstdem hatten die Teutschen in Mehrzahl sich ihm angeschlossen, und dieser vorzüglich bildete in der Hauptstadt den Uebergang zu den geselligen Vereinen, wo die höheren Stände mit dem Mittelstande zusammen trafen. Die reichsten Männer oder auch solche, die dafür gehalten seyn wollten, so wie die reizendsten Frauen enthielt er, und eigentlich bestand die Gesellschaft in Paaren von Liebenden, ohne Unterschied des Ranges, oder des Priester-Seegens. Dabei, zur Ehre gesagt, hatten mehrere dieser Liebschaften durch die Dauer längerer Jahre der Liebe sich bewährt. Als S. in diesen Zirkel eingeführt wurde, stand er als ungrade Zahl. Als eben dieser Zirkel dem Könige zu Ehren eine Maskerade veranstaltete, wo die Glieder desselben paarweise, so wie die Liebe sie vereinigt, die Elemente, die Jahreszeiten und dergleichen vorstellten, wurde S. als Unpaar in der Rolle der Zeit, welche alles herbei und vorüber führet, an die Spitze gestellt. S. fand seine Rolle zu unbedeutsam. Da ließ er sich die Saturns-Fittige binden, und mit Rosen gekränzt redete er den König an:

„Zeus band der Zeit die Flügel, um die Regierungsjahre seines Lieblings auf Ewigkeiten auszudehnen. Er bekränzte sie mit Rosen, denn diese Ewigkeiten sollten ein steter Frühling seyn.“

Eine der gefesselten Damen nannte bei dieser Gelegenheit S. „die liebe Zeit!“ und der absoluten Einsamkeit in diesem Kreise von Liebenden müde, hob S. den Anbeter derselben, den damaligen H.....schen Geschäftsträger, aus dem Sattel. Das Herz hatte eigentlich wenigen Antheil an dieser Ritterthat. Von dem früheren Sinne für gesellige Freuden war ihm hauptsächlich der für Maskeraden geblieben, und hielt sich bis in die spätere Zeit. Die eigentliche Genugthuung dabei war, die übernommene Rolle, auch in allen ihren Theilen durchzuführen, und dieses soll ihm gelungen seyn.

Indessen erhielt S. eine Einladung zu dem Minister von Herzberg, welcher ihm eröffnete: Es sey von einem wichtigen Geschäfte die Rede, welches aber das tiefste Geheimniß, und eine Reise nach Constantinopel erfordere, auf welcher Wien jedoch nicht berührt, sondern von Triest aus jene Hauptstadt erreicht werden müßte. Zu diesem Geschäfte habe er S. erkoren. Dieser säumte keinen Augenblick, es

anzunehmen, und bedung sich nur aus, wie, nach der Ausrichtung desselben, er bei der Gesandtschaft in Wien angestellt würde, vorher aber den C*schen Kapitels-Geschäften nothwendig 14 Tage an Ort und Stelle widmen müße. Beides wurde ihm zugestanden. S. reiste zu seiner Einführung nach C....., fand dort der Verwickelungen manche, und eigentlich seinen ersten Geschäfts-Wirkungskreis. So viel als die Zeit nur erlaubte, wurden die Grundlinien zu der künftigen Dom-Kapitels Verwaltung gezogen, die Statuten bald vermehrt bald vermindert, und allen Zweigen der Administration ein neues Leben eingehaucht. Zurückgekehrt nach Berlin eilte S. zu dem Minister Herzberg. Er habe einen andern Kanal gefunden, hieß es, wie das Geschäft ausgerichtet werden könnte, nehmlich durch den preußischen Gesandten Grafen Cataneo in Venedig, indessen sollte die Sendung nach Wien statt finden. Das Geheimnißvolle, das Abenteuerliche, das Constantinopolitanische, alles dieses erschien S. sehr reizend, und ungern trennte er sich von der Aufgabe; denn daß er einem Unglücke durch die Reise nach K. entgangen, dieses vermuthete er noch nicht. Der Minister stand derzeit mit der Bischoffwerderschen Parthei, mithin mit dem Könige

Friedrich Wilhelm II. selbst, fast im steten Widerspruche. So hatte Herzberg den türkischen Hof in verschiedene europäische Verhältnisse verwickeln wollen, welches aber der König untersagte, und in seinem Sinne den preußischen Gesandten zu Konstantinopel zu instruiren befahl. Herzberg gab deshalb seinen Plan keineswegs auf, und beschloß nun in seinem Sinne, jedoch im strengsten Geheimnisse, an dem Ausflusse der Donau unterhandeln zu lassen, und zu dieser allerdings schlüpfrigen Bestimmung hatte er S. auserwählt. Während der Abwesenheit desselben übertrug er sie einem Baron G..... Dieser begann in Konstantinopel den ihm vorgeschriebenen Pfad zu befolgen, machte dem Divan Eröffnungen, deren Inhalt dem der eigentlichen Gesandtschafts-Vorträge völlig widersprach. Die Türken rügten jene Widersprüche bei dem Gesandten. Dieser sah daraus zuerst, daß G..... gegen den Inhalt der königlichen Befehle handle, vermuthete Verrath im königlichen Dienste, und berichtete darüber dem Könige. Auch zu Berlin wurde Verrätherei vermuthet, und der Gesandte erhielt den Befehl, den Baron G..... in Fesseln nach Berlin abliefern zu lassen. Hiervon mußte letzterer Nachrichten erhalten haben, entfernte sich nach einer

der griechischen Inseln hin, ward dort Türke, und starb einige Zeit darauf an der Pest. Es scheint wohl, daß G..... davon unterrichtet gewesen, wie er gegen den Willen des Königs handle; denn war dieses nicht, so würde er, statt der Flucht, den Weg der Rechtfertigung eingeschlagen haben. Von diesen Verwickelungen und den traurigen Folgen derselben rettete S. die Reise nach seinem Domstifte, denn von dem Minister des auswärtigen Departements, von einem in der Monarchie, wie in dem übrigen Europa, geachteten Manne dazu aufgefordert, den politischen Beschlüssen der königlichen Lieblinge zum Wohle des Ganzen entgegen zu wirken, so gewagt und unklug es war, dessen wäre er derzeit, in der besten Absicht, sehr wohl fähig gewesen. Von Seiten des Ministers mag dieses schon einer der Schritte gewesen seyn, welche den traurigen Geistes-Zustand verkündigten, in welchem er die letzten Tage seines Lebens zubrachte.

Eines Tages erblickte S. in einer Versammlung bei dem Minister von Heinitz einen Mann in silberfarbnem Haare, Adel und Milde im geistvollen Blicke, und erfuhr, daß es der Graf von S. G. sey, welcher für den Posten des Gesandten in Regensburg be-

stimmt wäre. S. erinnerte sich, daß in Tübingen der Publicist Meyer ihn ersucht hatte, sein Andenken bei S. G. zu erneuern, und hievon nahm er Anlaß, den Mann anzureden, dessen Aeußeres ihn bezauberte. Zuneigung und Vertrauen bringen bei besseren Menschen gleiche Empfindungen hervor, und errathen sich, bevor sie sich ausgesprochen haben. So schien auch S. Beifall bei S. G. zu finden. Die gegenseitigen Gefühle des Wohlwollens wuchsen schnell, als S. Besuche bei S. G. abgestattet, und so fand letzterer sich bewogen, S. den Antrag zu machen, ihn nach Regensburg zu begleiten. S. mußte dieses ablehnen, weil er für Wien bestimmt war. Auch hatte der politische Wirkungskreis in Wien für ihn mehr Reiz, als die Reichstags-Verhandlungen. Indessen war der Grund einerseits zur Verehrung, andrerseits zu Wohlwollen gelegt, und die Gelegenheit dazu hatte der Zufall des erhaltenen Auftrags eines unbedeutenden Grußes gegeben. Diejenige der Töchter des S. G. welche späterhin S. als holde Lebensgefährtin zu Theil wurde, erblickte er derzeit noch nicht, denn sie brachte einen großen Theil ihrer Jugend im Krankenzimmer zu.

Vor dem Antritte der Reise nach Wien, wurde die Mutter in C., ihrem Sommeraufenthalte, be-

sucht. Ihr war eigentlich weder die diplomatische Laufbahn, noch der Aufenthalt in Wien willkommen. Seitdem indessen S. ihr mit Zutrauen nicht blos seinen Schuldenstand bekannt gemacht, sondern auch Ernst und Ordnung verheißen, seitdem sie gesehen und von Anderen gehört hatte, daß er durch Einfachheit und Anspruchlosigkeit Beifall finde — wie er denn diese beiden Eigenschaften sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht — so hatte sie Zutrauen gefaßt. Nur wünschte sie sehnlichst eine eheliche Verbindung. Grade diese aber war mit S. Dienstplänen unvereinbar. Noch wollte er die große Welt, die Hofluft der größeren Höfe und das politische Getreibe derselben kennen lernen. Vor allem auch vermochte er es nie, sich derzeit zu überzeugen, er sey einer bleibenden Neigung fähig; hätte es deshalb eben so wenig gewagt, selbige zu verheißen, und so vertrauende Liebe zu täuschen. Noch immer hoffte die Mutter, und hatte wohl mit deshalb ihren Sommeraufenthalt ausgeschmückt mit drei Fräulein, die in der Blüthe der Jahre auch den lebendigen Wunsch hegten, gepflückt zu werden, mithin der Leoparde Wieland's ziemlich unähnlich. Ueber S. hatte auch in dieser Periode ein Genius gewacht, eben der, welcher ihn

ſpäter der für ihn Beſtimmten zuführte. So wollte auch Meieroth ihn zur Ehe verbinden mit Fräulein .... S. wich dieſem aus, und die ihm Beſtimmte ſtarb einige Jahre ſpäter als Gattin des Generals .... wahnſinnig, an den Folgen einer vernachläſſigten Krankheit. Faſt eben ſo traurig war das Loos des ihm gleichfalls von beiderſeitigen Eltern beſtimmten Fräuleins ..., nachmaligen Gräfin .... S. ſah ſie ſehr wenig, wenn er gleich nicht ohne Abſichten, ſie betreffend, war, und fand ſie einſt in einer Geſellſchaft bei dem Berliner Geſundbrunnen, ohne auch hier ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Auch ſie wurde in der Folge nach einem Wochenbette wahnſinnig. So erfuhr S. in ſo manchen Lebensverhältniſſen die Wirkung einer ihn beſchirmenden unſichtbaren Hand, und allein in Rückſicht derſelben wurde auch dieſer beiden Fälle erwähnt. Mit freiem Herzen, erwartungsvollem und hoffendem Sinne trat S. die Reiſe nach dem Orte ſeiner Beſtimmung an. Der Weg führte ihn über Dresden, durch Kunſt und Natur im Wetteifer verſchönert, und zu oft, im Bezuge auf beide, geſchildert, als daß hier davon die Rede ſeyn könnte. Durch den Kapellmeiſter Reichardt wurde er mit Neumann bekannt, in deſſen Kreiſe

alles Musik und alles gleichsam Cora war. Neumann hatte den Text dieser Oper für den Tonsetzer Naumann bearbeitet, seine Tochter „Cora“ taufen lassen, und „Cora“ hörte man dort rings um sich her. Neumann, dieser Freund der Fremden in Dresden, und S. schieden als Freunde von einander. Auch er ist längst vorangegangen. Zum ersten Male legte nunmehro S. den Weg nach Regensburg zurück, den er in der Folge so oft in mancherlei Stimmungen wieder erblickte. Von der antiken Brücke, des Donau-Stromes würdig, zu beiden Seiten der schäumenden Fluthen desselben die Ufer mit Bergen, Wäldern, Weinhügeln, Dörfern, Ruinen bekränzt, begrüßte er zum ersten Male die düstre Stadt, in welcher späterhin das Glück seines Lebens emporglimmen sollte. Das Wichtigste, was er hier fand, war S. K. in seinem Familienkreise, und gern vergaß er über diesen Wesen edlerer Art der engen Gassen Finsterniß, den Mangel fast jedes architektonischen Schimmers und die klagenden Spuren früherer Opulanz. Regensburg verließ S. für diesmal nur noch mit Gefühlen inniger Achtung, und schiffte sich auf der Donau nach Wien ein. Mögen die Ufer des Rheins, in dem Ausdrucke der Anmuth, denen der Donau

vorzuziehen seyn, der mehr heroische Charakter ist der Donau Vorzug. Da schwamm das Fahrzeug, zwischen stets abwechselnden Gestaden, der glänzenden Kaiserstadt zu. Der Weg und das Ziel, beides erschien dem Reisenden als ein Paradies. Vor dem reizenden Passau wurde gelandet, derzeit noch die Residenz eines geistlichen Fürsten. Die Stadt selbst, damals der Mittelpunkt für einen wenn gleich kleineren Kreis, als solcher indessen immer lebendiger und bedeutender, als wenn sie in der Folge etwa der zehntausendste Theil einer großen Monarchie geworden ist. Wohl denen, die Teutschland noch gekannt, bevor List und Macht das, was Jahrhunderten getrotzt, was mit diesen sich fortschreitend gleichfalls entwickelt, zerstört hatten! —

Mag der Wechsel im Irdischen ein Gesetz der Natur seyn, ein Resultat menschlicher Weisheit ist er selten. Grade diese wirket dem Wechsel entgegen, sie befestigt und entwickelt; allein sie zerstört nicht. S. fand hier, so wie früherhin in Baireuth, mehrere Rosen-Damen. Er entdeckte sich ihnen, und nun stürmten sie auf ihn ein, um zu erfahren: Wer denn eigentlich die Frau von Rosenwald sey? — Auch hatten sich dort einige geistvolle Männer dieser

Verbindung angeschlossen, so ein Graf Welsperg und Andre. Der geistliche Fürst, aus dem Geschlechte der Auersperg, trug, wie so mancher weltliche Herrscher, weibliche Fesseln, die einer Gräfin E....., geb. Gr..... Erst nach mehreren Jahren erfuhr S., daß die Eifersucht desselben rege geworden war. Ihm selbst war dieses, wie gewöhnlich, bis dahin ein Geheimniß geblieben.

Vor Linz wurde wiederum gelandet und beschlossen, dort einen Tag zu rasten. Derzeit hatte Nicolai in der Beschreibung seiner Reise Vieles über die Eßlust der Wiener zu Tage gefördert, welche vielleicht durch die Donauluft für Fremde ansteckend wird. Er hatte die Wiener gleichsam als Röhren Gottes geschildert, deren alleinige Bestimmung sei, den ewigen Kreislauf des Geschaffenen, Untergehenden und wieder Entstehenden zu befördern. Als er so über Ursache und Wirkung nachdachte, trat schluchzend einer der Handwerksburschen ein, welche S. in sein Schiff aufgenommen. Die österreichischen Werber für den Türkenkrieg hatten ihn ergriffen, weil er den Ausdruck: Jesus Maria! gebraucht, und ob dieser ihm angeschuldigten Gotteslästerung mußte er das Soldatenkleid anlegen und gegen Türken fechten. Nach-

dem der Unglückliche S. sein Schicksal erzählt, zog er einen versteckt gehaltenen Beutel mit sehr vielen Mutterthalern hervor. „Die gute Mutter“, sagte er, „schenkte mir dieses Aufgesparte zu meiner Wanderung; wird es entdeckt, so muß ich mit meinen vielen Kameraden es theilen. Nehmen Sie, mein Herr, es in Verwahrung, und geben es mir wieder, wenn ich, glücklich genug, lebend zurückkehre.“ — Das Zutrauen dieses Menschen entzückte S.; schon freuete er sich, wie er die Summe vermehrt dem Heimkommenden wieder zustellen würde. Allein am folgenden Tage kehrte dieser wieder. Man hatte ihm zugesetzt, und so verlangte er das anvertraute Gut zurück.

Endlich lag die große Stadt, die größte, welche derzeit S. gesehen, in Mondesform vor ihm ausgebreitet. Das Schiff stieß an das Ufer, und froh waren Alle am Ziele.

Der ******ische Hof hatte derzeit 2 Gesandten am kaiserlichen Hofe, einen königlichen, den Grafen P....., einen kurfürstlichen, den Baron J..... K..... Flächer als die Stirn des ersteren konnte nur das Gehirn desselben seyn. Unter derselben eine gänseschnabelartige Nase, deren der Besitzer sich dennoch höchlich erfreute.

Der Naſe entſprach der Blick und der Mund, die Rede beiden; das einzige Feuer in dieſen Zügen bildete der Rothwein. Friedrich der Große hielt wenig auf ſeine Geſandten, bezahlte ſie ſchlecht, und hatte eigentlich nicht den Mann, ſondern die —ſchen Thaler deſſelben nach Wien geſendet, um Nachfolger des ſo geiſtvollen R..... zu ſeyn. Hatte der kaiſerliche Hof dieſen zu klug gefunden, ſo gelang es P..... völlig, dieſes Verſehen wieder gut zu machen, und dazu genügte ſeine erſte Erſcheinung, denn ſofort war er gewogen worden. In ihm kämpfte die Unwiſſenheit mit der Einfalt, und beide blickten zugleich hervor, wenn mit dem Mantel der Arroganz er ſie umhüllen wollte. Der Kaiſer Joſeph ſprach an den Hoftagen nur mit wenigen Geſandten, jedoch jederzeit mit dem päpſtlichen Nuntius Caprara. Daher ſtellte ſich P..... gewöhnlich dieſem zur Seite, damit es heiße: Joſeph habe auch mit ihm ſich unterhalten. In vollem Ernſte trug er einſt in einer großen Geſellſchaft den allerdings Zutrauen erweckenden Grundſatz vor: Die beſte Politik ſey diejenige, welche mit einer ſtets geöffneten Hinterthüre verſehen ſey. Ohnerachtet er unaufhörlich fragte und darüber den Beinamen: „Est ce que —“ erhielt, ſo wußte er doch nur das, was er

aus seines Kollegen Depeschen ersah. J..... K..... hatte sich in Wien von der Stufe des Legations-Secretairs empor gearbeitet. So waren von ihm Verhältnisse jeder Art angeknüpft worden, die er mit Einsicht benutzte. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte er seine Vertrauten durchstudirt, kannte die schwachen Seiten derselben, und stand, so wie mit dem Feldmarschall Laudon und anderen dieser Höhe, bis zum Copisten des Hofkriegsraths in Verbindung. Joseph, welcher es wußte, entfernte sofort diejenigen aus Wien, welchen er nicht so viel zutrauete, mit J..... K..... in vertrauterem Umgange stehen zu können, und derzeit wurde der eilfte, dieserhalb Versetzte, genannt. In jeder andern Residenz würde er nicht mit gleichem Erfolge, wie auch späterhin die Erfahrung gelehrt, seinen Hof vertreten haben, denn seiner Verschlossenheit, seiner Kälte fehlte es an dem Gefälligen und Gefallenden, was Zutrauen und Beifall zugleich erwirbt; allein in Wien hatte er sich gleichsam eingebürgert. Durch ihn wurde freilich die Lücke, welche P..... zurückließ, ausgefüllt, und die übrigen Gesandten hielten ihn einstimmig für den Zweiten, nach dem hannöverschen v. M...., wenn es darauf ankam, von dem Vorfallenden unterrichtet zu seyn. So entwarf J..... K..... al-

lein die Berichte, welchen P....., um ſich das Anſehen eines Verbeſſerers zu geben, einige Komma's und Punkte, ſo wie endlich das nicht in Zahlenſchrift Mitzutheilende, hinzufügte. Damit aber die Nachwelt es nicht erführe, daß die Berichte ſelbſt aus J..... K.....'s Feder gefloſſen, ſo erhielt S. den Auftrag, ſelbige abzuſchreiben, und in dieſer Geſtalt wurden ſie dem Geſandtſchafts-Archive hinzugefügt. Gegenſeitiges Mißtrauen war auch noch derzeit die eigentliche Grundlage des Verhältniſſes zwiſchen Oeſterreich und Preußen, worin erſteres noch das letzte übertraf. J..... K..... war auf jedem ſeiner Tritte von Polizeidienern begleitet. Auch S. befand ſich in dieſem Falle, und neckte ſeine Begleiter oft dadurch, daß er in mehrere Häuſer eintrat, wo er Niemand kannte, und nach kurzem Aufenthalte ſie wieder verließ. In dem Greinertſchen Hauſe, bei den Eltern der bekannten Schriftſtellerin Karol. Pichler, wäre S. gerne aufgenommen worden, weil er aber ein Mitglied der Geſandtſchaft war, ſo wurde ſein Beſuch verbeten. Oft ging dieſes Mißtrauen ſelbſt in bittern Haß über gegen Alles, was preußiſchen Urſprungs war, und hierin zeichneten ſich der Feldmarſchall Lasey und der ehemalige kaiſerliche Geſandte in Berlin, von Swieten, vor-

züglich auch gegen S., aus. Nicolai's, des Reisebeschreibers, Verrath gegen die Wiener hatte übrigens nicht wenig dazu beigetragen, das Mißtrauen und die Abneigung gegen die Preußen zu vermehren. Der Sinn der Wiener jener Zeit war eigentlich der, daß sie Nichts als vollgültig anerkannten, wenn es nicht von ihrem Kaiser ausging, oder zu ihnen gehörte. Am empfindlichsten wurde dadurch der Stolz der Höheren im Umgange mit ihnen, welcher doch gesucht werden mußte. Welchen Kitzel empfand oft S., diese aufgedunsenen Blasen durch einen Nadelstich zusammensinken zu lassen. Allein der Unmuth mußte in der Regel verbissen werden, wenn er gleich zu Zeiten hervorbrach. So meinte einst ein ungarischer Fürst Bathyani: die preußischen Husaren glichen in ihrem Anzuge den ungarischen Schulmeistern. „In dieser Rolle hätten die ungarischen Husaren die preußischen oft kennen gelernt“ erwiederte S. Uebten die Männer und die älteren Frauen gegen die Fremden Stolz, so wurde dieses reichlich durch die Milde der jüngeren Frauen gegen selbige wieder versüßt, und eigentlich gehörten nicht außerordentliche Gaben dazu, körperlich und geistig die Mehrzahl der Wiener zu übertreffen. Ausschweifungen und Schwä-

chung sind dort um einige Generationen jünger, als in andren teutschen Städten. Der Fremde, mit gesundem Verstande in einem gesunden Körper, wurde bald von den Weibern bemerkt, und wohl mit Entgegenkommen vorgezogen. Wäre das Erobern eine Kunst, so hätte es aufgehört, dort eine zu seyn, so leichten Kaufs war in der Regel der Sieg. Nach der ersten Vorstellung bei dem Kaiser Joseph schrieb S. in sein Tagebuch: Am 7. Decbr. 1788.

„Leidenschaften und Gram zogen tiefe Furchen zwischen diesen Gesichtszügen, dichter ist die gelb gefärbte Haut dem Schädel angeschlossen, um vielleicht bald zu erblassen. Und dieser Mann kann dem Ruhme dieser ausgemergelten Hülle noch das Glück und das Leben von Tausenden seiner Brüder opfern? Sein Auge blickt freundlich, wohl freundlicher als sein Herz ist, — und seine so milde Sprache, verkündigt sie nicht oft Befehle der empfindungslosen Strenge? Das ist also der erste Mann auf diesem Planeten, der Wunden schlagen, auch Wunden heilen kann, beides wie er will. So wolle er dann das Glück der Andern, wenn er sein eigenes will.

Aber warum klopfte schneller mein Herz? Wer ist er? Wer bin ich? Beide in einem Schooße ge-

bildet, in welchen wir einst zurückkehren, und dann wird der Enkel nicht zu erkennen vermögen, welcher Scheitel die Kaiserkrone trug. Deshalb weg mit der niedrigen Menschenfurcht! nur Schwache und Sünder zittern —".

In so weit im Vorstehenden ein Urtheil über Joseph enthalten ist, würde S. als solches auch noch jetzt nach 32 Jahren es unterzeichnen. Jedoch ist einiges noch hinzu zu fügen. Als S. Joseph zuerst erblickte, war von seiner frühern männlichen Schönheit nur allein der geistvolle freundliche einnehmende Blick, ein holder Zug, der auf den Lippen schwebte, und ein harmonisches Organ übrig geblieben. Diese Außenseite, belebt durch Kenntnisse, Talente, durch den Schimmer des Witzes, sich in edlen, einfachen Formen bewegend, konnte nicht anders, als für den Mann einnehmen, der den ersten Thron Europens besaß. Diese Züge sind in der jetzt (1820) lebenden Kaiser-Familie ausgestorben. Wäre Joseph sich selbst treu geblieben, hätte nicht das Beispiel des großen Friedrichs ihn zur Nachahmung desselben fortgerissen, gewiß hätte er dann als selbstständig ausgezeichnet in der Geschichte geglänzt. Allein so wollte er sein Muster nicht allein erreichen, sondern

ſelbſt übertreffen. Der Sarpter ſollte ihm ein Zauberſtab ſeyn, der in demſelben Momente das Werk von Jahrhunderten zertrümmerte, und aus den Trümmern ein neues ſchuf. Jede entſtandene Lücke ſollte der Wille des Kaiſers auszufüllen vermögen. Wenn Friedrich als wahrhaft groß, unbekümmert um den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen, nur in dem Nachruhme die Beſtätigung mit Weisheit erfüllter Regentenpflichten ſuchte, das Beſte, der Nachruhm, ihm Zweck war; ſo handelte Joſeph vor allen, um von ſeinen Zeitgenoſſen angeſtaunt zu werden. Die Unſterblichkeit wollte er gleichſam im Voraus genieſſen. Daher die Haſt im Zertrümmern und Anordnen, das Zermalmen von Allem, was ihm entgegen ſtand, die kaltblütige Grauſamkeit und die grauſame Liebe in ſeinen Regentenhandlungen. Weil die Geiſtlichkeit und der Adel allein im Stande waren, ſich dem Beſtreben Joſephs entgegen zu ſtellen, ſo ſtürzte er ſie beide, und den Bauern gab er religiöſe Aufklärung und Menſchenrechte. Aus ihren Zufluchtsörtern wurden Mönche und Nonnen vertrieben, und geiſtmordend hinter Gitter geſchloſſen. Die Noth leitete ſie zu Lehren hin, und ſo erklärte man häufig, beſonders in Italien, die letztern als

Buhldirnen. Der eingezogenen Reichthümer der Klöster ohnerachtet, hatten die ohne Erfolg geführten Kriege schnell die Staatskassen wieder erschöpft, und statt der Müssiggänger in geräumigen Mönchskutten, in so weit nicht alle geistliche Orden sich eine nützliche Bestimmung gegeben hatten, erblickte man nun militairische Müssiggänger in eng zugeschnittenen Soldatenkleidern. Der Adel wurde von seiner Bestimmung, seine Grundstücke zu bewohnen, planmäßig abgezogen. Am Hofe sollte er glänzen, abhängig von Orden und Titeln werden, vergeuden das angestammte Erbtheil, und damit diese Vernichtung um desto schneller fortschreite, sollten die Gesetze gegen den Wucher aufgehoben werden. Juden wurden dem Adel einverleibt, edle Namen zum Gassenkehren verurtheilt. Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze sollte dieses rechtfertigen. Allein dies war nur Vorwand für den nach der Unumschränktheit strebenden Regenten. Wenn die Todesstrafe abgeschafft ward, so wurde dagegen das Schiffziehen eingeführt, ein langsamer Tod, wo die, welche während der Arbeit starben, von den übrigen, mit welchen sie zusammengeschmiedet waren, bis an den Abend mit fortgeschleppt werden mußten. Wenn unläugbar aus den Josephi-

ſelbſt übertreffen. Der Scepter ſollte ihm ein Zauberſtab ſeyn, der in demſelben Momente das Werk von Jahrhunderten zertrümmerte, und aus den Trümmern ein neues ſchuf. Jede entſtandene Lücke ſollte der Wille des Kaiſers auszufüllen vermögen. Wenn Friedrich als wahrhaft groß, unbekümmert um den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen, nur in dem Nachruhme die Beſtätigung mit Weisheit erfüllter Regentenpflichten ſuchte, das Beſte, der Nachruhm, ihm Zweck war; ſo handelte Joſeph vor allen, um von ſeinen Zeitgenoſſen angeſtaunt zu werden. Die Unſterblichkeit wollte er gleichſam im Voraus genießen. Daher die Haſt im Zertrümmern und Anordnen, das Zermalmen von Allem, was ihm entgegen ſtand, die kaltblütige Grauſamkeit und die grauſame Liebe in ſeinen Regentenhandlungen. Weil die Geiſtlichkeit und der Adel allein im Stande waren, ſich dem Beſtreben Joſephs entgegen zu ſtellen, ſo ſtürzte er ſie beide, und den Vorwand dazu gaben religiöſe Aufklärung und Menſchenrechte. Aus ihren Zufluchtsörtern wurden Mönche und Nonnen vertrieben, und größtentheils hülfslos gelaſſen. Die Noth leitete ſie zu Laſtern hin, und ſo erblickte man häufig, beſonders in Italien, die letzteren al-

Buhldirnen. Der eingezogenen Reichthümer der Klöster ohnerachtet, hatten die ohne Erfolg geführten Kriege schnell die Staatskassen wieder erschöpft, und statt der Müssiggänger in geräumigen Mönchskutten, in so weit nicht alle geistliche Orden sich eine nützliche Bestimmung gegeben hatten, erblickte man nun militairische Müssiggänger in eng zugeschnittenen Soldatenkleidern. Der Adel wurde von seiner Bestimmung, seine Grundstücke zu bewohnen, planmäßig abgezogen. Am Hofe sollte er glänzen, abhängig von Orden und Titeln werden, vergeuden das angestammte Erbtheil, und damit diese Vernichtung um desto schneller fortschreite, sollten die Gesetze gegen den Wucher aufgehoben werden. Juden wurden dem Adel einverleibt, edle Namen zum Gassenkehren verurtheilt. Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze sollte dieses rechtfertigen. Allein dies war nur Vorwand für den nach der Unumschränktheit strebenden Regenten. Wenn die Todesstrafe abgeschafft ward, so wurde dagegen das Schiffziehen eingeführt, ein langsamer Tod, wo die, welche während der Arbeit starben, von den übrigen, mit welchen sie zusammengeschmiedet waren, bis an den Abend mit fortgeschleppt werden mußten. Wenn unläugbar aus den Josephi-

nischen Reformen auch manches Wohlthätige entsprang, so war es zu theuer auf Kosten des Rechts und der Wahrheit erkauft, und dieses Wohlthätige hätte sicherer und dauerhafter auf dem entwickelnden Wege erreicht werden können. Dagegen lebte Joseph grade so lange, um vor seinem Hinscheiden noch seine Lieblingspläne scheitern zu sehen. So die nähere Verbindung mit Rußland, — die Unterjochung von Belgien und Ungarn. Eine sparsamere Hofhaltung gab es übrigens nicht, als die des Kaisers in jener Zeit. Sie beschränkte sich auf einige Vormittags-Couren. In der Faunischen Liebe genügte Joseph das Leichtgefundene. Eine unglückliche Wahl dieser Art, während des Feldzuges gegen die Türken, beschleunigte den Tod des bereits siechen Kaisers. Wäre Joseph mit den Riesenkräften Napoleons ausgerüstet und wie dieser lange der Günstling des Glücks gewesen — der Wille war vorhanden, die Eroberer-Rolle zu übernehmen. — So blieb Josephs Handlungsweise nur das Vorspiel zu den späteren inneren gewaltsamen Staats-Erschütterungen, worin die Einen göttliche Ordnung, die Andern nur menschliches Treiben entdecken! —

Ohnerachtet die *****ische Gesandtschaft nur aus

vier Gliedern bestand, so bildeten diese vier Töne nichts weniger als einen Accord. — Mit Allen haderte P.....; eifersüchtig auf J..... K....., Splitterrichter mit Cäsar und S., färbte sein Zorn täglich das rothe Antlitz in blaubraunen Purpur, welches von Kollern begleitet wurde. Cäsar, ein körperlich und geistig verwahrlosetes Wesen, gestaltet und boshaft wie ein Affe, kriechend und falsch, schmiegte sich stets zwischen P..... und J..... K....., indem er sie wechselseitig gegen einander verklagte, und S. dabei nicht schonte. J..... K..... strebte nach P..... Posten, Cäsar nach dem Posten J..... K.....'s, S. nach nichts dieser Art. Dem ohnerachtet erschien er anfänglich den beiden Letzteren verdächtig. Es gab frühzeitig eine Gelegenheit, mit P..... zu brechen.

Um Cäsar bekümmerte S. sich nicht weiter, und schloß sich an J..... K..... als den einzigen Ersprießlichen an. Sobald Letzterer dieses bemerkte, wurde er offener, zutraulich selbst. Uebrigens hatte S. das Vorgefallene dem Minister Herzberg einberichtet. Bei J..... K..... waren indessen fernere Pläne entstanden. Er hatte eine erwachsene Tochter, die manches Talent mit Anmuth und Bescheidenheit verband. Das Weitere ist leicht zu errathen. Allein außer dieser lebte

in seinem Hause eine Niederländerin, Erzieherin der Tochter, reizend, mit französischer Lebendigkeit und Witze ausgestattet, dabei — planvoll. Die Welt sagte, J..... K..... huldige ihr; sie würde ihres Zöglings Stiefmutter werden. Sie mochte erwogen haben, daß der jüngere und reichere Gatte Vorzüge vor dem Witwer hätte, und so entwarf auch sie Pläne. Bei diesen blieb es. Wenn in diesen Nachrichten so oft von Hymen die Rede ist, so hat Eitelkeit auch nicht den entferntesten Antheil daran. Einmal ist die Ehe gleichsam Haupt- und Staats-Aktion. Am besten wissen dieses die Mütter und die Töchter; allein die Sitte hat ihnen den Zwang auferlegt, nur schweigend sich bewerben zu dürfen. Daher statt des offenen Bekenntnisses die Feinheit. Andererseits ist Reichthum ein Idol der Menschen. Dieser mochte S. den Weg zu manchem Wunsche eröffnet haben, und da er eigentlich noch zwischen Jugend und Altersreife schwebte, so vermochte er es, ohne je eine Rolle zu spielen — denn dazu war er zu stolz oder zu träge — fröhlich mit den Fröhlichen, urtheilend und fühlend mit den Ernsthafteren zu seyn. In beiden Fällen zeigte er sich nur, wie er war. Er selbst verglich sich derzeit, die Gefühle der Liebe be-

treffend, mit einem ausgebrannten Vulkan. So schien es wenigstens in Rücksicht der stärkeren Leidenschaften, seit jener Zeit, als er die Schweiz durchreiste, der Fall zu seyn. Ein anderes war es mit den kleineren Vergötterungen, den Kränzen, für die Dauer einiger Tage gewunden. — Die Zahl derselben war nirgends größer als in Wien, und eben so die Verlegenheit, wenn nun in einem Kreise mehrere zusammen trafen. Bald hatte er für die Gesellschaften der verschiedenen Klassen, welche er besuchte, für jede eine Gebieterin, denn ohne eine Empfindung dieser Art erschien der Tummelplatz der Freude selbst ihm verödet. Oft erröthete er vor sich selbst, daß er so manchen Beifall allein ertanzte. Allein dieses grade verdoppelte die Kraft dazu, und so vermochte er es, im Karneval fünf Wochen hindurch von 7 Uhr Abends bis zur siebenten Morgenstunde zu tanzen.

Wenn von den dortigen politischen Verhältnissen die Rede seyn soll, so muß vor Allem des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz erwähnt werden. S. war, als er ihm vorgestellt wurde, auf Sonderbarkeiten vorbereitet. So fand er in den Empfangszimmern desselben ein Billard, eine Galanterie-Krämerin, die

ihre Waaren ausgebreitet, endlich den Fürsten selbst, den Friedrich definirt hatte:

Si bizarre en ses gouts, si profond pour les affaires.

Ein Mann von mittler Größe, in den Augen einen Adlerblick. Die Locken künstlich gedrechselt, noch künstlicher die Stirn in den sieben Ecken der Schönheit konturirt. Der Fürst, umhangen mit einer Mehr- oder Minderzahl von schwarzseidenen Mänteln, bis zu deren neun, worüber der Wärmegrad bestimmte. Die Mittagsstunde schlug dort um halb sieben Abends. Bei Tafel war der Hauptstoff der Unterhaltung Kaunitz selbst, so wie auch er selbst diesen Stoff gewählt hatte. Was er sagte, wurde von den Gästen mit begierigem Ohr aufgefangen, bewundert, bestätigt, verstärkt. Vorzüglich hatte der Sardinische Gesandte, Marquis de Breme, ein emphatisches „Exactement!“ stets in Bereitschaft, welches von einer lauschenden, verzückten Miene begleitet wurde.

Daß Moses dem Adam allein Söhne und keine Töchter gegeben, dieses wurde von Kaunitz, mithin auch von den übrigen sehr gemißdeutet. Freilich hätte die Poesie, durch die Evens Töchter nur gewinnen können, diesen Umstand entschuldigen müs-

sen, denn ohne selbige starb das Menschengeschlecht aus.

Nachdem wir erfahren, daß die bürgerliche Gesellschaft aus der Gewalt des Stärkeren entstand, diese demnächst, durch Gesetze beschränkt, den Charakter einer Verfassung angenommen, so fügte Kaunitz hinzu:

il n'y a personne qui vous ait exposé cette matière avec tant de brièveté et de netteté, que je viens de le faire.

Sehr wahr und mit deutlichen Anspielungen drückte er sich über Souverainität und Despotismus aus. Seine ausgesprochenen Grundsätze, angewendet auf die Schritte seines Herrn, hätten diesem die Rolle eines Despoten zuerkannt. Er schloß:

„Nous faisons par la raison en tems de paix autant, que par la force de la guerre et à moins de paix —".

Es wurde dieses in der Periode des Türkenkrieges gesagt.

So interessant Manches an Kaunitz Tafel war, so wichen doch die Meisten seinen Einladungen aus, denn nicht selten ging seine üble Laune in Unhöflichkeiten über. So waren eines Tages mehrere in Uniformen bei ihm versammelt, unter welchen auch S.

Ein Graf Noſtiz, früherhin in der preußiſchen Diplomatie angeſtellt, zeichnete ſich auch an dieſem Tage durch die Stickerei ſeines Kleides aus, ein Gegenſtand, welchen, ſo wie neue Modenſtoffe, Kaunitz ſelten unbeachtet ließ. „Sie ſind nicht in Dienſten“, fragte er Noſtiz, „ich ſehe es ihrem Kleide an? — Die ewigen Uniformen ſind mir unleidlich. Was ſind ſie anders, als die Livreen der Fürſten —“. Da Alle ſchwiegen und auch der gegenwärtige portugieſiſche Geſchäftsträger, ſo ſchwieg auch S. Jedermann wußte, daß vor allem der Greis Kaunitz ſtolz auf ſeine Reitkunſt war. Daraus bildete ſich ein Beſtreben, das Geſpräch, es koſte was es wolle, auf jene Kunſt und die Meiſterſchaft des Fürſten in ſelbiger hinzulenken. Niemand war ſtärker hierin, als der ſardiniſche Breme, und S. bewunderte in der Stille die künſtlichen Uebergänge, welche endlich zu dem Fürſten zu Pferde hinleiten ſollten. War dieſes erreicht, dann begann die Ecſtaſe.

S. hatte in Wien zwei mecklenburgiſche Pferde, und man ſagte von ihm, er ſey ein guter Reiter. Kaunitz mußte gleichfalls dieſes gehört haben, denn eines Tages rief er unerwartet aus dem entgegengeſetzten Ende des Zimmers S. zu ſich. „Haben

Sie mich zu Pferde gesehen?“ war die Frage, und als S. dies verneinte: „So lade ich Sie für morgen nach meiner Reitbahn ein, wo Sie ihre Pferde mitbringen würden.“ — S. mußte zuerst reiten, da aber seine Pferde die eigentlichen Manegenkünste nicht erlernt, so fielen auch diese weg. Nun bestieg Kaunitz sein Pferd, und mit meisterhafter Führung machte er die Schule durch. Daß S. von Bewunderung überströmte, versteht sich. Uebrigens war Kaunitz bei Joseph, dem Alleinherrscher, schon derzeit ohne allen Einfluß, nnd rächte sich durch manchen bittern Spott. Auch Kaunitz war nicht immer in finstre Grandezza gehüllt gewesen, wenn, wie versichert wurde, es begründet war, daß er den .....schluß unterzeichnet auf demjenigen Theile einer Geliebten, welcher der Venus den Beinamen Kallipyga erwarb. — Wie? wenn Kaunitz, der Stifter der endlichen Verbindung zwischen Oesterreich und Frankreich, aus der Gruft seines Familiensitzes Austerlitz, wo seine Gebeine ruhen, den Lorbeer Napoleons, eben dort errungen über beider Kaiser Heerschaaren, hätte erblicken können! —

Was für S. der Hofzirkel nicht enthielt, dieses fand er in den übrigen, besonders in dem der Gelehrten. In dem ersteren fehlte es nicht an zahl-

reichen Zusammenkünften, in welchen die Karte die Hauptrolle spielte, allein die Mädchen schienen verstimmt, die Frauen waren großentheils nur geschwätzig; flach und durchfallend die Männer. Für den Diplomaten war die Gräfin Zinzendorff interessant, und erinnerte an die Zeiten Marien Theresiens, wo die Geschäfte nicht selten durch die Hände der Kammerfrauen gingen. Nur kam es darauf an, das bei der Gräfin Gesammelte sorgfältig zu sichten, um die Goldkörner im Staube ausfindig zu machen. In ihrer Sprudelrede waren Moral, Hausangelegenheiten, Metaphysik, Stadtneuigkeiten, Aberglaube, Unglaube, Physiognomik, Lachen, Weinen, Verzweifeln, Hoffen, Alles hinter einander, unter einander, an einander geklebt, geschürzt. Daher sagte man von ihr: Sie leide an dem Durchlauf der Worte. Die Geistvollesten versammelten sich Morgens gegen 2 Uhr bei den Gräfinnen Thun und Pergenn, beide durch Verstand und feine Bildung ausgezeichnet, und vielleicht um desto liebenswürdiger, weil sie allein ihrem Geiste, mit Grazie verschwistert, diese Eigenschaft verdankten. Dort erschien auch zu Zeiten Joseph, und war dann allerdings unwiderstehlich. Freilich hatten die Kronenträger jener Zeit die Lie-

benswürdigkeit wohlfeileren Kaufs als jetzt. Waren sie da nur menschlich, so wurden sie vergöttert. Engel zu seyn würde ihnen jetzt nicht genügen, denn das Göttliche verlangt von ihnen die thörigte Weisheit der Neuern.

In einem jener größeren Cirkel fand S. eine Venetianerin Barbarigo. Eine Junonische Gestalt und Haltung zeichneten ihr Aeußeres aus, nur schien sie nicht zu wissen, daß für sie doch ihre erste Jugend verflossen sey. Italienerinnen übersehen dieses leichter, weil der Charakter ihrer Gesichtszüge, der erhabenere Styl in selbigen, gleichsam minder sterblich, als der Reiz der Bewohnerinnen des Nordens ist. S. wurde leicht mit ihr bekannt; bald war die Unterhaltung lebendig, reichhaltig ihrerseits durch Gedanken und Gefühle. Früherhin, so erfuhr S. durch Andre, hatte sie in Venedig Josephs Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich gezogen; jetzt, dies gestand sie späterhin selbst dem S., reisete sie nun, sich zu zerstreuen, weil kürzlich ihr Cicisbeo durch den Tod von ihr getrennt war. Es war zu bemerken und wurde deutlicher und klar, daß sie ihm einen Nachfolger suche; denn hoch in Ehren stand bei ihr das Cicisbeat. Sie schien unter dreien, einem Mailänder Visconti, einem Ungarn

Vecsey und S. Einen wählen zu wollen, und vielleicht die Ruhe, welche sie bei S. bemerkte, bestimmte sie, ihn aufzuscheuchen. Unbekümmert um den Zwang, den teutsche Sitte den Frauen anlegt, ertrug sie es mit Widerwillen, einem Geschlechte anzugehören, welches der Sprachgebrauch das Andre nennt. So hätte sie gern ihrer Weiblichkeit entsagt, doch ungern der Liebe, die sie Männern einflößte; denn in ihrer Eitelkeit war sie Weib. Selbst zu lieben ohne Hoffnung der Gegenliebe ist bitter, aber einem Gegenstande, den wir achten, Liebe nicht erwiedern zu können, ist drückend. Der feurigen Italienerin war es völlig unerklärbar, daß sie nicht einen tieferen Eindruck sollte hervorbringen können. Sie war so überzeugt, wie sie ihn hervorbringen mußte, daß sie die Nicht-Sinnlichkeit von S. für Verrücktheit erklärte. Wäre es etwa Schüchternheit? Auch dieses wollte sie versuchen. Sie veranstaltete eine Schlittenfahrt über Land, wo S. sie begleiten sollte. Da wurden nun auf dem Wege die Rechte und die Pflichten eines Cicisbeo ausführlich von ihr auseinandergesetzt. Feuerblicke begleiteten die Rede, jeder sollte das Geständniß der Liebe hervorrufen. Allein S. gestand allein Liebe ohne Sinnlich-

keit, und dabei blieb es auch, als an dem Ziele der Fahrt sich die Gelegenheit reichlich darbot, Alles zu wagen. Sie rächte sich am folgenden Tage nur dadurch, daß sie an S. einen Brief schickte, der allein die Worte aus der Zaire enthielt:

Debole affetti?
oh dei — te crederei? —

S. und die Barbarigo blieben indessen Freunde und noch späterhin in einem Briefwechsel; die Letztere stets überzeugt, S. sey verrückt.

Noch auf eine andre Weise wurde die sonst leicht hinfällige Tugend von S. auf die Probe gestellt. Eine Berliner Schauspielerin Göbel, die vor der Abreise des S. von Berlin daselbst aufgetreten war, hatte durch Jugend, Schönheit, naives Spiel und einen gewissen Silberklang der Stimme vielen Beifall gefunden. Auch S. war nichts weniger als unempfindlich geblieben, jedoch hatte er es mit der Zahl von Anbetern nicht aufnehmen wollen, und so das Geheimniß seiner Entzündung in sich allein verschlossen. Indessen hatte die Schöne, gegen den Willen ihrer Eltern, plötzlich Berlin mit einem Wiener Schauspieler, Distler, verlassen, und war nun in der Kaiserstadt aufgetreten. Die bekümmerten Eltern

ſchrieben an den Magiſtrat daſelbſt, der den Diſtler vor die Schranken lud, und eben die pflichtſchuldigen Verhöre und Ermahnungen beginnen laſſen wollte, als ſie das Wort nahm, und mit vieler Beredſamkeit die Richter ermahnte, indem ſie ihnen bewies: Ihr Herz ſey ihr alleiniges Eigenthum. Die Richter ſahen und hörten ſie gern und — verſtummten. Nun langte ein Brief der S. gänzlich unbekannten Eltern an ihn an, in welchem ſie ihn erſuchten, die Tochter zur Rückkehr zu bewegen. Die vorgetragenen Motive dieſes elterlichen Zutrauens waren ſo ehrenvoll für S., daß ſein Entſchluß ſofort gefaßt war, ſelbigem zu entſprechen. Der Entflohenen wurde das Creditiv der Eltern vorgezeigt und die Unterhandlung begonnen. Bis zur Rührung gedieh ſelbige, aber nie bis zur Rückkehr. Das Mädchen weinte, lachte, haderte, ſchmeichelte, Alles in einem Athem fort, und als ſpäterhin S. ſie in dem ſogenannten Seufzergange des Redoutengebäudes Arm in Arm mit einem bekannten Grafen Wratislaw erblickte, da war er überzeugt, daß mehr als eine Kette ſie an Wien gefeſſelt hielt, und ſchrieb den Eltern die traurige Kunde, nicht ohne einigen inneren Stolz, ſich ſelbſt beſiegt zu haben.

Ein Adjutant des Königs, von L....., hatte, unter andern wegen Mißverständnissen mit dem General Gneisau, Berlin ohne Urlaub verlassen und wurde mit Steckbriefen verfolgt, weil, wie es hieß, er Pläne preußischer Festungen mit sich genommen hatte. Ein Preis von 1000 Rthlr. war in der Berliner Zeitung dem verheißen, welcher ihn festnehmen würde. L..... besuchte täglich in preußischer Uniform den Mittagstisch im Ochsen, wo jederzeit sich eine große Zahl österreichischer Offiziere einfanden, welche theils aus dem Türkenkriege kamen, theils dorthin abgingen. Diese behandelte L..... wie Schulknaben, bewies ihnen, weshalb sie in Ungarn geschlagen werden müßten, und diese litten es. S. hatte absichtlich die Zeitung mitgebracht, welche den auf L.....'s Kopf gesetzten Preis ankündigte, nahm an der Tafel neben Letzterem Platz, und legte das Blatt neben sich. Kaum hatte L..... es gesehen, als er sich es ausbat, um einmal wieder, wie er sagte, ein Berliner Blatt zu lesen. S. gab es ihm, mit dem Hinzufügen: er selbst habe es noch nicht gelesen. L..... las, fuhr auf, dann wieder zusammen und dankte für die Mittheilung. Die letztere, als Warnung, war allein die Absicht des S. gewesen. Bis dahin

hatte L..... in Wien, wo er Kriegsdienſte ſuchte, keinen Eingang gefunden. Nach einigen Tagen erblickte S. ihn in kaiſerlicher General-Stabs-Uniform. Späterhin ertheilte er einigen Erzherzögen taktiſchen Unterricht, und ſtarb als kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant.

Während der Periode des Aufenthalts von S. in Wien begann die franzöſiſche Umwälzung. Merkwürdig war es die Wirkungen zu erblicken, welche die erſten Nachrichten über ſelbige in der Kaiſerſtadt hervorbrachten. Der franzöſiſche Botſchafter Noailles ſchwieg, weil er ſchweigen mußte. Anders der Geſandtſchafts-Sekretär La Quiante und ein Abbe des Moyers bei der franzöſiſchen Botſchaft. Beide äußerten auch gegen S. unverholen ihre Freude über den in Paris geführten Beweis der Volkskraft. Viele frohlockten, allein um ſich das Anſehn von Aufgeklärteren zu geben — andre nannten das Vorgefallene, eine Fiſchweiber-Scene — Niemand wohl vermuthete, welchen Brand dieſer Funken hervorbringen würde. Als an Kaunitz Tafel die Notablen aufgezählt wurden, nannte S., freilich irrig, Mirabeau. Sogleich erwiederte Noailles: Qu'il etoit trop noté pour etre notable. Und welche Rolle ſpielte Mira-

beau bald nachher? — S. welchem das königliche car tel est notre bon plaisir und was dahin gehörte von jeher ein Aergerniß gegeben, freute sich aufrichtig, daß das französische Volk sich endlich einmal gefühlt. Ein Irrthum, welcher derzeit verzeihlich war, hat aufgehört, es zu seyn, seitdem die Menschen in der Nähe erfahren, daß der Volkssturm nur den Baum entwurzele und stürze, anstatt ihn grade zu richten. Wer der Zeit in Josephs Herz hätte lesen können! Was in dem Kaiserstaate er von oben hinab vollführt, wurde nun in Frankreich von unten hinauf vollzogen. Er blickte indessen oft seiner Auflösung entgegen, und als eines Tages er die letzte Oelung erhalten sollte, und, der Sitte gemäß, die Hoffähigen sich um ihn versammelten, da besann sich S. nicht lange, gleichfalls nach der Burg hinzueilen. Alle Augen wurden auf ihn, einen Protestanten, ein Mitglied der *****ischen Gesandtschaft, hingerichtet, und sichtbarer wurde noch der Unwille bei Manchen, als, mit den Gebräuchen des katholischen Cultus unbekannt, S. bei der Vorzeigung des Allerheiligsten nicht sofort mit den übrigen niederkniete. Die Neugierde, den ersten Monarchen Europens in dem Momente zu erblicken, wo er von der Herrlichkeit des

Thrones Karls des Großen scheiden sollte, diese allein hatte jede andre Betrachtung bei S. niedergeschlagen. Sein Schritt wurde ihm indessen als ächt *****i=sche Freude gedeutet, den mächtigsten *******=Feind hinscheidend zu erblicken, um Stoff für den Bericht über diesen Hintritt zu sammeln.

Wiener Freuden, Schwermuth und Wissenschaften hatten sich indessen in S.s Lebenstage getheilt. Manchen Lockungen widerstand er, eigentlich mehr aus natürlicher Abneigung als aus Grundsätzen, in einer Residenz, wo die Weiber bald aus Sinnlichkeit, bald aus Langeweile, bald aus Putzsucht der paphischen Göttin huldigten.

Für die Fremden gab es Verzeichnisse, in welchen die Reize der sich Preis Gebenden, ihr Humor ꝛc. geschildert, und diesem gleichsam der Cours derselben hinzu gefügt war, welcher mit einigen tausend Silbergulden für ein Opfer begann, und bis zu einigen Ducaten hinab fiel. Auf diesem Verzeichnisse befanden sich nicht selten die Gattinnen geachteter Männer, wenn letztere die Geldbedürfnisse der ersteren nicht befriedigten.

Die käufliche Gunst, besonders wenn sie als Waare sich ankündigte, hatte selten für S. einen

Reiz, und eigentlich war sie dort überflüßig. Andre Frauen hatten einen bestimmten Geschmack, etwa für Heyducken oder Läufer, oder Jäger. Der Jäger in S.s Dienste, welchen er von der Akademie her für sich gezogen, wurde aller Bemühungen seines Herrn ohnerachtet das Opfer einer Frau v. R....., welche dieser Livere huldigte.

Eines Tages überfiel die Spatziergänger im Prater ein Platzregen. Alles flüchtete, so auch einige Damen, von welchen eine mit seltenen Reizen geschmückt war. Da sie ihre Kutsche nicht fand, so bot S. ihr und ihren Gefährtinnen die seinige an, und begleitete selbige nach ihrer Wohnung. Nichts war natürlicher als die Gesellschaft bis in ihre Zimmer zu begleiten, und da fand es sich, daß die Schönheit von dem böhmischen Grafen B..... gezeugt, und mit einem Herrn von S. vermählt war, welcher der Zeit in den Niederlanden in kaiserlichen Angelegenheiten anwesend war. Es giebt einen Reiz, der uns gewaltiger als andre, vielleicht selbst höhere Reize, anspricht. Dieser Fall war hier eingetreten, und wurde bald gegenseitig. Auch ohne zu girren, hatte die Dame etwas entzückend Taubenartiges, und wurde auch nicht anders als die Taube von S. genannt. Bei ihr

erfuhr S. zum zweiten und letzten Male in seinem Leben, daß auch die festesten Vorsätze, nicht der strengsten Enthaltsamkeit, sondern der Mäßigung im Genuße, scheitern können. Jeden Vorsatz lähmte die Taube, und dennoch war es nur eine Harmonie der Sinnlichkeit, welche diesen Sieg davon trug. Hohe Zeit war es, daß die Abreise von Wien dieses Verhältniß trennte. Wunderlich wurde diese bunte Existenz von planmäßigem Wirken durchkreuzt. Die Stunden der Woche waren tabellarisch vertheilt, täglich deren zwei eigentlichen Arbeiten des Nachdenkens, damit der Geist nicht sinke, angewiesen. Andre Stunden waren für Besuche bei Gelehrten oder denkenden Köpfen bestimmt, und S. stand mehr oder minder in Verbindung mit Sonnenfels, v. Retzer, Alxinger, Birckenstock, Pacaßi, Puffendorf, Denis, Mastalier, Blumauer, Jacquin, Häncke und Andern. Regelmäßig war der Briefwechsel in Klassen eingetheilt, solcher, welche vierzehntäglich, monatlich, vierteljährlich und halbjährlich Briefe erhielten. Die Flöte und der Gesang war als musikalische Uebung hinzu gefügt worden. Endlich gewann über alle die Botanik die Oberhand, und Häncke der Botaniker ertheilte S. in selbiger Unterricht. Da begannen bei

dem Botaniſiren mit ihm wieder die Schweizer Fußwanderungen in der paradiſiſchen Umgegend Wiens. Allmählig bildete ſich der Uebergang zu der Wahl einer veränderten Beſtimmung. In folgenden Stellen aus S. derzeitigem Tagebuche iſt er näher angedeutet.

Den 15. Decbr. 1788.

„In meiner Bekanntſchaft mit den Wienern erſter Klaſſe rücke ich wenig vor. Für dieſe Eiszapfen bin ich nicht warm genug, um ſie aufzulöſen, dabei zu ſtolz, um auch nur die Vermuthung auf mich zu laden, daß ich aushorchen wolle. Ich ſcheue mich zu fragen — und die Wiener wollen ſehr gerieben ſeyn, um Funken von ſich zu geben.

Den 24. Dcbr. am Weihnachtsabend.

„Eine lange Reihe von Jahren hindurch war dieſer Tag für mich mit Freude erfüllt. Die Jugend mit ihren Freuden verſchwand, und ich verlebe ihn heute einſam auf meinem Zimmer. Was damals mich beglückte, eine Puppe, ein bunter Tand, iſt vielleicht jetzt auch noch mein Spiel.

Spätere Jahre werden die jetzigen bemitleiden, bis einſt das Andenken des Entzückens über die bunten Blaſen alle, mit mir ſelbſt vergehet. Vor drei Jahren

erblickte ich an diesem Tage, in der Dämmerung des Abend-Gottes-Dienstes, E.; sie war da noch blühend und jetzt schon verwelkt! vor zwei Jahren, meines zukünftigen Schicksals unbewußt, blickte ich vergeblich nach der dunklen Zukunft hin und nun da sie sich entfaltet — wahrlich sie war der Neugierde nicht werth!

Vor einem Jahre war ich mit Verwandten und Freunden im häuslichen Kreise vereint — Einsamkeit ist heute mein Loos.

Wenn mein Herz der Liebe abstirbt, so lebt es dagegen mit doppeltem Feuer für Freundschaft und Dankbarkeit auf. Jene stürmische Leidenschaft riß alles mit sich fort, vernichtete es, oder vereinigte es mit sich. In dem Taumel ihrer Zerstreuungen vergaß ich oft theure Pflichten, die der Freundschaft, der Eltern-Liebe — ich dachte nicht, daß jede Liebe lohnte. Ja, sie lohnt hundertfältig dem, der sie in seinem Herzen aufnahm. Wir leben nur durch Liebe, und jede erfüllte Pflicht derselben ist ein unverwelkbarer Kranz.

Bei manchem traurigen Gedanken wird mein Herz durch das Andenken an meine Freunde gerührt, gestärkt, und das Bewußtseyn, ihnen werth zu bleiben, läßt mich fremde Kränkung ruhig erdulden.

Sara, Mariane, Bielke habt Dank für jeden Blutstropfen, der für mich in euren Adern schlägt! O der süßen Wehmuth bei dem Gedanken der Trennung von euch, weil sie Wiedersehen ahnet, und unendlich willkommner die Thränen, welche sie begleiten, als das Toben wilder Freude. Ja ich darf zufrieden mit meinem Herzen seyn. Das Gift der Erziehung und des Beispiels durchdrang es nicht ganz. Noch mancher Funke in selbigem ist rein, und für Freundschaft und Dankbarkeit glühend.

Am 31. Dcbr. 1788.

Wiederum ein Jahr des Lebens dahin! Stunden der Freude, Stunden des Leides in selbigem vorüber, und alles, was ich geduldet oder genossen, nun wie der Wechsel der Träume in einer unruhigen Nacht. Und für diese schnell vorüber geeilte Reihe von Momenten konnte ich so manchen Plan mühsam ersinnen, mühsamer noch verfolgen? — Thor, der ich oft die Zukunft haschen wollte, und nicht selten die Gegenwart unbenutzt verschwinden ließ! Aermer um ein Lebensjahr — soll ich da weinen? — Reifer um ein Jahr für die Ewigkeit — — soll ich da frohlocken? — Nein, weder weinen noch frohlocken, ruhig der Zukunft entgegen sehen, bis

sie sich entfaltet. Selten errathen wir ihre Schritte. Oft zeigt sie uns einen andren Weg, als den, welchen wir gewählt, Glück und Ruhe begleiten und besänftigen dann uns, die bekümmerten Wandrer. Oft scheint sie sich nach dem Wunsche unseres Herzens zu bequemen, und wir leiden, indem wir erreichen, was wir gesucht. Schwache Sterbliche, unfähig euch selbst zu berathen — was bleibt da euch übrig, worauf ihr stolz thätet?! — Aber mir schließet sich das Jahr nicht allein, sondern auch manche Erfahrung. Ich erreichte in selbigem das Ziel, wornach ich schon als Knabe blickte, das dem Jünglinge schimmerte, das der Mann errang, und da ich nun den Lohn in meinen Händen sehe, so finde ich ihn glänzend, aber dennoch nicht golden. In der Geschichte meiner selbst ist dieses Jahr wichtig. Es ist mir unbekannt, wodurch mein Geist einen beträchtlichen Theil seiner Schärfe einbüßete. Mit dem Gefühle ihres größeren Umfangs verschwand mancher Ehrgeiz, die Sucht nach Schriftsteller-Ruhme, nach dem Ruhme eines hellen Kopfs, leider auch ein großer Theil des Berufs, dem Vaterlande zu nützen, da jener nun sich seiner Stützen beraubt sah.

Der Wunsch zu gefallen lebte nicht mehr so laut

in meinem Herzen, manche kleine Eitelkeit erstarb, für Liebe ward ich minder empfänglich, vielleicht unempfänglich. Alles was mit den Fittigen des Geistes sich zu einer gewissen Höhe erhob — sank, als diese sanken, und viele von den tausend kleineren Fäden, die das Herz an dieses Erdenleben anknüpfen, verdorreten. Aber eine Kette umwand selbige in diesem Jahre zehnfach, die der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Theilnehmung.

So mancher chimärische Plan des Glücks verdunstete, so manches kleine Interesse für dies Leben verschwand. Ich kam der Natur und der ersten Bestimmung des Menschen näher, trat wieder in die Rechte und Freuden desselben, als ich den Zerstreuungen und den Ferngläsern der großen Welt entsagte. Seit dieser Zeit lebe ich genauer mit mir selbst verbunden, bin meiner Mutter der dankbarste Sohn, meinen Freunden der wärmste Freund. Wer kann bei solcher Liebe darben — wer könnte sich arm fühlen, wenn er liebt und geliebt wird? — Den Sturm zweier Leidenschaften, den des Ehrgeizes und der Liebe, hätte ich also nun überstanden — wenn sie nicht jetzt noch in einem Winkel des Herzens im Hinterhalte lauern. Manche Kraft erschöpfte dieser Sturm;

aber er lehrte mich steuern. Wie mancher gab die Kräfte seiner Jugend dahin, auch ohne Erfahrung dagegen eingesammelt zu haben. Mit meiner jetzigen Lage bin ich nicht zufrieden. Ich tauge wenig für die Lebensart, welche ich führen muß. Ich kann den Einfältigen nicht klug heißen, und dem Stolzen nicht demüthig erscheinen. Ich kann mich nicht stundenlang mit stummen aber schönen Larven unterhalten, nicht Stecknadeln wie Goldkörner sammeln. Ich kann nicht immer Wahrheit verschweigen, wenn ich sie fühle, ich kann nicht stets mein Wahrheitsbild in die Farbe kleiden, die meines Gegners Lieblingsfarbe ist. Ich kann weder Karten spielen noch mich putzen, noch Jugendthaten für Heldenstreiche erklären. Der bloße Mann vom Stande ist mir eine gleichgiltige, und wenn er stolz, eine lächerliche Erscheinung und den redseligen alten Weibern kann ich unmöglich schöne Sachen sagen. Mit einem Worte, ich tauge nicht für die große Welt. Ich zähle wenig Gönner, aber viele Neider und Mitbewerber. Wenn ich auch niemandem in den Weg treten wollte, und mich noch einige Jahre an den ersten Höfen umher treiben, so würde ich am Ende doch nur Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt ha-

ben, die mir für meine endliche Bestimmung minder wichtig sind. — Landmann, Gatte, Vater, das sind die Rollen, die ich mir zugedacht. Um diese zu übernehmen, was nützt es mir da, die berühmtesten Thoren der Erde gekannt, mit ihnen gelebt, und den Gang ihrer Thorheit beachtet zu haben? Meine gesammelten Neuigkeiten sind in wenigen Jahren Zeitungen aus der alten Welt. Ich käue sie wieder und wieder, ihr Interesse nimmt immer mehr und mehr ab und das Gähnen immer mehr und mehr zu. Will ich nicht meine Zeit verschwenden, so muß ich mit meinen jetzigen Beschäftigungen das Studium landwirthschaftlicher Wissenschaften verbinden.“ —

Es mag in S.s Charakter liegen, daß das Streben zu einem Ziele hin ihn eigentlich mehr erfreuete als der erlangte Besitz des an selbigem aufgesteckten Kleinods. Oft dachte er in seinem Leben an den charakterischen Zug jenes Römers:

Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

Allein andrerseits hatte er auch so manches Nichtige in der diplomatischen Existenz erkannt, wo der Gesandte gewöhnlich kaum der fünfte Finger der politischen Hand, und allerdings der bei der Gesandtschaft nur Angestellte weniger noch als dieser ist.

Eben deshalb wollte er seine Bestimmung erweitern gleichsam veredeln, und hatte dem Minister Herzberg geschrieben: Wie er wünsche, die preußischen Staaten in kameralistischer und finanzieller Hinsicht zu bereisen, damit, bei einer späteren Anstellung, er desto nützlicher seinem Vaterlande werden könne. Nachdem dieses zugestanden ward, wurden Pläne entworfen, in Berlin oder Regensburg zuvörderst einen hierzu vorbereitenden Cursus zu beginnen, und demnächst die Reise in allen Theilen der Monarchie anzutreten. Botanik und die Theorie der Landwirthschaft hatten S. bereits in dem letzten halben Jahre zu Wien oft beschäftigt. Mit Graf S. G. war er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben. Als er die erste so liebevolle Antwort in Wien von ihm erhielt, beschloß er die in seinem Tagebuche geschilderte Freude über den Inhalt derselben mit den Worten:

„Reicher an einem Freunde, welchen nicht Eigennutz mir zugeführt, sondern den mein Herz mir erworben hat, bin ich stolz auf diesen Gewinn. An der Hand der edelsten Menschen durch das Thal des Lebens hin zu wandern, das heißt des höchsten Glückes theilhaftig werden, was es für uns enthalten kann.“ —

Plötzlich empfing S. von Graf S. G. einen Brief, in welchem er ihm den Vorschlag machte, auf einer Geschäftsreise nach mehreren deutschen Höfen hin ihn zu begleiten. Mit freudigem Herzen ging S. diesen Vorschlag ein, und so trennte er sich von den Wiener Flittern.

Dankbar erinnerte er sich stets des Arnsteinischen und Puffendorffschen Hauses, beide für Fremde derzeit die interessantesten in Wien mit, wo Bildung und Geschmack an der Tagesordnung war. Was der materielle Sinn und auch was die feineren Sinne dem Sterblichen hier gewähren können, beides hatte S. in Wien genossen. Bestätigt war ihm nun wieder durch eigene Erfahrung die Wahrheit, daß stete Ruhe halber Tod, und steter Genuß vernichtend für die Empfindung selbst sey, die uns beglücken soll. Graf S. G. hatte indessen seine Reise bereits angetreten, und S. dieses angezeigt, damit er nicht vergeblich Regensburg erreiche. Allein der Entschluß ihm zu folgen war einmal unabänderlich gefaßt, und so trennte sich S. am 17. August 1789 von der Gesandtschaft.

Am 21. traf S. in Regensburg ein, und indem er drei Nächte zu Hülfe nahm, erreichte er S. G. unter stetem Sturm und Regen am 25. in Karls-

ruh. Der Gegenstand, über welchen dieser unterhandeln sollte, betraf einen Erbvertrag zwischen den Häusern Braunschweig, Wolffenbüttel und Zweibrücken. Josephs Pläne in Hinsicht auf Baiern waren noch im frischen Andenken. Da der Herzog von Zweibrücken, so wie der Churfürst von Baiern, beide unbeerbt waren, so war der damalige Prinz Max von Zweibrücken (in der Folge der König Max Joseph) Baierns und der Pfalz fast alleinige Hoffnung. Für den Fall daß dieser Regenten-Stamm ausstürbe, sollte nun zwischen Braunschweig und Zweibrücken eine Erbverbrüderung zu Stande gebracht werden, die, von Preußen unterstützt, Oesterreich verhindert hätte, seine Vergrößerungs-Pläne durchzusetzen. Wesentlich nothwendig war es, diese Unterhandlung dem österreichischen Hofe zu verbergen, und deshalb besuchte S. G. mehrere andere süddeutsche Höfe, so daß die Reise den Schein einer Lustfahrt gewann. Mit dem damaligen Herzog, Carl von Braunschweig waren bereits früher die erforderlichen Einleitungen getroffen, und der Herzog von Zweibrücken nahm eben so wenig Anstand, den Vorschlag einzugehen. Eine kurze Schilderung der früheren Verhältnisse der Regenten von Oesterreich, Preußen, Baiern, Pfalz,

Zweibrücken mag um desto mehr hier eine Stelle finden, weil sie manches minder bekannte enthält.

Noch bei dem Leben des letztern Churfürsten von Baiern kam Karl Theodor von der Pfalz nach München, und sicherte sich durch einen Vergleich die Erbfolge. Er reisete nach Wien, aber durch einen anderen Vergleich trat er dem Hause Oesterreich dennoch einen sehr beträchtlichen Theil seiner Erblande ab — und der Vergleich mit diesem Hause enthielt sogar eine vorläufige Verabredung: Ganz Baiern dem österreichischen Scepter zu überlassen, wenn dieses ein Aequivalent dafür gäbe. Es würde unbegreiflich seyn, wie der Churfürst seinem, und dem Interesse seines Hauses, so nachtheilige Verbindungen hatte schließen können, wenn wir nicht annehmen, daß auf der einen Seite Oesterreich ihn mit einer Theilung seiner Lande mit Preußen, (wie bei Polen) bedrohet — Preußen Absichten auf Jülich und Berg angedichtet — auf der anderen Seite aber ihm einen Theil der Niederlande als König von Burgund und die Versorgung seiner natürlichen Kinder versprochen hätte, deren Schicksal dem Churfürsten überwiegend am Herzen lag, für welche er besonders den Reichsfürstenstand hoffte, und für die er sehr beträchtliche Summen gesammelt hatte.

erblickte ich an diesem Tage, in der Dämmerung des Abend-Gottes-Dienstes, E.; sie war da noch blühend und jetzt schon verwelkt! vor zwei Jahren, meines zukünftigen Schicksals unbewußt, blickte ich vergeblich nach der dunklen Zukunft hin und nun da sie sich entfaltet — wahrlich sie war der Neugierde nicht werth!

Vor einem Jahre war ich mit Verwandten und Freunden im häuslichen Kreise vereint — Einsamkeit ist heute mein Loos.

Wenn mein Herz der Liebe abstirbt, so lebt es dagegen mit doppeltem Feuer für Freundschaft und Dankbarkeit auf. Jene stürmische Leidenschaft riß alles mit sich fort, vernichtete es, oder vereinigte es mit sich. In dem Taumel ihrer Zerstreuungen vergaß ich oft theure Pflichten, die der Freundschaft, der Eltern-Liebe — ich dachte nicht, daß jede Liebe lohnte. Ja, sie lohnt hundertfältig dem, der sie in seinem Herzen aufnahm. Wir leben nur durch Liebe, und jede erfüllte Pflicht derselben ist ein unverwelkbarer Kranz.

Bei manchem traurigen Gedanken wird mein Herz durch das Andenken an meine Freunde gerührt, gestärkt, und das Bewußtseyn, ihnen werth zu bleiben, läßt mich fremde Kränkung ruhig erdulden.

Sara, Mariane, Bielke habt Dank für jeden Blutstropfen, der für mich in euren Adern schlägt! O der süßen Wehmuth bei dem Gedanken der Trennung von euch, weil sie Wiedersehen ahnet, und unendlich willkommner die Thränen, welche sie begleiten, als das Toben wilder Freude. Ja ich darf zufrieden mit meinem Herzen seyn. Das Gift der Erziehung und des Beispiels durchdrang es nicht ganz. Noch mancher Funke in selbigem ist rein, und für Freundschaft und Dankbarkeit glühend.

Am 31. Dcbr. 1788.

Wiederum ein Jahr des Lebens dahin! Stunden der Freude, Stunden des Leides in selbigem vorüber, und alles, was ich geduldet oder genossen, nun wie der Wechsel der Träume in einer unruhigen Nacht. Und für diese schnell vorüber geeilte Reihe von Momenten konnte ich so manchen Plan mühsam ersinnen, mühsamer noch verfolgen? — Thor, der ich oft die Zukunft haschen wollte, und nicht selten die Gegenwart unbenutzt verschwinden ließ! Aermer um ein Lebensjahr — soll ich da weinen? — Reifer um ein Jahr für die Ewigkeit — — soll ich da frohlocken? — Nein, weder weinen noch frohlocken, ruhig der Zukunft entgegen sehen, bis

sie sich entfaltet. Selten errathen wir ihre Schritte. Oft zeigt sie uns einen andren Weg, als den, welchen wir gewählt, Glück und Ruhe begleiten und besänftigen dann uns, die bekümmerten Wandrer. Oft scheint sie sich nach dem Wunsche unseres Herzens zu bequemen, und wir leiden, indem wir erreichen, was wir gesucht. Schwache Sterbliche, unfähig euch selbst zu berathen — was bleibt da euch übrig, worauf ihr stolz thätet?! — Aber mir schließet sich das Jahr nicht allein, sondern auch manche Erfahrung. Ich erreichte in selbigem das Ziel, wornach ich schon als Knabe blickte, das dem Jünglinge schimmerte, das der Mann errang, und da ich nun den Lohn in meinen Händen sehe, so finde ich ihn glänzend, aber dennoch nicht golden. In der Geschichte meiner selbst ist dieses Jahr wichtig. Es ist mir unbekannt, wodurch mein Geist einen beträchtlichen Theil seiner Schärfe einbüßete. Mit dem Gefühle ihres größeren Umfangs verschwand mancher Ehrgeitz, die Sucht nach Schriftsteller-Ruhme, nach dem Ruhme eines hellen Kopfs, leider auch ein großer Theil des Berufs, dem Vaterlande zu nützen, da jener nun sich seiner Stützen beraubt sah.

Der Wunsch zu gefallen lebte nicht mehr so laut

in meinem Herzen, manche kleine Eitelkeit erstarb, für Liebe ward ich minder empfänglich, vielleicht unempfänglich. Alles was mit den Fittigen des Geistes sich zu einer gewissen Höhe erhob — sank, als diese sanken, und viele von den tausend kleineren Fäden, die das Herz an dieses Erdenleben anknüpfen, verdorreten. Aber eine Kette umwand selbige in diesem Jahre zehnfach, die der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Theilnehmung.

So mancher chimärische Plan des Glücks verdunstete, so manches kleine Interesse für dies Leben verschwand. Ich kam der Natur und der ersten Bestimmung des Menschen näher, trat wieder in die Rechte und Freuden desselben, als ich den Zerstreuungen und den Ferngläsern der großen Welt entsagte. Seit dieser Zeit lebe ich genauer mit mir selbst verbunden, bin meiner Mutter der dankbarste Sohn, meinen Freunden der wärmste Freund. Wer kann bei solcher Liebe darben — wer könnte sich arm fühlen, wenn er liebt und geliebt wird? — Den Sturm zweier Leidenschaften, den des Ehrgeizes und der Liebe, hätte ich also nun überstanden — wenn sie nicht jetzt noch in einem Winkel des Herzens im Hinterhalte lauern. Manche Kraft erschöpfte dieser Sturm;

aber er lehrte mich ſteuern. Wie mancher gab die Kräfte ſeiner Jugend dahin, auch ohne Erfahrung dagegen eingeſammelt zu haben. Mit meiner jetzigen Lage bin ich nicht zufrieden. Ich tauge wenig für die Lebensart, welche ich führen muß. Ich kann den Einfältigen nicht klug heißen, und dem Stolzen nicht demüthig erſcheinen. Ich kann mich nicht ſtundenlang mit ſtummen aber ſchönen Larven unterhalten, nicht Stecknadeln wie Goldkörner ſammeln. Ich kann nicht immer Wahrheit verſchweigen, wenn ich ſie fühle, ich kann nicht ſtets mein Wahrheitsbild in die Farbe kleiden, die meines Gegners Lieblingsfarbe iſt. Ich kann weder Karten ſpielen noch mich putzen, noch Jugendthaten für Heldenſtreiche erklären. Der bloße Mann vom Stande iſt mir eine gleichgiltige, und wenn er ſtolz, eine lächerliche Erſcheinung und den redſeligen alten Weibern kann ich unmöglich ſchöne Sachen ſagen. Mit einem Worte, ich tauge nicht für die große Welt. Ich zähle wenig Gönner, aber viele Neider und Mitbewerber. Wenn ich auch niemandem in den Weg treten wollte, und mich noch einige Jahre an den erſten Höfen umher treiben, ſo würde ich am Ende doch nur Kenntniſſe und Erfahrungen geſammelt ha-

ben, die mir für meine endliche Bestimmung minder wichtig sind. — Landmann, Gatte, Vater, das sind die Rollen, die ich mir zugedacht. Um diese zu übernehmen, was nützt es mir da, die berühmtesten Thoren der Erde gekannt, mit ihnen gelebt, und den Gang ihrer Thorheit beachtet zu haben? Meine gesammelten Neuigkeiten sind in wenigen Jahren Zeitungen aus der alten Welt. Ich käue sie wieder und wieder, ihr Interesse nimmt immer mehr und mehr ab und das Gähnen immer mehr und mehr zu. Will ich nicht meine Zeit verschwenden, so muß ich mit meinen jetzigen Beschäftigungen das Studium landwirthschaftlicher Wissenschaften verbinden.“ —

Es mag in S.s Charakter liegen, daß das Streben zu einem Ziele hin ihn eigentlich mehr erfreuete als der erlangte Besitz des an selbigem aufgesteckten Kleinods. Oft dachte er in seinem Leben an den charakterischen Zug jenes Römers:

Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

Allein andrerseits hatte er auch so manches Nichtige in der diplomatischen Existenz erkannt, wo der Gesandte gewöhnlich kaum der fünfte Finger der politischen Hand, und allerdings der bei der Gesandtschaft nur Angestellte weniger noch als dieser ist.

Eben deshalb wollte er seine Bestimmung erweitern gleichsam veredeln, und hatte dem Minister Herzberg geschrieben: Wie er wünsche, die preußischen Staaten in kameralistischer und finanzieller Hinsicht zu bereisen, damit, bei einer späteren Anstellung, er desto nützlicher seinem Vaterlande werden könne. Nachdem dieses zugestanden ward, wurden Pläne entworfen, in Berlin oder Regensburg zuvörderst einen hierzu vorbereitenden Cursus zu beginnen, und demnächst die Reise in allen Theilen der Monarchie anzutreten. Botanik und die Theorie der Landwirthschaft hatten S. bereits in dem letzten halben Jahre zu Wien oft beschäftigt. Mit Graf S. G. war er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben. Als er die erste so liebevolle Antwort in Wien von ihm erhielt, beschloß er die in seinem Tagebuche geschilderte Freude über den Inhalt derselben mit den Worten:

„Reicher an einem Freunde, welchen nicht Eigennutz mir zugeführt, sondern den mein Herz mir erworben hat, bin ich stolz auf diesen Gewinn. An der Hand der edelsten Menschen durch das Thal des Lebens hin zu wandern, das heißt des höchsten Glückes theilhaftig werden, was es für uns enthalten kann.“ —

Plötzlich empfing S. von Graf S. G. einen Brief, in welchem er ihm den Vorschlag machte, auf einer Geschäftsreise nach mehreren deutschen Höfen hin ihn zu begleiten. Mit freudigem Herzen ging S. diesen Vorschlag ein, und so trennte er sich von den Wiener Flittern.

Dankbar erinnerte er sich stets des Arnsteinischen und Puffendorffschen Hauses, beide für Fremde derzeit die interessantesten in Wien mit, wo Bildung und Geschmack an der Tagesordnung war. Was der materielle Sinn und auch was die feineren Sinne dem Sterblichen hier gewähren können, beides hatte S. in Wien genossen. Bestätigt war ihm nun wieder durch eigene Erfahrung die Wahrheit, daß stete Ruhe halber Tod, und steter Genuß vernichtend für die Empfindung selbst sey, die uns beglücken soll. Graf S. G. hatte indessen seine Reise bereits angetreten, und S. dieses angezeigt, damit er nicht vergeblich Regensburg erreiche. Allein der Entschluß ihm zu folgen war einmal unabänderlich gefaßt, und so trennte sich S. am 17. August 1789 von der Gesandtschaft.

Am 21. traf S. in Regensburg ein, und indem er drei Nächte zu Hülfe nahm, erreichte er S. G. unter stetem Sturm und Regen am 25. in Karls-

ruh. Der Gegenstand, über welchen dieser unterhandeln sollte, betraf einen Erbvertrag zwischen den Häusern Braunschweig, Wolffenbüttel und Zweibrücken. Josephs Pläne in Hinsicht auf Baiern waren noch im frischen Andenken. Da der Herzog von Zweibrücken, so wie der Churfürst von Baiern, beide unbeerbt waren, so war der damalige Prinz Max von Zweibrücken (in der Folge der König Max Joseph) Baierns und der Pfalz fast alleinige Hoffnung. Für den Fall daß dieser Regenten-Stamm ausstürbe, sollte nun zwischen Braunschweig und Zweibrücken eine Erbverbrüderung zu Stande gebracht werden, die, von Preußen unterstützt, Oesterreich verhindert hätte, seine Vergrößerungs-Pläne durchzusetzen. Wesentlich nothwendig war es, diese Unterhandlung dem österreichischen Hofe zu verbergen, und deshalb besuchte S. G. mehrere andere süddeutsche Höfe, so daß die Reise den Schein einer Lustfahrt gewann. Mit dem damaligen Herzog, Carl von Braunschweig waren bereits früher die erforderlichen Einleitungen getroffen, und der Herzog von Zweibrücken nahm eben so wenig Anstand, den Vorschlag einzugehen. Eine kurze Schilderung der früheren Verhältnisse der Regenten von Oesterreich, Preußen, Baiern, Pfalz,

Zweibrücken mag um desto mehr hier eine Stelle finden, weil sie manches minder bekannte enthält.

Noch bei dem Leben des letztern Churfürsten von Baiern kam Karl Theodor von der Pfalz nach München, und sicherte sich durch einen Vergleich die Erbfolge. Er reisete nach Wien, aber durch einen anderen Vergleich trat er dem Hause Oesterreich dennoch einen sehr beträchtlichen Theil seiner Erblande ab — und der Vergleich mit diesem Hause enthielt sogar eine vorläufige Verabredung: Ganz Baiern dem österreichischen Scepter zu überlassen, wenn dieses ein Aequivalent dafür gäbe. Es würde unbegreiflich seyn, wie der Churfürst seinem, und dem Interesse seines Hauses, so nachtheilige Verbindungen hatte schließen können, wenn wir nicht annehmen, daß auf der einen Seite Oesterreich ihn mit einer Theilung seiner Lande mit Preußen, (wie bei Polen) bedrohet — Preußen Absichten auf Jülich und Berg angedichtet — auf der anderen Seite aber ihm einen Theil der Niederlande als König von Burgund und die Versorgung seiner natürlichen Kinder versprochen hätte, deren Schicksal dem Churfürsten überwiegend am Herzen lag, für welche er besonders den Reichsfürstenstand hoffte, und für die er sehr beträchtliche Summen gesammelt hatte.

Der Churfürst, der immer Verschlossenheit und Winkel-Politik liebte, schloß diesen Vergleich so heimlich, daß selbst seine Minister nichts davon erfuhren. Die Reise nach Italien war ein Vorwand, um München und Wien besuchen zu können. Er befand sich in Mannheim, als der Churfürst von Baiern starb. Ehe er München erreichen konnte, hatten, vermöge des ersten Tractates, die baierischen Minister sogleich und in seinem Namen, Besitz vom ganzen Lande genommen. Der Churfürst befürchtete dies, und äußerte auf der Reise seine Furcht dem Minister von Viereck. Diesen, welchem der Tractat mit Oesterreich unbekannt war, mußte diese Furcht befremden. — Indessen besetzten österreichische Truppen Baiern, als der Kaiser vernommen hatte, daß, gegen Inhalt des zweiten Tractats mit Karl Theodor, die ganze Hinterlassenschaft von dem neuen Churfürsten in Besitz genommen worden sey.

Damals ließ der König dem Grafen S. G. durch dessen Bruder, dem Generale S. G., den Antrag machen, irgend einen pfälzischen Prinzen zu bewegen, beim Reichstage gegen die Theilung der baierischen Erbfolge zu protestiren. Er vermuthete nicht ganz mit Unrecht, daß der Herzog von Zweibrücken öster-

reichisch gesinnt sey, wenigstens ist so viel gewiß, daß selbst, als die Unterhandlungen schon mit Preußen im Gange waren, der Herzog dennoch Oesterreich sein Wort gab, den Vließ-Orden anzunehmen und Verzicht zu leisten. Graf S. G. erhielt vom Könige nur ein eigenhändig beschriebenes Kartenblatt zur Instruktion, dessen Haupt-Inhalt war: Diese Sache durch die Protestation eines pfälzischen Prinzen beim Reichstage anhängig zu machen. Mündlich sagte der König unter andern zu dem Bruder des Grafen, er würde lieber Oesterreich, oder es ihn ausrotten, als daß er die Abtretung eines einzigen Dorfes aus der Erbschaft an Oesterreich erlaubte. Erst nach einigen Monaten zeigte S. G. sich öffentlich, nachdem er lange unbekannt in München gewesen, und in Regensburg für den einstigen weimarschen und gothaischen Gesandten gehalten worden war. In Ansehung der baierischen Erbfolge sagt der König in seinen handschriftlichen Werken, daß, wenn Oesterreich ihm einen Antheil überlassen, er sich vielleicht zur Einwilligung würde haben bereit finden lassen. —

In Karlsruh fand S. ältere Bekannte seines Vaters, der im Laufe des 7jährigen Krieges, in königlichen Angelegenheiten, sich an mehreren teutschen

Höfen, besonders in Baireuth, Kassel und Karlsruhe aufgehalten, und derzeit nach Herzbergs Zeugniß durch Einsicht und Eifer manche Dienste dem Staate geleistet hatte. Ihn hatte man dort in der Blüthe seiner Jahre gekannt. Auch er hatte dort gelebt und geliebt, — nun trat der Sohn auf, und ließ sich die Thaten seines Vaters vorerzählen. Letzterer war gleichfalls bei dem Ausbruche des 7jährigen Krieges von seinem Posten in Wien nach Karlsruhe abgegangen.

Bei dieser Gelegenheit huldigte S. mit Ehrfurcht zuerst dem damaligen Nestor, an Jahren und Weisheit, der teutschen Reichsfürsten, dem regierenden Markgrafen von Baden. Auch sah er Schlosser wieder, einen von den wenigen Gelehrten, deren Unterhaltung ihren Werken, ihrem Rufe entsprach, und der mit Klarheit und Wärme, Sonnen ähnlich, seine Ideen vortrug. Dagegen war Karlsruhe gegen Wien eine Koulissen-Stadt, eine mathematische Figur ohne Leben und Farbe!

In Bruchsal regierte derzeit der Fürst Bischoff aus dem Hause Limburg-Styrum, einer der originellsten Menschen und Regenten. Seine Geschäfte in letzterer Eigenschaft hatte er in Tabellen und Fächer geordnet, das Ganze war ein Uhrwerk, wo alle

Theile in einander griffen, und selbst Nebendinge, als wesentlich, von ihm behandelt wurden. Er führte die Reisenden in ein Kabinett mit unzähligen Schubfächern, und bewies ihnen, daß er sofort unter andern angeben könne, wie die Schildwache heiße, die an irgend einem Thore der Städte seines Landes stehe, und an welchem Wächter in irgend einem Dorfe die Reihe, zu wachen wäre. Als aber der Genuß der Tafelfreuden begann, da wurde unter andern ein ganzes Service von Ananas aufgetragen, durch die Kunst der Köche sehr mannigfaltig zubereitet, und den Beschluß machte gefrorner Rheinthaler auf Tokayer Fässer gefüllt.

Am 29. August war Z********* erreicht. Dort regierte der letzte Herzog, an Wollust und Grausamkeit ein Nero seiner Zeit. Die E.....sche Familie hatte den Thron mit dem Regenten getheilt, die Gattin früherhin auch das Bett. Jetzt trat sie hager und bleifarben, wie ein Gespenst, einher, und verschaffte nunmehr Genüsse, welche sie selbst nicht mehr gewähren konnte. Bei Tafel war die Gebieterin des Tages ein Fräulein von Montigny, die Nachbarin von S., welcher sorgfältig sich hütete, sich mit ihr von ihren schönen Augen zu unterhalten.

Eben deshalb wollte er seine Bestimmung erweitern gleichsam veredeln, und hatte dem Minister Herzberg geschrieben: Wie er wünsche, die preußischen Staaten in kameralistischer und finanzieller Hinsicht zu bereisen, damit, bei einer späteren Anstellung, er desto nützlicher seinem Vaterlande werden könne. Nachdem dieses zugestanden ward, wurden Pläne entworfen, in Berlin oder Regensburg zuvörderst einen hierzu vorbereitenden Cursus zu beginnen, und demnächst die Reise in allen Theilen der Monarchie anzutreten. Botanik und die Theorie der Landwirthschaft hatten S. bereits in dem letzten halben Jahre zu Wien oft beschäftigt. Mit Graf S. G. war er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben. Als er die erste so liebevolle Antwort in Wien von ihm erhielt, beschloß er die in seinem Tagebuche geschilderte Freude über den Inhalt derselben mit den Worten:

„Reicher an einem Freunde, welchen nicht Eigennutz mir zugeführt, sondern den mein Herz mir erworben hat, bin ich stolz auf diesen Gewinn. An der Hand der edelsten Menschen durch das Thal des Lebens hin zu wandern, das heißt des höchsten Glückes theilhaftig werden, was es für uns enthalten kann.“ —

Plötzlich empfing S. von Graf S. G. einen Brief, in welchem er ihm den Vorschlag machte, auf einer Geschäftsreise nach mehreren deutschen Höfen hin ihn zu begleiten. Mit freudigem Herzen ging S. diesen Vorschlag ein, und so trennte er sich von den Wiener Flittern.

Dankbar erinnerte er sich stets des Arnsteinischen und Puffendorffschen Hauses, beide für Fremde derzeit die interessantesten in Wien mit, wo Bildung und Geschmack an der Tagesordnung war. Was der materielle Sinn und auch was die feineren Sinne dem Sterblichen hier gewähren können, beides hatte S. in Wien genossen. Bestätigt war ihm nun wieder durch eigene Erfahrung die Wahrheit, daß stete Ruhe halber Tod, und steter Genuß vernichtend für die Empfindung selbst sey, die uns beglücken soll. Graf S. G. hatte indessen seine Reise bereits angetreten, und S. dieses angezeigt, damit er nicht vergeblich Regensburg erreiche. Allein der Entschluß ihm zu folgen war einmal unabänderlich gefaßt, und so trennte sich S. am 17. August 1789 von der Gesandtschaft.

Am 21. traf S. in Regensburg ein, und indem er drei Nächte zu Hülfe nahm, erreichte er S. G. unter stetem Sturm und Regen am 25. in Karls-

den wurde, auch dann nicht, als sie das gewohnte Papierbilder-Schneiden und Aufkleben mit der Einweihung in die Fichtesche Philosophie vertauschte.

Die zierlich gezierte B....., die unterdrückte Witwe, wie sie sich selbst mit Rührung nannte, das gelblichte Gesicht von einem grünen Hütlein beschattet, süßlich falsch, und bitter klatschhaft, des Höckers ohnerachtet zart und überzärtlich. Ihr gegenüber der lange S....., ein Mann aus Bindfäden zusammengesetzt, deren Schlußknoten den Kopf bildete, auf welchem aller Federhüte Federhut wackelte. Selbst von ihm erfunden war das himmelblaue Kriegskleid mit rosenfarbenen Aufschlägen. Mit der Liniengestalt des Helden bildete sein Schwert das Todtenkreuz eines Dorf-Kirchhofs. Neben ihm die himmelhohe Schwester (Gräfin K.), langweiliger noch als lang, und dennoch lange geliebt von einem kurzen runden Manne, der nicht der ihrige war. Die Masse des Taxischen Garde-Hauptmanns (Baron F.) hätte fallend beide, und dazu einen macedonischen Phalanx erdrückt. Zum Schlusse dieser Gruppe der Baron St....., der eifrig einem Kollegium der Politik zusteigt, die Pforte der österreichisch Fahnenbergschen Politik verfehlt, und dagegen in den Kloak des Politikers versinkt. — Ge-

den Uebelgeruch nehme hier einen Platz ein der viel duftende Freiherr aus Schwaben von B....., in Frankreich durchräuchert und geschmückt, im vielblumig bestickten Seidengewande, in dem Westen-Knopfloche einen Straus von italienischen Blumen, den Degengriff friedlich in Bändern verhüllt, und über der Stirn, auf welcher ein Schüler Galls Protuberationen von Voltair ausgetastet, ein bis zur Durchsichtigkeit gedehnt erhöhetes Toupe, für welches ein Hauch des Westwindes ein wüthend vernichtender Sturm gewesen wäre.

Um diese Zeit war in Regensburg ....., Gräfin .... aufgetreten. Eben so berühmt durch ihre Reize, ihren Reichthum, wie ihre Schicksale, schien es, als wiche sie den Stürmen gegen sie im Norden von Teutschland aus, und wolle im Süden den Hafen der Ruhe auffinden. Sehr jung mit ihrem Gatten vermählt, mochte dieser, derzeit ..... Alcibiades genannt, durch jugendliche Flatterhaftigkeit mißleitet, sie vernachlässigt haben, und so waren in ihrem brausenden Herzen Eifersucht, dann Rachgefühl entstanden. Aufgewachsen im Schooße des Glückes, von der Welt bewundert und beneidet, erschien es ihr unbegreiflich, ihre Liebe unerwiedert, durch Andere ihres Geschlechts sich verdrängt und übertroffen zu sehen. In Herrschsucht erzogen, eigensinnig und

schnell auflodernd, mögen leicht die Banden ihrer Liebe statt Blumengewinde oft lastende Fesseln gewesen seyn. Mit Rachgefühle gegen den ungetreuen Gatten erfüllt, erwiederte sie Untreue mit Untreue, lebte bald mit diesem, bald mit jenem, hatte erklärte und heimliche Anbeter. Zu den ersten gehörte der Kammerherr Baron von M....., und als dieser sich einst in ihren Armen befand, ließ sie dieses ausdrücklich ihrem Gatten verkündigen, indem sie seiner Rache trotzte. Sie reisete mit Letzterem nach ....., eroberte dort das Herz des ———— v. ....., verwickelte darüber den Gatten in Verhältnisse, welche diesen bestimmten, plötzlich ———————— zu verlassen. Nun drang sie auf Scheidung, und da der Mann selbige zu vermeiden suchte, so kostete es ihrer Weiblichkeit nichts, öffentlich die Namen derjenigen zu nennen, mit welchen sie die Ehe gebrochen hatte, um hieraus den gerichtlichen Beweis zu führen, daß eine Ehe, wie die ihrige verletzt, getrennt werden müsse. Eben hatte die Scheidung stattgefunden, als sie nun in Regensburg auftrat. Der männlichen Jugend in diesen altteutschen Mauern war die Erscheinung neuer Jugendfülle erwünscht und weckte die Hoffnung derselben.

Die bis dahin allein herrschenden Damen maßen

den Gegenstand mit neugierigen Blicken und versicherten bald, ein Mißverhältniß an einer der Schultern entdeckt zu haben. Als aber nun die Diamanten der Angekommenen die Uebrigen verdunkelten, da wurde bittre Rache geschworen und die Vollziehung derselben der weiblichen Zunge übertragen. Dem Altare der Gräfin ..... entzog die neue Göttin einen ohnedies flüchtigen Anbeter. Er mochte die Schwächen der Vorgängerin verrathen haben, und die Gräfin erwiederte nun Beschuldigungen mit Gegenbeschuldigungen. Einige ältere Herren traten zusammen und wollten wenigstens das Ausbrechen der Flamme verhindern. Die Gräfin fühlte, daß sie Rathes und Schutzes bedürfe; sie hatte sich überzeugt, daß wenn ein Mann von Charakter, der aufrichtig sie liebte, mit ihr verbunden wäre, sie gegen Rückfälle in frühere Verirrungen geschützt sey. In dieser Stimmung warf sie ihre Augen auf S., vielleicht grade deshalb, weil er den Kreis ihrer Anbeter nicht vermehrt hatte. Sie suchte ihn an sich zu ziehen. Bald sollte er ihr Bücher ordnen, bald die Mandoline spielen. Allein er that weder das eine noch das andre.

Das Thema des Gesprächs, welches sie angab, war stets ernsthafte Betrachtungen über ihre Vergan-

genheit und der ausgesprochene Vorsatz, sich mit einem Manne von festen Grundsätzen zu vereinigen. S. bestärkte sie hierin im allgemeinen, umging aber stets die Anwendung auf sich, und konnte dieses natürlich nicht anders, als indem er hierin sie nicht zu verstehen schien. Einerseits hatte die Art ihrer üppigen Schönheit für ihn weniger Reiz — gewagt schien ihm die Aufgabe der Leitung — sein Herz begann schon für seine künftige Lebensgefährtin zu schlagen — endlich hinderte selbst das Mißtrauen in sich selbst ihn wenigstens die volle Ueberzeugung anzunehmen, daß er der Gewählte sey.

Eines Morgens nach einer Redoute, wo er als Spanier vermummt erschienen, ward ein französischer Brief ohne Unterschrift an ihn abgegeben. Vieles war in selbigem zum Lobe des zu bescheidenen Spaniers gesagt — eine Dame schätze, liebe ihn. Das Gewand, in welchem das gesagte eingekleidet, war vorzüglich zart und geistvoll. S. vermuthete freilich vor allen, daß die Gräfin die Verfasserin sey, dennoch war es ihm ungewiß, weil er die Handschrift derselben nicht kannte, und kurz vorher Briefe ähnlichen Inhalts eingetroffen waren. Da erinnerte er sich eines von ihr geliehenen Buches, fand, daß sie

in selbiges ihren Namen eingeschrieben habe, verglich die Handschriften, und beide waren von einer Hand. Er hätte sich jetzt erklären können und es auch sollen. Er that es nicht und verschwieg der Gräfin den Empfang des Briefes, hauptsächlich auch aus Scheu, etwas zu sagen, das, wie es auch verhüllet wird, immer empfindlich zu hören ist. Die Gräfin war unversiegbar in Anspielungen, und als er sie einige Tage nachher, wie sie die Redoute verließ, nach ihrem Wagen hin begleitete, so schlug sie vor, ihn in seiner Wohnung abzusetzen.

Diesmal sollte das Eis gebrochen werden und da die Fahrt kaum hundert Schritte betrug, so wußte sie es so einzurichten, daß grade, als selbige beendigt waren, S. aus ihrem Munde hörte: Die Gräfin wäre die Verfasserin des Briefs und der Spanier „c'est vous.“ Glücklicherweise war mit der Fahrt auch das Gespräch beendigt. Aber nun blieb allein eine offene Erklärung übrig. Diese fand schriftlich statt. Empfindlich antwortete die Gräfin. Die Möglichkeit, ihren Reizen zu widerstehen, blieb ihr unerklärbar, und so gab sie in der Folge unter andern diesem Widerstande die Deutung von verkehrtem

Geschmacke, weil sie S.s vertrauliche Freundschaft mit seinem nachmaligen Schwager bemerkt hatte.

War auch der Gegenstand der ersten Wahl verabschiedet, so beharrete sie dennoch bei dem gefaßten Grundsatze. Sie fand einen Domherrn Grafen S., gebildet in der Schule der Sinnlichkeit und ausgestattet mit originellem Witze in der Unterhaltung. Er wurde auserkoren, bedurfte aber der Einwilligung des Papstes, welche dieser versagte. Ein Verdruß über ihren Kutscher führte die Schönheit schnell dem Grabe zu und nun ruhet sie nicht fern von der engelreinen K..... G.

Nicht immer bewies S. gleiche Kälte gegen Schönheit. Eine Frau, welche wenigstens einen italienischen Namen führte, lud ihn zu sich ein. Er dachte an Italiens Eifersucht, bewaffnete sich und folgte der Einladung. Der Weg zu der Grazie hin ging freilich durch düstre Hallen, spärlich von einer S. begleitenden Zofe erleuchtet. Allein zuletzt hatte dennoch die Donna für Erleuchtung, für ein ausgesucht stärkendes Mahl und für Erwärmung gesorgt, und versicherte lächelnd, der Waffen hätte es nicht bedurft, da ihr Mann ein Feind der Eifersucht sey. S. sah sie einmal und dann ihrer Wünsche ohner-

achtet nicht wieder. Zu Bekanntschaften dieser Art gaben vor allen die Redouten Veranlassung. S. hatte vorzugsweise für diese dann einen sehr regen Sinn, wenn es darauf ankam, die übernommene Rolle andre neckend, und sich vertheigend, durchzuführen, und für beides hatte er Talent und Glück. Die komischen Rollen zog er denjenigen vor, welche eigentlich Putz-Rollen genannt werden sollten, weil es in selbigen nur darauf ankömmt, sich durch Form der Kleidung verschönert zu zeigen. Zweier Rollen mag hier erwähnt werden. Die erste die des Fürsten Ypsilanti. Willkürlich war eigentlich der Name gewählt, unter welchem S. im Herrscher Talar, mit Scepter und Krone auftrat, begleitet von einem Kammerherrn und einem Scharfrichter. Der erstere trug selbst am Rockschooße einen so allmächtigen Schlüßel, daß es ihm unmöglich wurde, während der Dauer des Festes sich nieder zulassen. Er führte aber auch einen Netz-Sack mit Kammerherren-Schlüsseln bei sich, welche der Monarch huldreich vertheilte. Jede Widerrede ahndete stracks der Scharfrichter mit dem Schwerdte oder der Schnur. Auch war eine große Charte des Reichs vorhanden, auf welcher zwar viele Lust- und Jagdschlösser, Wohnungen für abgefundene

Maitreſſen, Wein-Magazine, dergleichen für Zehnten, Schatzkammern u. ſ. w. verzeichnet waren, dagegen bei den Artikeln Armenhäuſer, Hoſpitäler, Schulgebäude ꝛc. ein lediges Vacat ſtand.

Der *****iſche Geſandte (Graf S.....) allein nahm es übel, und zwar weil bei dem Scherze auch eine Königskrone gebraucht ward. Die übrigen lachten und er verſtummte. Bei einem andern Balle befand ſich das Serail des Großherrn verſammelt, zahlreich gebildet von Damen, aus vielen Ländern für ſelbiges entführt, und dieſe Damen waren — Reichstagsgeſandte. Selbſt der ehrwürdige Görtz, ſo gern mit den Frohen fröhlich, ſtellte eine reizende Engländerin vor. Der würtembergiſche Seckendorff ſpielte die Rolle einer chriſtlichen Hofdame im Reifrocke, die Schleppe von einem Affen getragen, damit deſto deutlicher auf ſelbiger ein Baumgang von Pomeranzen-Bäumen erblickt würde, welcher von unten hinauf nach dem Mittelheile des Körpers führte, auf welchem ein zwiſchen den Bäumen fliegender Cupido ſeinen Pfeil losdrückte. S. hatte bei dieſen Damen die Rolle des Marquis Tendron, umſchwebte ſie in der beweglichſten Zärtlichkeit, in ſtetem Kampfe mit dem Haupte der Verſchnittenen (Graf Caſp.

Sternberg). Auch hieraus ergiebt sich, daß der Reichstag keinesweges den Vorwurf pedantischer Steifheit verwirkt hatte. Mit mehrerem Rechte schienen ihn andre zu treffen; allein auch hierin fand sich mancher ungerechte Schein. Die Ankläger wollten in der Reichsversammlung einen Senat, gebildet von Senatoren mit einem Consul an ihrer Spitze, erblicken, welche nun, sobald sie nur mit einander einverstanden waren, in erster und letzter Instanz über das Wohl des Ganzen entschieden. Dagegen stimmten die Reichstagsgesandten nur nach den von auswärts her ihnen zukommenden Instruktionen, ohne in manchen Fällen auf den Inhalt derselben auch nur durch geeignete Vorträge einwirken zu können. Bei den größeren Höfen hing der Inhalt dieser Instruktionen nicht selten allein von der europäischen, nicht aber von Deutschlands Politik ab. Andre Höfe zögerten absichtlich, um sich den Zug frei zu erhalten, oder weil ihr letzter Kummer der Reichstag war — die Schwächeren schwankten, welchem der Mächtigeren sie sich anschließen würden. So waren die Hindernisse des Fortschreitens von außen her. Allein es gab deren auch von innen, welche die Gesandten nicht verschuldet hatten. Bei dem Reichstage sollte

nach dem deutschen Reichs-Staatsrechte verfahren werden. Der kaiserliche Hof hätte ein solches aus der Periode Karls des Großen, oder Karls V., allen andern vorgezogen. War nun gleich, vorzüglich durch den Westphälischen Frieden, hierin vieles wesentlich geändert, so befanden sich dennoch im Hintergrunde Karolinische Tendenzen. Verschieden von einander waren das Staatsrecht der geistlichen, der katholischen, der churfürstlichen, der größeren Höfe, von dem der weltlichen, der protestantischen, der fürstlichen und der kleineren. Wer über dasselbe Recht den Vortrag in den Hörsälen zu Wien, Halle, Göttingen, Marpurg, Würzburg, Mainz ꝛc. vernahm, mußte nun erst mit sich selbst als Eklectiker sich einigen. An die Stelle des früheren Gemeinsinns für Deutschlands Wohl war schnöder Partikular-Sinn getreten, und diesen zu tödten vermochte die Reichstags-Versammlung nicht.

Die früheren religiösen Reibungen hatten die Zeit und der Indifferentismus derselben in Glaubenssachen sehr gemindert. Joseph II. dachte nicht wie Ferdinand, und zog selbst die Klöster ein, deren Aufhebung von Seiten der Protestanten in der Reformations-Periode Hauptgegenstand des Kampfes gewesen war. War also der Reichstag überflüssig ge-

worden, eine Einigung ohne Kraft, ein Gebäude ohne Schutz für die Bewohner? — Keinesweges so lange die Reichsverfassung bestand. — Einen Centralpunkt mußte selbige haben, eine Halle, wo das gegenseitige Interesse vertheidigt, abgewogen und wo möglich ausgeglichen werden konnte, wo die Stimme des gedrückten Bundesgliedes von den übrigen gehört und der Stoff zur Feststellung der öffentlichen Meinung bearbeitet wurde. Fehlte dieser, so verlor sich schnell das Interesse Deutschlands in der Gesammtheit der europäischen Staaten.

Jede Verfassung, selbst die neueste des deutschen Bundes, sinkt hinab zu einer lebloſen Form, wenn diejenigen, welche sich in selbiger bewegen sollen, ohnmächtig ruhen. Die im neueren Bunde verhält sich zu der früheren Reichs-Verfassung, wie ein Schattenriß zu einem Gemälde von Denner. Indessen jene nur Hauptlinien zieht, beschäftigt sich diese mühsam mit den Einzelnheiten. Jene will hauptsächlich die Fürsten schützen, diese übersah den kleinsten Staatsbürger nicht. Durch Ursitte, Gewohnheit von Jahrhunderten, durch Kämpfe und Verträge war die letztere, die erstere hauptsächlich durch die Gewalt der Waffen, durch den Wunsch, den Besitz erhaltener Ver-

größerung sanktionnirt zu sehen, und durch den Noth-stand derer gebildet, welche besorgten, das Schicksal der Mediatisirten zu theilen. Diese wird wie die erstere fallen, wenn gegenseitige Eifersucht nicht den Mangel ächt deutschen Gemeinsinns ersetzt.

Am Reichstage erkannte man in der Periode vor dessen Auflösung eigentlich nur drei Hauptpar-theien, die österreichische, die preußische und eine aus dem Bewußtseyn eigener Schwäche gemäßigte. Er-schüttert war das frühere Ansehen des Kaiserhofes hauptsächlich durch Josephs Scepter, durch den Abtritt vieler aus dem österreichisch-katholischen Anhange, und das Gewicht, was jener verloren, in Preußens Schaale gelegt. Auch manches trug dazu die Persönlichkeit des damaligen Chur-Brandenburgischen Gesandten bei, der, entsprossen aus einem Reichsgeschlechte, ge-bildet in der Schule alter ritterlicher Rechtlichkeit, vaterländischen Sinnes und des älteren Staatsrechts, nicht als königlicher, sondern als churfürstlicher Ver-treter sprach und handelte. Wie stand der edle Görtz so ganz verschieden dort von einem B.... L..... aktenkundig gedruckt genannt als ein in Wetzlar bestochener Richter, indem seine Gattin die sogenann-ten goldnen Tapezier-Nägel doch wohl für ihn in

Empfang nahm — von einem jesuitischen Baron H....., allein in finsteren Winkellinien wirkend, gepeinigt von Ehrsucht und durch diese zuletzt wahnsinnig. Der Grad äußerer und selbst empfundener Achtung, welcher den früheren Reichstags-Gesandten wurde, wird nie denen des Bundestages werden. Der Magistrat der nunmehr freien Stadt Frankfurt will höher stehen, als der der freien Reichsstadt Regensburg. In dieser stellte der größere Kaufmann sich dem Diplomaten nicht gegenüber und der Zuruf „vom Reichstage“ — besaß eine Art magische Kraft. Freilich hemmte diese nicht selten den Gang der Polizei, zu Zeiten auch den der Gerechtigkeit, denn jeder Gesandte konnte Schutzherr seyn. War diesem noch der Schutz der Reichs-Stifter und einiger Klöster zugesellt, so gab es wohl nirgends eine so vielseitige und vielköpfige Justiz, als die der wailand Reichsstadt gewesen ist. Ein trauriger Anblick war es, als nach der Auflösung des Senats der Repräsentanten deutscher Fürsten nun auf den Befehl der Höfe, die gesandtschaftlichen Archive den Flammen übergeben wurden. Die seit Jahrhunderten gesammelten Urkunden so vielen Fleißes, rastlosen Wirkens und Treibens, mühevoller Tage und durchwachter

Nächte — — loderten auf, in Frachtwagen herbeigefahren, in flüchtigen Dampfeswolken. Ein Reisender fand bald nachher in dem einstigen Versammlungssaale der Comitialen eine Sammlung von wurmstichigem Hausgeräthe und auf dem Kaiser-Throne eine Wiege hingestellt. Wie S. am Schlusse des Jahres 1789 dachte, was er empfand, dieses schildert nachstehende Rechenschaft, welche er sich damals in seinem Tagebuche ablegte.

Jahresschluß 1789.

„Sechs und zwanzig Jahre meines Lebens erblicke ich an diesem Tage hinter mir, vielleicht bei weitem der größere Theil von der Summe der mir bestimmten, und wenn auch nicht der größere, gewiß doch der glücklichere Theil meines Lebens. Weilet, ach weilet, ihr letzten Augenblicke des scheidenden Jahrs, doch ach ihr flieht! Der Strom, der euch mit sich fortreißt, kehrt nie wieder, nie bringt ihr wieder Freude meinem Herzen! Manches Wohl, manches Weh hat mir dies Jahr gebracht. Zunehmende Augenschwäche zwang mich, so manches Geleise, das ich mir bezeichnet, zu verlassen; fast in allen meinen Plänen ward ich durch diesen Umstand wankend gemacht und das Unbestimmte in meiner

Lage erlaubte mir nie, mich genau zu entscheiden. Bald belebte mich Hoffnung der Genesung, bald ließ mich Verzweiflung in ländlicher Ruhe, in der gänzlichen Entfernung von Büchern und Schriften allein Rettung für mich erblicken. Der landwirthschaftliche Plan litt durch meine gescheiterten Absichten auf Seeburg, so wie durch meine darauf gefolgte Verbindung mit dem Grafen S. G. einen gewaltigen Stoß, aber meine politischen Aussichten sind meinem physischen Zustande nicht gemäß genug, daß sie mich ernstlich beschäftigen könnten. Mein Blut ward kälter, mein Ehrgeiz schwächer. Das Glück in der großen Welt, das ich genoß, reizt mich nicht mehr; aber der Taumel in selbiger zwingt mir den sehnlichen Wunsch nach Ruhe ab. Inniger und stärker wird täglich der Sinn nach häuslichem Frieden und stillem Wirken um mich her, doch zwinge ich mich noch, Geschmack an der großen Welt zu finden, und suche meine Neugierde zu reizen, sie fernerhin noch zu beachten. Wohin nun dieses Zusammentreffen von Plänen mich führen wird, das mag die Gottheit wissen, deren Leitung ich mich überlasse, die mir vielleicht Umstände bereitet, die entscheidender für mich, denn die jetzigen sind. Literarisch vervollkomm-

nete ich mich in dieſem Jahre, wo ich von Büchern entfernt leben mußte, wenig, aber in der Ausbildung meiner Grundſätze, meines Wollens, that ich einige glückliche Fortſchritte, die mich dem Ziele, ein rechtſchaffener nützlicher Mann zu ſeyn, näher führten. Läßt das Schickſal mir die Kräfte meines Körpers und Geiſtes ungeſchwächt, o ſo bin ich einſt Freund meiner Freunde, den Unglücklichen eine Stütze, und mich belebt der Eifer, die Pflichten meiner Verhältniſſe zu erfüllen. Aber ein Gedanke — ſchrecklich, ſchon ſuchte ich mich mit ihm bekannt zu machen — vielleicht erblicken meine Augen den erſten Sonnenſtrahl des 91ſten Jahres nicht mehr, und doch lebe ich, lebe, um lebend dann die Nacht der Gräber um mich her zu erblicken, für welche kein Morgen tagt, wie der, welcher nach dem Tode anbricht!

Drittes Kapitel.

Aus dem Tagebuche S.s — Graf S. G. — Deſſen Gattin. — Graf R***g. — Leipzig. — General v. R. — Wetzlar. — Ems. — Meienberg. — M..... v. B..... — Kaiſerkrönung in Frankfurt. — Gräfin Lambertini. — Einige Scenen der Feſtlichkeiten. — Der weibliche Doctor Schlözer. — Der ältere Graf S. G. — Die Marquiſe Ch. — Johannes von Müller. — v. U. — Emilie von Berlepſch. — Gualterei. — v. Wißmann, — Sp.....

Schon der Mittag in S.s Leben war nicht ſelten ernſt, ſelbſt düſter. Den Grund zu der letzteren Stimmung mochte hauptſächlich die ſitzende Lebensweiſe des Knaben gelegt haben, denn es regte ſich ja ſchon damals in ihm der hypochondriſche Dämon. Ausgelaſſenheit und finſterer Sinn grenzten oft bei ihm nahe an einander. Froh war er, als Formey, nachmaliger Arzt in Berlin, auf ſeiner Reiſe in Regensburg ihm zuſprach. Da galt es Erinnerungen

aus der früheren Zeit, und genügten nicht die Stunden des Tages, so reiheten sich ihnen die der Nacht an. Liebe, Freundschaft und Wein, sind es nicht die am meisten heroischen Ingredienzien in dem Zauber dieses irdischen Lebens? Leicht, oft fast zu plötzlich, waren in dem Umgange mit S. die Uebergänge vom Ernst zum Scherze und umgekehrt. Zwei Saiten in seinem Geiste erklangen nicht selten, eine satyrische und eine allegorisch-dichterische. Schon in der Schweiz hatte er die letztere geübt. So waren zwei Dichtungen entstanden und in Momenten der Stimmung fortgesetzt worden, welche auch jetzt noch in selbigen ihn beschäftigten. Die eine: ein reisender Reinecke Fuchs, in welcher dieser, was er sah, hörte, dachte, fühlte, in allegorischen fabelartigen Erzählungen schilderte. Sich selbst in Geistesarbeiten der strengste Richter, höchst selten mit dem, was er geleistet, zufrieden, hielt dennoch manches in diesem Reinecke auch die Prüfung in späteren Jahren aus. Die andre war: „Grundaus Burgemeister in Bullenau“ — betitelt, und eine bitter beißende Satyre gegen die blinde Neuerungs-Sucht. Dem Grundaus, Consular-Regenten einer kleinen alterthümlichen Stadt, wollte nichts genügen, was vorhanden war. Alles riß er

ein, bemühet jedes Neuersonnene dem beschränkten Punkte seiner Vaterstadt triumphirend einzuverleiben. Er würde den Mausefallen die Form eines Pantheons gegeben — die Nachtwächter Ciceros Redeweise gelehrt — dem Kartoffel-Kraute Hesperiden-Aepfel eingeimpft und in der halberloschenen Inschrift eines vormaligen Bullenauer Küsters deutliche Spuren von Cäsars Bullenauer Bürgerthum entdeckt haben. — Der spätere landwirthschaftliche Beruf lähmte jede andre literarische Neigung, und da S. ein erklärter Gegner alles nicht vollendeten blieb, so sollen auch diese in Vergessenheit ruhen. — Die Lütticher Angelegenheit veranlaßte um diese Zeit eine eben so kleine, als übrigens unbedeutende Druckschrift aus Ss. Feder, ein Werklein, wie deren so viele am Reichstage erschienen, im politisch deklamatorischen Style. Sie war betitelt: Darstellung dessen, was in der Lütticher Sache durch die Erklärung des Geheimen Kreis-Directorial-Raths v. Dohm vom 26. Novbr. v. J. für Deutschland bewirkt und vermieden worden. 1790. Mag diese einigen Beifall gefunden haben, der Verfasser winkte ihr selbigen nicht zu.

Bald nachher erfolgte von dem damaligen Minister Graf Herzberg ein gegen Graf S. G. ausge-

sprochener Antrag, S. den preußischen Gesandtschafts-Posten in München zu übertragen. Dieses wäre also der erste Schritt zu der Erreichung einer Bestimmung gewesen, welche lange früherhin für S. das Ziel aller seiner Wünsche war. Jetzt war der Sinn umgestimmt. Zu den früheren, bereits erwähnten Gründen dieser Umstimmung kam noch der hinzu, daß S. mit Ideen einer ehelichen Verbindung sich beschäftigte und dabei von dem Grundsatze ausging, mit einem Gesandten-Posten sey der Genuß häuslicher Freuden ganz unverträglich. Früher war von Seiten des Ministers ein zweiter Constantinopolitanischer Vorschlag erfolgt. S. lehnte beide Anträge ab und diese Ablehnung entschied wahrscheinlich für sein übriges Leben. Hätte er einen derselben angenommen, so würde er mit der angestrengtesten Kraft die Berufs-Pflicht erfüllt haben; denn es lag nun einmal in ihm, nichts nur zur Hälfte zu leisten. Dieser Eifer würde Beifall erweckt, der Beifall weitere Beförderungen nach sich gezogen haben und die Stellung in einer größeren Sphäre. Einmal hinein getreten in diese Bahn, würde S.s Beharrlichkeit ihm nie verstattet haben, selbige wieder zu verlassen, am wenigsten dann, wenn späterhin Preußens Fall und

Wiederauferstehung auch den angestellten Staatsdiener beschäftigt hätten. Das Ansehen, vielleicht auch einigen Ruhm, der hiebei zu erwerben gewesen wäre, verscherzte nun S., und wahrlich dieses hat er nie bereuet. Dagegen aber fristete er bei dem Aufenthalte auf dem Lande gewiß um mehrere Jahre sein Leben, und war er auch bei der Wiedererrichtung des Staats zu seinem Antheile nun nicht berufen, so ließ er dennoch manche nützliche Spur seines Daseins zurück. Zu Berlin war übrigens sein Austritt aus der diplomatischen Laufbahn auch späterhin gemißbilligt worden und er mußte darüber nach Jahren von dem Minister Grafen Haugwitz und Andern Vorwürfe vernehmen, welche indessen zugleich ein günstiges Urtheil über ihn enthielten.

Schon früher hatte S. mit der Führung eines Tagebuchs es nicht so strenge mehr genommen. Nur durch irgend etwas ausgezeichnete Tage wurden geschildert und so entstand nach und nach eine Art Kalender mit kurzen Bemerkungen, wo und wie der Tag verlebt worden war. Oft bereuete er es späterhin, wenigstens über die Zeitbegebenheiten, in welchen er gelebt, über die Menschen, die er in selbigen handelnd oder leidend gefunden, nichts vollständigeres aufge-

Nächte — — loderten auf, in Frachtwagen herbeigefahren, in flüchtigen Dampfeswolken. Ein Reisender fand bald nachher in dem einstigen Versammlungssaale der Comitialen eine Sammlung von wurmstichigem Hausgeräthe und auf dem Kaiser-Throne eine Wiege hingestellt. Wie S. am Schlusse des Jahres 1789 dachte, was er empfand, dieses schildert nachstehende Rechenschaft, welche er sich damals in seinem Tagebuche ablegte.

Jahresschluß 1789.

„Sechs und zwanzig Jahre meines Lebens erblicke ich an diesem Tage hinter mir, vielleicht bei weitem der größere Theil von der Summe der mir bestimmten, und wenn auch nicht der größere, gewiß doch der glücklichere Theil meines Lebens. Weilet, ach weilet, ihr letzten Augenblicke des scheidenden Jahrs, doch ach ihr flieht! Der Strom, der euch mit sich fortreißt, kehrt nie wieder, nie bringt ihr wieder Freude meinem Herzen! Manches Wohl, manches Weh hat mir dies Jahr gebracht. Zunehmende Augenschwäche zwang mich, so manches Geleise, das ich mir bezeichnet, zu verlassen; fast in allen meinen Plänen ward ich durch diesen Umstand wankend gemacht und das Unbestimmte in meiner

Lage erlaubte mir nie, mich genau zu entſcheiden. Bald belebte mich Hoffnung der Geneſung, bald ließ mich Verzweiflung in ländlicher Ruhe, in der gänzlichen Entfernung von Büchern und Schriften allein Rettung für mich erblicken. Der landwirthſchaftliche Plan litt durch meine geſcheiterten Abſichten auf Seeburg, ſo wie durch meine darauf gefolgte Verbindung mit dem Grafen S. G. einen gewaltigen Stoß, aber meine politiſchen Ausſichten ſind meinem phyſiſchen Zuſtande nicht gemäß genug, daß ſie mich ernſtlich beſchäftigen könnten. Mein Blut ward kälter, mein Ehrgeiz ſchwächer. Das Glück in der großen Welt, das ich genoß, reizt mich nicht mehr; aber der Taumel in ſelbiger zwingt mir den ſehnlichen Wunſch nach Ruhe ab. Inniger und ſtärker wird täglich der Sinn nach häuslichem Frieden und ſtillem Wirken um mich her, doch zwinge ich mich noch, Geſchmack an der großen Welt zu finden, und ſuche meine Neugierde zu reizen, ſie fernerhin noch zu beachten. Wohin nun dieſes Zuſammentreffen von Plänen mich führen wird, das mag die Gottheit wiſſen, deren Leitung ich mich überlaſſe, die mir vielleicht Umſtände bereitet, die entſcheidender für mich, denn die jetzigen ſind. Literariſch vervollkomm-

nete ich mich in dieſem Jahre, wo ich von Büchern entfernt leben mußte, wenig, aber in der Ausbildung meiner Grundſätze, meines Wollens, that ich einige glückliche Fortſchritte, die mich dem Ziele, ein rechtſchaffener nützlicher Mann zu ſeyn, näher führten. Läßt das Schickſal mir die Kräfte meines Körpers und Geiſtes ungeſchwächt, o ſo bin ich einſt Freund meiner Freunde, den Unglücklichen eine Stütze, und mich belebt der Eifer, die Pflichten meiner Verhältniſſe zu erfüllen. Aber ein Gedanke — ſchrecklich, ſchon ſuchte ich mich mit ihm bekannt zu machen — vielleicht erblicken meine Augen den erſten Sonnenſtrahl des 91ſten Jahres nicht mehr, und doch lebe ich, lebe, um lebend dann die Nacht der Gräber um mich her zu erblicken, für welche kein Morgen tagt, wie der, welcher nach dem Tode anbricht!

Drittes Kapitel.

Aus dem Tagebuche S.s — Graf S. G. — Deſſen Gattin. — Graf R***g. — Leipzig. — General v. R. — Wetzlar. — Ems. — Meienberg. — M..... v. B..... — Kaiſerkrönung in Frankfurt. — Gräfin Lambertini. — Einige Scenen der Feſtlichkeiten. — Der weibliche Doctor Schlözer. — Der ältere Graf S. G. — Die Marquiſe Ch. — Johannes von Müller. — v. U. — Emilie von Berlepſch. — Gualterei. — v. Wißmann, — Sp.....

Schon der Mittag in S.s Leben war nicht ſelten ernſt, ſelbſt düſter. Den Grund zu der letzteren Stimmung mochte hauptſächlich die ſitzende Lebensweiſe des Knaben gelegt haben, denn es regte ſich ja ſchon damals in ihm der hypochondriſche Dämon. Ausgelaſſenheit und finſterer Sinn grenzten oft bei ihm nahe an einander. Froh war er, als Formey, nachmaliger Arzt in Berlin, auf ſeiner Reiſe in Regensburg ihm zuſprach. Da galt es Erinnerungen

aus der früheren Zeit, und genügten nicht die Stunden des Tages, so reiheten sich ihnen die der Nacht an. Liebe, Freundschaft und Wein, sind es nicht die am meisten heroischen Ingredienzien in dem Zauber dieses irdischen Lebens? Leicht, oft fast zu plötzlich, waren in dem Umgange mit S. die Uebergänge vom Ernst zum Scherze und umgekehrt. Zwei Saiten in seinem Geiste erklangen nicht selten, eine satyrische und eine allegorisch-dichterische. Schon in der Schweiz hatte er die letztere geübt. So waren zwei Dichtungen entstanden und in Momenten der Stimmung fortgesetzt worden, welche auch jetzt noch in selbigen ihn beschäftigten. Die eine: ein reisender Reinecke Fuchs, in welcher dieser, was er sah, hörte, dachte, fühlte, in allegorischen fabelartigen Erzählungen schilderte. Sich selbst in Geistesarbeiten der strengste Richter, höchst selten mit dem, was er geleistet, zufrieden, hielt dennoch manches in diesem Reinecke auch die Prüfung in späteren Jahren aus. Die andre war: „Grundaus Burgemeister in Bullenau“ — betitelt, und eine bitter beißende Satyre gegen die blinde Neuerungs-Sucht. Dem Grundaus, Consular-Regenten einer kleinen alterthümlichen Stadt, wollte nichts genügen, was vorhanden war. Alles riß er

ein, bemühet jedes Neuerſonnene dem beſchränkten Punkte ſeiner Vaterſtadt triumphirend einzuverleiben. Er würde den Mauſefallen die Form eines Pantheons gegeben — die Nachtwächter Ciceros Redeweiſe gelehrt — dem Kartoffel-Kraute Hesperiden-Aepfel eingeimpft und in der halberloſchenen Inſchrift eines vormaligen Bullenauer Küſters deutliche Spuren von Cäſars Bullenauer Bürgerthum entdeckt haben. — Der ſpätere landwirthſchaftliche Beruf lähmte jede andre literariſche Neigung, und da S. ein erklärter Gegner alles nicht vollendeten blieb, ſo ſollen auch dieſe in Vergeſſenheit ruhen. — Die Lüttticher Angelegenheit veranlaßte um dieſe Zeit eine eben ſo kleine, als übrigens unbedeutende Druckſchrift aus Ss. Feder, ein Werklein, wie deren ſo viele am Reichstage erſchienen, im politiſch deklamatoriſchen Style. Sie war betitelt: Darſtellung deſſen, was in der Lüttticher Sache durch die Erklärung des Geheimen Kreis-Directorial-Raths v. Dohm vom 26. Novbr. v. J. für Deutſchland bewirkt und vermieden worden. 1790. Mag dieſe einigen Beifall gefunden haben, der Verfaſſer winkte ihr ſelbigen nicht zu.

Bald nachher erfolgte von dem damaligen Miniſter Graf Herzberg ein gegen Graf S. G. ausge-

sprochener Antrag, S. den preußischen Gesandtschafts-Posten in München zu übertragen. Dieses wäre also der erste Schritt zu der Erreichung einer Bestimmung gewesen, welche lange früherhin für S. das Ziel aller seiner Wünsche war. Jetzt war der Sinn umgestimmt. Zu den früheren, bereits erwähnten Gründen dieser Umstimmung kam noch der hinzu, daß S. mit Ideen einer ehelichen Verbindung sich beschäftigte und dabei von dem Grundsatze ausging, mit einem Gesandten-Posten sey der Genuß häuslicher Freuden ganz unverträglich. Früher war von Seiten des Ministers ein zweiter Constantinopolitanischer Vorschlag erfolgt. S. lehnte beide Anträge ab und diese Ablehnung entschied wahrscheinlich für sein übriges Leben. Hätte er einen derselben angenommen, so würde er mit der angestrengtesten Kraft die Berufs-Pflicht erfüllt haben; denn es lag nun einmal in ihm, nichts nur zur Hälfte zu leisten. Dieser Eifer würde Beifall erweckt, der Beifall weitere Beförderungen nach sich gezogen haben und die Stellung in einer größeren Sphäre. Einmal hinein getreten in diese Bahn, würde S.s Beharrlichkeit ihm nie verstattet haben, selbige wieder zu verlassen, am wenigsten dann, wenn späterhin Preußens Fall und

Wiederauferstehung auch den angestellten Staatsdiener beschäftigt hätten. Das Ansehen, vielleicht auch einigen Ruhm, der hiebei zu erwerben gewesen wäre, verscherzte nun S., und wahrlich dieses hat er nie bereuet. Dagegen aber fristete er bei dem Aufenthalte auf dem Lande gewiß um mehrere Jahre sein Leben, und war er auch bei der Wiedererrichtung des Staats zu seinem Antheile nun nicht berufen, so ließ er dennoch manche nützliche Spur seines Daseins zurück. Zu Berlin war übrigens sein Austritt aus der diplomatischen Laufbahn auch späterhin gemißbilligt worden und er mußte darüber nach Jahren von dem Minister Grafen Haugwitz und Andern Vorwürfe vernehmen, welche indessen zugleich ein günstiges Urtheil über ihn enthielten.

Schon früher hatte S. mit der Führung eines Tagebuchs es nicht so strenge mehr genommen. Nur durch irgend etwas ausgezeichnete Tage wurden geschildert und so entstand nach und nach eine Art Kalender mit kurzen Bemerkungen, wo und wie der Tag verlebt worden war. Oft bereuete er es späterhin, wenigstens über die Zeitbegebenheiten, in welchen er gelebt, über die Menschen, die er in selbigen handelnd oder leidend gefunden, nichts vollständigeres aufge-

zeichnet zu haben. — Ueberreich wäre der Stoff in einer Periode gewesen, wie frühere Jahrhunderte eigentlich sie nie enthalten hatten und auch später kaum sie enthalten werden. Eine gänzliche Umwandlung und europäische Unterjochung, der Umsturz alles dessen, was bis dahin für heilig und unantastbar galt, konnte wieder von Barbaren ausgehen, und Ueberbildung, Schwächung ein Raub der nur rohen Natur werden. Allein daß sogar ein gebildetes Europa von einer Nation, welche vor allen sich selbst für die vorzüglich gebildete hielt und auch von andern großentheils dafür gehalten wurde, daß von dieser aus mit Erfolge die Verfassungen, die Thronen, die Altäre der Gottheit zertrümmert, sämmtliche politische Verhältnisse des Continents gelöset, gebrochen, abhängig werden konnten von einer Parthey in einer Nation, zuletzt von einem einzigen Sterblichen, der an die Spitze derselben gestellt war, diese Erscheinung gehörte zu denen, welche außerhalb des menschlichen Kalkuls lagen. Die Nachkommen werden vielleicht, unbekannt mit dem Drucke, den diese Zeit enthielt, diejenigen beneiden, welche in selbiger gelebt haben. Zu diesen gehörte S. Er sah vor allem auch sein deutsches Vaterland in Rastadt, Regensburg,

Paris, Erfurt stets tiefer und tiefer sinken, und wohnte den Verhandlungen bei, als es nun wieder grundgesetzlich begründet werden sollte. Ueber einzelne Perioden hatte er manches aufgezeichnet, vieles aber blieb allein im Gedächtnisse aufbewahrt, welchem freilich auch vieles wieder entfallen ist.

Unersetzlich ist übrigens die Versäumniß, so manchen ersten Eindruck aufzuzeichnen; nicht selten ist dieser allein der richtige, weil das Gefühl bei selbigem noch unbestochen ist.

Das sorgfältige Streben nach Vervollkommnung seiner selbst war übrigens S. in dieser Periode so wenig fremdartig, daß er vielmehr eine Form ersann, wie dieser Zweck sicherer zu erreichen wäre. Die Form, welche er jedoch als unverbrüchlich für sich gewählt hat, ist in nachstehendem Aufsatze, wörtlich entlehnt aus S. damaliger Handschrift, geschildert.

Den 1. Januar 1789.

„Auf der Entwickelung meiner Kräfte und dem besten Gebrauche derselben beruhet mein Glück — nach dieser Ueberzeugung will ich handeln. Dies ernsthafte Geschäft soll nicht mehr dem Zufalle und der Laune unterworfen seyn. Unentschlossenheit, Trägheit, Mißtrauen in meine Kraft sind die Feinde

meines Glücks — sollte ich, um dies zu begründen, sie nicht bekämpfen?

In jeder Zeit meines Lebens fühlte ich in meinem Innern den Keim zum Guten, aber ich pflegte ihn selten zur Frucht. Dennoch erinnere ich mich, in verschiedenen Epochen desselben gute Vorsätze standhaft verfolgt zu haben. Da schloß ich Verträge mit mir selbst, legte mir Strafen auf, — was der Knabe, was der Jüngling versuchte, das muß der Mann vollenden können.

Folgende Blätter sind dazu bestimmt, geprüfte Vorsätze zu enthalten, deren Erfüllung mein ganzes Ich beschäftigen soll.

Mein Körper, mein Geist und Herz sollen hinfort Gegenstände meiner Aufmerksamkeit seyn; ungestraft habe ich keinen derselben vernachläßiget. Das Uebel des Einen war oft das Uebel Aller.

Ich zeichne meine Vorsätze hier auf, weil ich, nach ruhiger Ueberlegung, ihren Werth geprüft und anerkannt habe. In Augenblicken der Leidenschaft, da mein Auge geblendet war, soll dann die Erinnerung des hier bemerkten Resultats ruhiger Ueberlegung meine Richtschnur seyn.

Die Zahl meiner Vorsätze soll nicht meine Kräfte

überschreiten; ich will meine Aufmerksamkeit nicht gleich anfänglich zerstreuen. Wenn sie auf einige Punkte geheftet, mich allmählig gewöhnt, selbige nicht zu verlassen, dann kann ich weiter schreiten.

Um der Wahrheit späterer Jahre nicht den Weg zu meinem Herzen zu verschließen — um ferner, auf den Fall träger Erfüllung meiner Vorsätze, durch neue Versuche meinem Geiste neues Leben geben zu können, will ich stets einen gewissen Zeitpunkt festsetzen, da ich meine Vorsätze von neuem prüfe, in der Erfüllung derselben fortfahre, oder wenn ich meinen Zweck nicht erreicht habe, mit wieder belebtem Eifer dem Ziele nachstrebe."

Mehrere Jahre hindurch gehorchte S. diesem sich selbst auferlegten Gesetze und es veraltete ihm nur dann, als Geschäfte und späterhin Sorgen seine Kräfte erschöpften.

Indessen rückte für S. der Zeitpunkt heran, welcher entscheidend für sein übriges Leben werden sollte. Fast täglich ward er im gräflich S. G—schen Hause und mit unendlicher Güte aufgenommen. Sehr wohl erinnerte er sich des mächtigen Eindrucks, welchen das erste Erblicken des ehrwürdigen Vaters in einer großen Berliner Gesellschaft auf ihn gemacht hatte, und

was er damals nur vorempfand, fand er nun herrlich bestätigt. Das weiße Haupthaar gab ihm das Ansehen eines Greises, was er derzeit doch noch nicht war, aber eines Greises, der in seiner wohlwollenden Freundlichkeit unwiderstehlich an sich zieht. Weder ein eigentlicher Gelehrter, noch ein witziger Kopf, noch formenreicher Hofmann, besaß Graf S. G. dennoch manche Kenntnisse und viele Belesenheit. — Eine lange Reihe von Erfahrungen gingen in seinem Gespräche wie eben so viele interessante Bilder vorüber und seine Höflichkeit war der Ausdruck seines Herzens. Theilnehmend, wohlthätig, großmüthig und ohne allen Eigennutz, vereinigte er in seiner Person die Eigenschaften des rechtschaffenen und edlen Mannes. Seine Gattin, wo sollten die Worte hergenommen werden, um nach Würden ihr Bild zu entwerfen? Ein feiner Verstand ohne allen Prunk und Anmaßung, ein in dem Grade ihrem Herzen natürliches Wohlwollen, daß ohne es selbst zu wissen, in allen Verhältnissen sie zuerst sich opferte und allein in dem Glücke andrer selbst glücklich war. Streng gegen sich selbst, ihre Milde nur andern widmend, duldend mit Männer-Muthe, mitempfindend mit weiblicher Zartheit.

Drei Töchter waren in dieser Ehe geboren. Karoline, die ältere, das verjüngte Ebenbild der Mutter. Engel-Reinheit, Engel-Güte, feinere und höhere Bildung, durchglühet selbst von schwärmerischem Gefühle für das Gute und Schöne. Sich dieser Vollendung gänzlich unbewußt, war sie allein mit sich nicht zufrieden und strebte himmelwärts, bis der Himmel sie aufnahm.

Mariane, die dritte der Töchter, war derzeit noch sehr jung, eine aufblühende Schönheit seltener Art, wie die Künstler sie bilden, wenn sie Ideale schaffen wollen. Louise, die zweite der Töchter, hatte als S. sie zuerst erblickte, das vierzehnte Lebensjahr erreicht, aber ihr Geist war dem Körper vorausgegangen. Die Schärfe ihrer Urtheilskraft war mit originellem Witze verschwistert, und angeborne Fähigkeit durch wissenschaftliche Entwickelung erhöhet. In ihr vereinigten sich der Geist des Vaters und der Mutter, und aus dem blauen Augenpaare blickten zugleich Verstand und Güte hervor. Ein schlanker Wuchs erhob die Grazie der edlen Gestalt und um das Ganze verbreitete sich ein desto mehr ansprechender Zauber, da derselbe anspruchslos war.

Wesen, wie die im Vorigen geschilderten, durch

Bande des Bluts mit einander verbunden und diesen die Blüthe ihrer Empfindung weihend, welches häusliche Glück hätte dem in diesem Familienkreise gleichzukommen vermocht! Allein Kränklichkeit hatte die Töchter frühzeitig in den Jahren der Entwickelung ergriffen und die irrende Wissenschaft bei der unternommenen Heilung derselben das Uebel nur vermehrt. So welkte Karoline als Braut früh dahin — Louisens Loos waren wiederkehrende Leiden — und die dritte der Schwestern, wenn gleich Mutter von fünf lebenden Kindern, mußte in langen leidenvollen Jahren das Glück der Gesundheit fast gänzlich entbehren lernen.

Zur Vollendung des Glückes, das derzeit S. in Regensburg beschieden war, fand auch Graf R***g sich daselbst ein, bestimmt unter Graf S. G.s Anleitung sich für Geschäftsführung zu bilden. Gut und edel war sein Sinn und schien die Ausstattung seines Geschlechts zu seyn; denn seine Brüder waren nicht allein durch das Blut, sondern durch uneigennütziges gegenseitiges sich hingebendes Wohlwollen mit einander verbunden. S. schrieb damals in seinem Monatsbuche folgendes nieder:

„Ein in der Geschichte meiner selbst wichtiger

Monat, denn ich ward in selbigem entschieden reicher um einen Freund. Graf R***g, der lange mich mißverstanden hatte, erkannte endlich den graden Sinn, in welchem er bisher Krümmungen zu entdecken geglaubt hatte. Ich habe der Freundschaft einen edeln Mann wieder zugeführet, denn er gestand selbst, daß der Unglaube an Aechtheit jeder Verbindung bisher bei ihm Grundsatz gewesen sey. Vielleicht gelingt es mir, auch in andren Dingen vortheilhaft auf ihn zu wirken, so wie der Umgang mit ihm auch mich auf die Nothwendigkeit der kleinen Gefälligkeiten im menschlichen Leben aufmerksam macht." —

Und dieses that Noth. In seinen früheren freundschaftlichen Verbindungen war S. gewöhnlich seinen Freunden überlegen gewesen und so fügten sie sich mehr in ihn, als er in sie. Sie fürchteten seine Gründe, und wenn er gereizt ward, leider auch seinen Spott. So hatte sich unvermerkt in ihm eine Art Herrschsucht in Freundschafts-Verhältnissen entwickelt. Des Grafen R***g entgegen kommende Güte milderte jene und am 23. April versiegelte ein Handschlag den Freundschafts-Bund. Brechen soll er nicht, bis zum letzten Athemzuge. Beide Freunde

waren einverstanden über das Glück, im gräflich S. G—schen Hause sich zu finden und nannten unter sich die Bewohner desselben: die heilige Familie. Vieles würden sie beide derselben auch dann noch verdankt haben, wenn nicht Töchter dieses Hauses ihnen Lebensgefährtinnen späterhin geworden wären, S. von Jugend auf im älterlichen Hause selbst mit einer dem Ausdrucke der Liebe und der Mitempfindung fast gänzlich fremdartigen Härte behandelt, gewöhnt dadurch selbst an ungemilderte Strenge, die auch in sonstigen Verhältnissen des älterlichen Hauses vorwaltete, hatte sich gleichfalls anfänglich nur diesen Ton angeeignet. Allein die Form gestaltet allmählig auch das Wesen selbst um und der oft Verwundete fühlt endlich minder die eigne und die fremde Wunde. Im gräflich S. G—schen Hause waltete Liebe und Nachsicht führte das Scepter. Ein dort ertheilter Befehl enthielt eine vierfache Bitte in vier Worten mit Inbegriff des bittenden Tons:

Wenn er — doch — wollte ꝛc. —

Graf R***g, der Sohn, war wenigstens in ähnlichen Verhältnissen, als die von S. waren, aufgewachsen und fand nun die Freundschaft zarter und zärtlicher, als die Mutterliebe des älterlichen Hauses.

Es begann nun eine Reihe von rosigen Stunden, deren Andenken in S. unverwelklich blieb. Am 13. Jan. strömten zuerst von S. Lippen gegen Louise ernstere Geständnisse über die Empfindung, welche sie ihm eingeflößt hatte. Am 26. Febr. in einer Abendgesellschaft bei Hohenthal sprach lauter und lauter durch S. die Leidenschaft sich aus, welche Louise nur gutmüthig scherzend aufzunehmen schien. Indessen war S. eine Beute von Gefühlen und Betrachtungen geworden, die mit einander im Widerspruche standen. Der Gedanke einer ernsten Verbindung war, ohnerachtet ihm nicht ganz fremd, ihm dennoch zu neu. Er mißtrauete sich selbst, niedergedrückt von dem Zweifel, ob das Gefühl, wovon er durchdrungen war, auch der Zeit trotzen würde. In dieser Stimmung durchwanderte er einsam Regensburgs Umgegend, faßte bald diesen bald jenen Entschluß, und wann er die holde Louise erblickte in jugendlich scherzender Unbefangenheit, mit dem hellen fragenden Blicke: — „Und was nun?“ — so waren doch seine Bedenklichkeiten beschworen. S. glaubte höchstens, daß er nicht mißfiel. Ob aber dieses Nichtmißfallen auch in Gefallen überging, dieses blieb ihm räthselhaft. Er trennte sich endlich von Regensburg und

von Louiſen, und verließ am 26. April mit Graf R***g, welcher ihn einen Theil des Weges begleitete, den heiligen Boden. S. ſchrieb damals in ſein Tagebuch:

„Ich habe im gräflich S. G—ſchen Hauſe einige edle Menſchen mir zugewendet. Daß ich doch ſtets ihres Zutrauens würdig und die gegenſeitige Fortdauer deſſelben uns allen wichtig und werth bleiben möchte! Unvergeßlich ſind mir die Stunden, welche ich dort verlebt. Der rührendſte Abſchied beſchloß ſie — vielleicht auf immer. Möge der Himmel ſeinen beſten Segen über dieſe ſeine beßeren Geſchöpfe verbreiten.“

Traurig und durch Unfälle bezeichnet war die Rückreiſe. In Creuſſen brach ein Rad, in Gefell ein anderes, in Schleiz ein drittes. S. fand es bei dem dritten Falle am gerathenſten, im Wagen liegen zu bleiben und vor Allem Betrachtungen über die Zerbrechlichkeit alles Irdiſchen anzuſtellen. Endlich mußte er dennoch weiter und gelangte über Gera nach Leipzig zur Meßzeit. Hier ſollte die erſte Probe der Treue in der Liebe beſtanden werden. Die Gelegenheit, in ſelbiger zu ſinken, wurde nicht vermieden; der Erinnerungen zu viele forderten wenigſtens

dazu auf, wieder zu sehen. Wieder erblickt wurde Klara v. R.....g, die griechische reizende S..... nicht ohne wehmüthige Erinnerung an die frohe Vergangenheit. Doch bestand S. in dieser Probe. Der damalige General von R.....n zu Leipzig hatte eine mannbare Tochter, welcher, theils weil sie in der Jugendblüthe, theils weil er der Erste in der Stadt war, viel gehuldigt wurde. Auch dieses Wunder wollte S. sehen, und schnell hatten die Eltern, so wie auch wohl die Tochter, beschlossen, dem S. das Glück des Besitzes zuzuwenden. Nach diesem strebte er nicht, reisete nach Dieskau, fand dort den Kanzler Hoffmann in seiner Schöpfung wieder, erblickte bald die Thürme Saal-Athens, nach jeder Spur einer Erinnerung aus früheren Studienjahren daselbst forschend, sie erweckend, belebend. — Der alte Eberhard wurde begrüßt. Am 14. Mai wurde die Reise über Nördlingen, Duderstadt nach Göttingen angetreten, wo der Augenarzt Richter befragt werden sollte. Kathegorisch entschied er zuerst für Ems, dann für Pyrmont. In Wetzlar lebte M..... von B..... mit ihrer dort an den Reichs-Kammergerichts-Assessor von G..... verheiratheten Schwester. So manches früher Poetische in diesem Hause war

Prosa geworden, verstummt in der Ehe des Mannes die Sonnette an seine Gebieterin, und diese selbst, wie man sagte, stand noch unter dem Prosaischen.

Wie verschieden war diese juristische Reichsstadt von dem diplomatischen Regensburg! Verworren gebauet, wie ein System des Rechts, die Menschen schwer beweglich und bestäubt, wie Folianten, die Geselligkeit eingezwungen in steife Formen und Formeln, die Cicisbeen — Knopfmacher daselbst genannt. Die gute M..... hatte in dieser kalt finstern Zone auch schwärmend ihr Herz zu erhalten gewußt und ließ ihre Einbildungskraft zaubern. Am 21. Mai traf S. in Ems ein. Derzeit wußte, oder glaubte man es wenigstens nicht, daß diese Quelle die Unfruchtbaren fruchtbar mache, und noch weniger in dieser frühen Jahreszeit. Der nachmalige Fürst Alexander Solms Lich, ein Holländer van der Goes und S., diese drei bildeten die Gesammtheit der Badegäste. S. schwärmte körperlich und geistig in der Gegend umher und war glücklich über Alles, als er am 28. einen freundschaftlichen Brief von dem Vater Grafen S. G. empfing, so wie einen andern der Mutter, der die Reisepläne nach Meienberg hin schilderte. Die Existenz in Bädern, welche Unthätigkeit und

Geistesfaulheit privilegirt, hatte viel Drückendes für S. Vielen Reiz bot für ihn ein kleines Schlößchen in der Nähe von Ems, durch die Lage auf einem Rebenhügel, durch Alterthümlichkeit des Gemäuers, mit einigem kleinen Zubehör an Aeckern und Wald. Für 13,000 Fl. war es verkäuflich, und wenig fehlte, so hätte S. als Käufer sich gemeldet. Verband er sich ehelich, so fehlte es ihm ohnedies an dem eignen Heerd. Die ärztliche Theorie zählte derzeit zwei Haupt-Kapitel, das vom Auflösen, so wie das vom Stärken. Das eine war jederzeit durch das andre bedingt, vor der Auflösung keine Stärkung, nach der Auflösung unbedingt Stärkung. Es hatte diese Theorie etwas Begreifliches und selbst Einleuchtendes. So hatte S. sich zuvörderst in Ems auflösen, dann in Pyrmont wieder stärken sollen. Am 7. Junius verließ S. Ems und am 11. war er, von Fittigen der Liebe getragen, in Meienberg angekommen.

Hier mag, was S. derzeit niederschrieb, seinen Platz finden: „Nun lebte ich in diesen Tagen wieder auf zu jener Liebe, so wie sie in den ersten Zeiten meines Empfindens gefühlt ward. Louise war mir Alles, ich lebte nur durch sie, nur für sie. An ihrer Seite vergaß ich die übrige Welt, und wenn

ich von ihr mich trennte, so blieb mein Geist dennoch stets um sie. Jene erste Nachbarschaft im Schauspiele nach langer Entfernung, jenes Gefühl, jene Versicherungen meines Glückes, jener Spaziergang nach dem Berge mit der Mutter und den Töchtern, wo meine Flöte mich begleitete, jener Auftritt kindlicher und mütterlicher Zärtlichkeit im Wetteifer, wo die Mutter nach einigen Zweifeln über die längere Dauer ihres Lebens endlich in die Worte ausbrach: Wohl muß ich für meine guten Kinder leben! und diese nun an ihrer Brust weinten — diese Augenblicke werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Der letztere am Abende des 15. Junius erschütterte mich. Ich konnte dieses rührende Gemälde nicht sehen, ohne lebhafter denn je den Wunsch zu empfinden, genauer mit Menschen, die so fühlten, verbunden zu seyn. Am 18. Morgens sah ich die Mutter im Bosket, und nach einigen gewechselten Worten beruhete nun unsere Vereinigung allein auf der Einwilligung des Vaters. Als ich nun wieder allein auf mein Zimmer kam, fiel ich nieder und betete: „Entnimm mich, o Gottheit, der Erde, wenn ich es je vergessen sollte, daß das Glück des Mädchens, das ich gewählt, mir anvertraut ist. Gott, wie so mancher Wunsch stieg

seit diesem aus meinem Herzen für Louisen zu dir empor!“

Am 4. Juli verließ S. Meienberg, nicht ohne vorher das Bosket besucht zu haben. So manches Wort der Liebe hatte er in diesem zu Louisen gesprochen und von ihr vernommen. Hier hatte auch die Einwilligung der Mutter zuerst des Liebenden Wunsch bestätigt; Gefühle der Liebe, der Wehmuth, der Hoffnung, der Ahnungen durchdrangen da sein Herz und lösten sich endlich in die heißesten Wünsche auf, die er zum Himmel schickte, daß Louise einst glücklich durch ihn und beide Verlobte es durch wechselseitiges Zutrauen und Duldsamkeit seyn möchten. „Hättest du, Louise,“ schloß er in seinem Tagebuche, „mein Herz durchschauen können, vielleicht wäre es dir noch werther geworden; denn ich darf es sagen, nur edle Gefühle erfüllten es für dich!“

In Pyrmont erhielt S. die Einwilligung des Vaters und von Louisen die ersten Zeilen, welche ihn entzückten, denn hinreißender noch war stets ihr Geist der Feder anvertraut, als er durch die Rede sich malte. Am 10. Juli verließ S. Pyrmont. Seine Reise nach Frankfurt führte ihn zu v. Heister hin (damals noch in hessischen Diensten, in der Folge preußischer Gene-

ral), dem treuen, gemüthvollen, männlichen Manne. In einfacher Klarheit, in unverkünsteltem Biedersinne verlebte dieser des Lebens Tage, war und blieb S. ein Freund, bis früh der Tod ihn abforderte. In Wetzlar wurde M..... v. B..... vertraulich mitgetheilt, daß die Liebe über S. entschieden hatte. Sie war tief bewegt, allein aus den gegenseitigen Verständigungen ergab sich ihr selbst, daß S. durch nichts ihr verblendet schien; wohl aber hatten einige Freundinnen, ein Schwesternpaar, rastlos mit andern beschäftigt, bald die Sammtpfote, bald die Krallenpfote reichend, M..... überzeugt, S. müsse ihr angehören. Ihm war sie früherhin Freundin geworden, Vertraute selbst von Gefühlen, Andern als M..... geweiht. Strenge war es dabei geblieben, weil sie auch in ihrer Blüthe nie, was Liebe betraf, S. zugesagt hatte. Das Bild jener Freundinnen mag hier einige Zeilen einnehmen. Ein Schwesternpaar war übrig geblieben, nachdem eine dritte in der Ehe aus Verzweiflung durch Hinabschlucken vieler Stecknadeln sich selbst entleibt hatte. Jene beiden, ein treues Register weiblicher körperlicher Häßlichkeiten, blieben schon deshalb ungewählt und nun, selbst ohne Verbindung, machten sie es zu ihrem Berufe, bald vorhandne Bande zu lösen, bald nicht-

geknüpfte zu knüpfen. Ein weit umher in Teutschland angeknüpfter Briefwechsel unterrichtete sie von den gewesenen und gegenwärtigen Liebschaften. Eifrig arbeiteten sie den gelieferten Stoff aus und entzifferten nun auch die zukünftigen. Richterlich erkannten sie über jedes Hauskreuz und jede häusliche Freude, so bald sie ihnen kund geworden war, und trieben nun brieflich den Tauschhandel mit den Neuigkeiten von der Straße bis zu den aus dem Innersten des Hauses.

Am 15. Juli traf S. in Frankfurt zur Kaiserkrönung ein. Schon waren die Stimmung, das Leben und Treiben in dieser Stadt, wie an einem Vorabende vor einer Reise, welcher der feierlichen Freude gewidmet seyn muß. Den Vorgenuß des Putzes gönnte sich schon das weibliche Geschlecht; unruhig rannten die Männer umher; die Kaufleute erschienen in erhöhetem Glanze; vor den Hausthüren schnauften Hausfrauen, nach vollendetem Werke der Hausfäuberung zum Fremden-Empfange; in den Straßen begrüßten sich unerwartet eingetroffene Fremde mit einheimischen Bekannten. Zahnärzte, Miniaturmaler ꝛc. verbreiteten ihre gemeinnützigen Anzeigen. Die Feier und die Feste, welche nun in langer Reihe auf einander folgten, sie sind hinlänglich beschrieben. Sie waren es zum Theil

im Voraus, weil durch Reichsherkommen und Gesetz seit Jahrhunderten das Wie der Feier festgesetzt blieb. So war auch diesmal längst vorher die Wahl über denjenigen entschieden, dessen Haupt die Kaiserkrone schmücken und ihm die erste Stelle auf diesem Erdenrunde einräumen sollte. So wirkte derzeit noch das Andenken an die einstige Größe Germaniens; denn der Kaiserthron war eigentlich ohne Mittel, auch ohne Kraft, wenn er sie nicht von außen her borgte. Der Erste des Erdballs war er noch geblieben. Teutsches Volk, es war der Thron deiner obersten Herrscher; allein fern war nicht mehr die Nacht, welche diesen Glanz der Teutschheit verhüllen sollte.

Fürst Sacken war der erste Wahlbotschafter der brandenburgischen Kur. Sein Reichthum sollte den Glanz seiner Stelle erhöhen. Der würdige Görtz war der zweite, und hauptsächlich auf ihm ruhete die Geschäftsführung. Noch sann man damals nach, wie dem Haupte des Reichs dieses oder jenes Band in der Wahl-Capitulation anzulegen wäre, indessen durch des Schicksals Schluß die Glieder und das Haupt bald nachher fremde Fesseln tragen sollten.

Wenn auch keinesweges durch selbige überstimmt, so mischten sich dennoch unter die Töne des vaterländi-

schen Jubels hie und da Töne der Besorgniß, hauptsächlich von Emigranten geweckt. Mehrere ihrer vornehmeren Geflüchteten hatten sich eingefunden, und mit selbigen der viel gerühmte und seinem Bruder so unähnliche Marabeau (Tonneau), der Herzog von Fronsac, nachheriger Minister Richelieu unter Ludwig XVIII., und viele Andre. Hessische Truppen bezogen zum Schutze der Wahlversammlung bei Frankfurt ein Lager, die westliche Nationalkokarde wurde verboten und Leopold erklärte: Ihm wäre jeder Tag als zur Krönung bestimmt genehm, mit Ausnahme des 6. Octobers. Im zuletzt abgelaufenen Jahre war grade an diesem Tage die kaiserliche Schwester in Versailles von dem Revolutions-Pöbel tief gekränkt worden.

Nach und nach wurde der Raum in der Stadt für die Herbeiströmenden zu beengt und die Schiffe auf dem Maine dienten als Wohnungen. Auch in dieses Stromes Fluthen spiegelten sich die prunkenden Feste der versammelten Fürsten.

Für das Auge war es wohlthuend geworden, in den langen Zügen der in gestickten Goldstoff Gekleideten einmal wieder eine Grundfarbe zu entdecken, welche nicht Gold war. Eigentlich eine damals sel-

tene Erſcheinung; denn es war Glaubens-Artikel, man müſſe durchaus in Gold gehüllet ſeyn, und ſo viel S. ſich auch dagegen ſträubte, auch er mußte pillenfarben einherziehen. Von den vielen Edelſteinen mag keines hier erwähnt werden, als desjenigen Diamantengewebes, welches den Bruſtlatz der Kaiſerin bildete und dennoch nicht ihr Reize zu verleihen vermochte. Wie ſiegte dagegen die Gräfin Lambertini, eine der Vorgezogenen Leopolds, als ſie in den Tanzhallen des Fürſten Biſchofs von Ollmütz auftrat. Verſammelt waren da die Hohen des Reichs, Fürſten, Könige und Kaiſer. Wohl liegt es in dem Menſchen, nach den Göttern der Erde aufmerkſam hinzublicken, als aber jene Göttin auftrat, waren doch nur die Augen auf ſie hin geheftet. Wie hätte die ſchöne Frau die Allgewalt des Eindrucks nicht bemerkt, den ſie hervorbrachte, nicht empfunden den Triumph, welcher ihrer Schönheit Glanz über jeden Andern der Erde davon trug. Iſt hier nicht der Ort, das Bild der Feſte zu entwerfen, ſo mögen wenigſtens einige Züge aus ſelbigem ihren Platz finden. Am Tage, wo die Reichs-, Erz- und Erb-Aemter auf dem Römerberge ihre herkömmliche Pflicht erfüllten, war dieſer mehr wie bei andern Wahlfeiern

mit Menschen angefüllt. Diese standen nicht, sondern trugen sich gegenseitig, und die Masse wogte wie ein sturmbewegtes Meer. Einige Knaben hatten auf der Bedachung einer Ladenthür Platz genommen, gleiteten indessen hinab und befanden sich nun auf den Köpfen der Untenstehenden liegend und forthaspelnd. Den so von Köpfen Getragenen, wie den Tragenden, beiden war diese Stellung empfindlich. Die letzteren konnten Arme und Hände im Gedränge nicht empor bringen, und so verging einige Zeit, bis eine Kluft im Gedränge die Knaben aufnahm. Als das hölzerne Gebäude, in welchem der stattliche Krönungs-Ochse in ganzer Gestalt gebraten wurde, verfassungsmäßig eingestürzt war, so erblickte man nun nicht allein den Riesenbraten, sondern in dem Gedränge war eine Frau in die Bratpfanne gerathen, und als sie aus selbiger sich hinaus gearbeitet, war sie freilich nicht mehr festtagsmäßig anzuschauen. Die Schlächter, mit ihren Messern bewaffnet, trugen nun, um ein vermeintliches Herkommen zu erhalten, den Ochsen am Spieße und auf ihren Schultern davon, zugleich mit einem Metzger, der reitend auf dem Braten saß. Auch der leer gewordene Geldbeutel des Erzschatzmeisters mit dem silber-

nen Bügel war ein Gegenstand der Sehnsucht für die Bäcker. Einer derselben hatte ihn aufgefangen und nun nahmen die übrigen ihn in ihre Mitte, und Kopf an Kopf, Arm in Arm, die Rücken auswärts gedreht, glich diese Masse einem Knäuel, auf welchen die übrigen losstürmten, ihn umherschoben, jedoch nicht durchdringen konnten. Dieses Manöver rettete den Bäckern die Beute. Die Feierlichkeit der Handlung gewann freilich nicht durch diese Ausbrüche des großen Volkshaufens, aber dennoch sprach dieser Tag mit am meisten an, weil, im Sinne der Verfassung, mächtige Fürsten und Könige dem Kaiser, als Diener, an selbigem huldigten. Ein Hohenzollern zeichnete sich vorzüglich durch Gewandtheit aus, als er das silberne Handbecken nebst der Gießkanne zu Pferde geholet und nach dem Rathhause hin gebracht hatte, wo er sich, das Geräthe in der Rechten frei haltend, vom Rosse hinabschwang.

Mit vielen andern Gelehrten hatte auch Pütter sich eingefunden, damals ein Hauptpfeiler der Theorie der teutschen Verfassung. Gewiß keine Nation der Erde widmete jemals ihren staatsrechtlichen Verhältnissen die fleißige Prüfung, welche die teutsche ihnen unermüdlich geschenkt hatte. So manches Zu-

fällige bei der Entstehung und Ausbildung des Staatsgebäudes mußte natürlich sehr deutliche Spuren der Verwirrung zurücklassen. Allein das Streben, diese in ein System hineinzuzwingen, auszugleichen, zu ordnen, hatte nicht selten die Verwirrung noch vermehrt. Die Früchte des eisernen Fleißes der Legionen von teutschen Staats-Rechtslehrern werden nun eine Beute der Bücherwürmer. Auch ein anderer Doktor war gegenwärtig und zwar ein weiblicher, die Tochter Schlötzers in Göttingen. Sie wollte eines Tages einer Feierlichkeit beiwohnen, wo Hellebardierer den Eintritt nicht Jedem verstatteten. „Ich bin der Doktor Schlötzer“ redete sie selbige an; allein dadurch war bei diesen Ungelehrten noch weniger auszurichten, denn sie hielten den weiblichen Doktor für wahnsinnig, und kreuzten die Schäfte ihrer Hellebarden. Den Beschluß aller Feierlichkeiten machte ein teutscher Ritterschlag, wo ein Andlau von dem Großmeister, dem Churfürsten Maximilian, zum Ritter geschlagen wurde. Im Sinne des Ordens-Gelübdes wurden nach dem Ritterschlage 60 Arme bewirthet, gekleidet, beschenkt, und der Großmeister selbst bediente sie bei der Mahlzeit.

Sonderbar daß in der Zeit, wo der Sinn für

das Ritterweſen allgemeiner als je in der Nation verbreitet war, zugleich der bitterſte Haß gegen den Adel ſich entſpann. So war nun das älteſte, das erſte Nationalfeſt der Teutſchen gefeiert. Noch Einmal nur ſollte die Wahl eines Oberhaupts des heiligen römiſchen Reichs gefeiert werden, und was auch die Folgezeit herbei führen möchte, es wird nur ein neues Gebilde, kann nie wieder das alte werden. Indem S. dieſes niederſchrieb, durchblätterte er das Verzeichniß der damals bei der Krönung Anweſenden. Dahin iſt ſeit dem der Gewählte, dahin ſind ſämmtliche Wählende. — Dahin ſind viele Tauſende, welche damals noch glänzten, Freude gaben und Freude nahmen. — So iſt das Loos des ſterblich Geſchaffenen. Aber nicht allein dieſes, ſondern vernichtet iſt auch die Stufe, auf welcher ſie ſtanden, und die Uebriggebliebenen, ſie leben nur zwiſchen den Trümmern ehemaliger Herrlichkeit. Nicht etwa die Aufklärung, ſondern Vergrößerungsſucht raubte der Kirche, was Frömmigkeit ihr zugewandt hatte, eben der Kirche, von welcher die erſte Bildung des Vaterlandes ausging. Die größeren Fürſten verſchlangen die Habe der kleineren, nicht weil edler der Urſprung und geheiligter die Rechte waren, ſondern weil der tobende

Geist der Zeit ein neues Idol von Wahrheit und Recht hingestellt hatte. Zerrissen sind Tausende von Fäden, welche einzelne zu ihrem und zu ihrer Nachkommen besserem Gedeihen gesponnen hatten; denn der Sturz der Häupter zog den der Untergebenen nach sich. Der Gesang der Geistlichen verstummte; dagegen' wirbelt die Trommel. — Dem neueren Zustande der Dinge brachte vor allem der teutsche Adel die größeren Opfer. Berufen selbst zu den ersten geistlichen Fürsten-Thronen hatten so viele seiner Glieder die heilige Regentenpflicht mit Treue erfüllt und die Unterthanen segneten den Krummstab. Immer mehr entwickelte sich bei der höheren Geistlichkeit das Gefühl der Berufspflicht und als die Macht die Urkunde der Verfassung zerriß, auch da stand so mancher an der Spitze seiner Heerde, wie ein Vater vor seinem Volke. In den Stiftern, in den Ritterorden, in den Klöstern wurden Nachgeborne und Töchter versorgt, und geehrt war der sie versorgende Stand, in welchen sie getreten. Die Reichs-Ritterschaft gehorsamte dem Gesetze des Reichs, aber blieb unabhängig vom Drucke, den Regenten kleinerer Länder oft so willkürlich üben. Der oberste Gerichtshof ist verstummt — der Souverain führt den Scepter und

den Richterstab. Heishungrige Gewinnsucht verdrängt das Ehrgefühl, Gold den Adel, Juden den Christen. Und nun zurück zu der Geschichte des Herzens in dieser Zeit.

Der Schimmer der Feste wirkte wenig auf jenes, denn es war erfüllt von einem Sinne, der alles umdüsterte. Einerseits hatte der Heroismus des Arztes in Meienberg hiezu den Grund gelegt; auf der andern Seite aber trug auch so manches in S.s Lage dazu bei. Um sich vom Kummer und von der Zerstreuung der unvermeidlichen Feste zu erholen, reisete S. auf einige Tage mit Graf N***g nach Heidelberg und schwärmte dort in der reizerfüllten Natur und in den klassischen Ruinen umher.

In jener Zeit, wo der Dämon, Krankheit, allein Louisen niederdrückte, und sie unähnlich mit sich selbst machte, erkannte S. dennoch ihren vollen Werth. Nachstehende Schilderung ward damals niedergeschrieben, und daß selbige auf Wahrheit begründet war, das hat die Folge beurkundet.

„Verleihe, o Himmel, Louisen Genesung, daß sie die Kräfte zu entwickeln vermöge, welche du ihr verliehen hast. Milde und die regeste Mitempfindung spricht dann ihr Herz aus, verbunden mit Festigkeit

in der Erfüllung ihrer Pflichten. Thätiger und nützlicher erscheint sie dann mit den wachsenden Jahren und Kräften, ihrem Gatten eine Stütze, und treue Genossin im Leiden, das an dem Lebenswege jedes Erdensohnes wuchert.“ —

Am 19. Octbr. verließen Mutter und Tochter Frankfurt. Am folgenden Tage folgte S. ihnen nach Wasserloos nach. Dort hauſete der ältere Graf S. G., des Vaters Bruder und die Marquiſin Ch....., des Grafen ältere und letzte Freundin. Mit dem älteren Bruder hatte der jüngere nur den Familien-Namen gemein. Jenen hatten eine stürmiſche Jugend oft mißleitet, in welcher Sinnlichkeit und Ehrgeiz ſeine Götzen geweſen waren. Beiden hatte er den größten Theil ſeines Vermögens geopfert, indem er unter andern, als Reichsgraf, im Frieden eine kleine Armee, gegen 400 Mann ſtark, hielt. Die Sequeſtration der Grafſchaft war eingetreten und würde den Ruin vollendet haben, als die Marquiſin, eine ältere Freundin helfend, — auftrat, dem Reichskammergerichte zur Sicherſtellung der Gläubiger ihren Schmuck als Unterpfand übergab und ſo die Sequeſtration entfernte. Da erwachte des Grafen S. G. Edelſinn und, um nicht Schuldner der Marquiſin zu

bleiben, schränkte er sich ein und rettete so nach und nach das alte Erbe seiner Ahnen. Er und seine Freundin hatten derzeit beide wenigstens das 60ste Jahr erreicht, als nunmehr S. Zeuge der förmlichen Vermählung war, bei welcher auch das Strumpfband der Braut unter die Gäste vertheilt wurde. Eben die Frau, welche in edelmüthiger Freundschaft für den Freund einen bedeutenden Theil ihres Vermögens auf das Spiel setzte, hätte gern jedes Stäubchen von der Erde verbannt und nur im reinsten Krystalle gelebt. Nicht allein, daß die Stühle Ueberzüge hatten, so war zur Erhaltung der letzteren ein zweiter Ueberzug angebracht und am Vermählungstage wurde nur dieser entfernt. Die Jahre hatten die Zahl der Eigenheiten noch vermehrt, in welche der Neuvermählte, selbst sehr eigen, sich liebevoll fügte, und als er späterhin die Gattin verlor, auf deren gesammtes Vermögen zu Gunsten ihrer Verwandten verzichtete.

In den ersten Tagen des Novbr. schlug für S. die Scheidestunde und mit zerrissenem Herzen trennte er sich von denen, welchen er nun angehörte. Doch bevor S. diese Gegenden verläßt, noch einiges über den Aufenthalt in Frankfurt. Wunderbarlich genug

zu einer und derselben Zeit in Kummer und in Festlichkeit versenkt, versäumte S. so manche ältere Bekannte in Frankfurt wieder zu sehen, welche die Kaiserkrönung dort hingezogen hatte. Als nach einigen dreißig Jahren er das gedruckte Verzeichniß der damals Anwesenden durchblätterte, da erfuhr er erst, welche Bekannte er dort verfehlt hatte, die er theilweise nachher nie wieder erblickte. Das Uebermaaß in der Zahl, welche die Gesellschaft bildet, wirkt wie die Einsamkeit. Doch sahe er Johannes v. Müller wieder, der nicht ohne sichtliche Beschämung ihn empfing. Am Schluß seiner früheren Reisen war S. durch den Baron von Bonstetten mit ihm in Mainz bekannt geworden. S. besuchte damals den geistvollen Mann, den er nur in dieser Hinsicht kannte, und freuete sich der entgegen kommenden Freundlichkeit desselben.

Den 25. August.

„Unaufmerksamkeit auf das, was meinem Körper zuträglich sey oder nicht, ist die Ursache öfterer Verstimmungen desselben, welche dann auf den besseren Theil meiner selbst sehr nachtheilig wirken. In Augenblicken solcher physischen Zerrüttung kenne ich mich selbst nicht wieder, mein Gefühl ist abgespannt,

und blind mein Geiſt, und nicht ſelten verſcheucht mir bei weitem die größere Stundenanzahl der Tage, ohne daß ich durch irgend etwas mich meines Seyns wür-dig gemacht hätte. Im Gefolge dieſer Abſpannung ſind Launen, welche ich dann ſelbſt den Menſchen, die mir die wehrteſten ſind, empfinden laſſe. — Bald werden ernſthafte Krankheiten aus ſelbiger entſtehen und dann lebe ich nur mir ſelbſt und Andern eine Bürde. Es iſt Zeit dieſem wo möglich abzuhelfen, bevor die zunehmende Schwäche meines Körpers, mit den wachſenden Gewalt nachtheiliger Gewohnheiten, mein Uebel unheilbar macht.

Da ich mich beſonders der Sinnlichkeit der Tafel überließ, ſo will ich vor allem dieſem ſteuern, — denn es wäre wahrlich der höchſte Grad von Thorheit, einiger Augenblicke des Wohlgeſchmacks wegen ſich Jahre des Leidens zu bereiten und der edleren Thätigkeit wegen der Menſch geſchaffen iſt, zu entſagen.“

Im Gefolge dieſes Erkenntniſſes bildete ſich S. für den Aufenthalt in Frankfurt, wo jeder Tag auch durch ein Gaſtmahl bezeichnet war, eine Tiſchordnung, welche er ſtrenge beobachtete. Nach ſelbiger hatte er es ſich nur verſtattet, von vier Schüſſeln zu ſpeiſen und nur von einem Wein zu trinken. Auch

in der Folge beobachtete er diese Richtschnur, wenn er wußte, daß er durch seine Lage genöthigt war, täglich wiederkehrenden Gastereien beiwohnen zu müssen.

Bei Fulda bestieg S. den höchsten Berg in der Nähe der Stadt, blickte von da nach dem Stammsitze der Grafen S. G. hin und malte auf seine Weise sich das Bild aus, was er erblickte. Eine reiche Einbildungskraft hatte ihm das Talent verliehen, todte Gegenstände für sich zu beleben. In Gotha besuchte er den Bruder von Louisens Mutter, den Geheimen-Rath v. U. Bei sehr weiser Rede war dieser sehr unbedeutend, ängstlich sparsam im häuslichen auf der einen Seite, Verschwender im Spiele auf der andern. Gern wollte er im Großen spekulativ seyn, blieb aber stets in dem Gewebe der kleineren Speculationen hangen. Gut und herrlich war seine Gattin, dabei einfach und bescheiden. In ihren Gesichtszügen schilderte sich ein gewisser Ausdruck von fürsorgender Theilnahme, der dem andren Geschlechte so wohl ansteht, weil er den edelsten Beruf desselben darstellt. Eine gewisse E..... von B....., welche einst in einer Wildniß am Zürcher See plötzlich S. geistig und körperlich so reizerfüllt erschien, daß er anfänglich eine Fee gefunden zu haben glaubte, sah er nun,

und als mit ihm verwandt geworden, wieder. Die Verwandtschaft konnte die Lücke, welche mancher seitdem abgestorbene Reiz hinterlassen, nicht ausfüllen. Der geistige war geblieben, allein er sprach aus einem minder schönen Munde. Die als Dichterin liebenswürdige Schwärmerin schwärmte später in Prosa, trennte sich von ihrem Gatten, einem Criminalisten, und verband sich mit einem schlichten Landmanne. Allemal mochte der Beruf dieses Mannes ihrer Sentimentalität näher seyn, als der Stab eines grundgelehrten Blutrichters.

Am 9. Novbr. empfing die Mutter in Berlin den Sohn, diesmal mit Zärtlichkeit. Das Berliner Geleise war nun wieder betreten, führte da und dort hin. So zu dem Minister Herzberg, zu seinem Günstlinge Kriegsrath Siebmann, zu dem glatten Moulins; denn noch waren die diplomatischen Fäden nicht abgerissen.

Indessen war der C..... Prälat von A. gestorben und der oberste Bischof hatte Karl von Gualterie als Nachfolger desselben im Stifte ernannt. Gualterie war gutmüthig, lebhaft, leicht, und erwärmte sich derzeit in den Strahlen der allgewaltigen Lichtenau. Nun sollte er in das Stift eingeführt

werden, welches des Dechants Pflicht war, und so wurde mit ihm die Reise nach C. angetreten. Der muntre Reisegefährte ermunderte auch S., in Schwedt wurde das Schauspiel des Markgrafen besucht. Im Parterre hielt der Gerichtdiener, mit weitreichender Hetzpeitsche bewaffnet, auf Ordnung, und wurden die Kunstliebhaber zu laut, so schwang er diese mit dem Zurufe: „Setzt euch auf den .....“

Am 20. Novbr. langten die Reisenden in C. an. Leider mußte S. auch den neuen Domprobst v. Wißmann kennen lernen. Dieser hatte aus der Niedrigkeit, in welcher er gelebt, eine niedrige Gesinnung in den höheren Stand hinübergebracht, in welchen er getreten war. Eben so rang- als ränkesüchtig, mißtrauisch und betrügerisch, wurden die deutlichsten Wahrheiten dunkel, wenn sie durch den Kopf dieses Domprobstes gegangen waren, der stets trübe und verworren wieder gab, was klar und lauter ihm gereicht worden. S. beschäftigte sich mit den Angelegenheiten des Stifts und war auch der Wirkungskreis nicht groß beschrieben, so konnte dennoch manches nützliche geschehen und geschah auch wirklich. Die Verhältnisse mit dem Fräulein-Stifte, mit der Geistlichkeit, mit den Schulen, mit den Stifts-Dör-

fern gaben dazu den Stoff. Durch Thätigkeit in dem Berufe gewinnt dieſer an Intereſſe, und S. beſchäftigte ſich zu Zeiten mit dem Gedanken, in C. ſich niederzulaſſen, wo er wenigſtens die Dechaney als eigne Wohnung hatte. Der Domprobſt verleidete dieſen aufkommenden Plan. Es fehlte dieſem Aufenthalte nicht an Poſſierlichkeiten. Der Domprobſt erblickte in ſeiner Perſon den Präſidenten des Stiftscollegiums, welches verfaſſungsmäßig er nie geweſen. Bei mehreren Gelegenheiten wollte er ſich in dieſer Erhabenheit zeigen, aber immer vergeblich. So ſollte bei der Einführung ſein Stuhl in der Mitte, etwas zurückgeſtellt ſich befinden, als in einem Centralpunkte, indeſſen die beiden andern Collegen ſeitwärts mit dem Geſichte nach ihm hin gerichtet ihren Platz gefunden hatten. Als bei der Einführung Alle Platz genommen, rückte er zurück, mit ihm Gualterie und S., und dieſe retrograde Bewegung wurde ſo lange fortgeſetzt, bis ſämmtliche Stühle in einer Reihe ohne Vorſprung und Rückſprung an der undurchdringlichen Wand ſtanden. Der Präpoſitus wüthete innerlich, die Andern lachten. Es gab überall in dieſer geiſtlichen Corporation mehr Unfrieden, als Liebe. Die Bauern zankten mit den

Predigern; die Stifts-Fräuleins, sämmtlich lahm und über die Sechziger hinaus, zankten unter sich, wie es alten Jungfrauen geziemt.

In Stettin wurde Freund Bielcke begrüßt. S. hatte früher die Idee genährt, ihn bei sich aufzunehmen und so mit ihm, häuslich verbunden, den Lebens-Weg durchzuwandern. Dieses unterblieb; Bielcke wurde in der Folge Regierungs-Präsident, legte wegen Krankheit seine Stelle nieder, hatte Töchter, von welchen er sich nicht trennen wollte, und trat selten hinaus aus dem Zustande körperlicher Leiden. Schon damals war sein Geist umdüstert, nur selten blickte sein froher Lebenssinn hervor, der Ernst allein war geblieben. Es gehörte zu den traurigsten Erfahrungen in S. Leben, wenn er Jugend-Freunde so umgestimmt wiederfand. Bei allem Sinne für Düsterheit erwachte in ihm wieder der der Freude, wenn ihm frühere Gefährten in selbiger am Lebenswege begegneten. Auch ließ er es nicht am Bestreben ermangeln, den derzeit in ihm nagenden Kummer zu bekämpfen, und schrieb folgendes nieder.

„Zu Zeiten gelingt es mir, mich gegen den Schmerz zu betäuben. Oft richtete ich mich an ei-

nem Strohhalme auf, um über einen Strohhalm wieder zu fallen. Selten nur beſitzt der Sterbliche das richtige Maaß ſeines Glücks oder ſeines Unglücks.“ —

S. noch immer nicht mit ſich einig, welche Geſchäfts-Beſtimmung er ſeinen ferneren Lebensjahren geben würde, ſchwankte eigentlich zwiſchen der des Landlebens oder der Diplomatie. Des Gefühls ſeiner ſinkenden Kraft ohnerachtet war dennoch der Gedanke einer Exiſtenz ohne alle Wirkſamkeit, allein dem Lebensgenuſſe und allein den kleineren Geſelligkeits-Pflichten gewidmet, ihm unausſtehlich. Dahin beſtimmten ihn nicht allein Pflichtgefühl und Grundſätze über die Beſtimmung des Mannes, ſondern auch die Ueberzeugung, daß ununterbrochener Genuß Abſtumpfung für ſelbigen erzeuge und ſtete Ruhe nicht Erholung ſey, ſondern Tod. Der Anblick eines Müſſiggängers, deſſen Tage nur in Stunden der Mahlzeiten, der Schauſpiele, des Theegewäſches und des Schlafs eingetheilt ſind, flößten ihm eigentlich eine Empfindung der Nichtachtung für denjenigen ein, der dieſe pilzartige Exiſtenz zu wählen vermochte, und reizerfüllt erſchien ihm allein der Uebergang von Geſchäften zur Ruhe, vom ſchaffenden Wirken zum

geselligen Gespräche. Unentschieden, ob er von der Diplomatie abgehen würde oder nicht, besuchte er die Hofhaltungen Berlins und warf sich in die Gesellschaften. Da seine Verlobung noch nicht bekannt war, so nahmen die Ehenstiftenden ihn willig auf und es fehlte nicht an Lockungen verschiedener Art. Es war nicht wohl ausführbar, die damals noch strahlende Lichtenau zu umgehen, da alles ihr huldigte, und so wohnte S. auch ihren Festen bei. Sie zog bei selbigen ihre Verwandte und diese wieder ihre Sippschaft hinzu, welche sich dann nach eigener Wahl in besondern Zimmern vereinten und ihr Freude-Gefühl bei Punsch und Sprudel-Wein laut aussprachen. Ein Officier des Regiments v. Braun hatte eine Kammerjungfer geheirathet und so sah man vorzugsweise mehrere seiner Kriegsgefährten in diesem Kreise. Sie fühlten sich hochgeehrt, durchwanderten gebückt die Prachtzimmer und staunten, jedoch in respectvollen leisen Tönen, den Glanz der Wände an. Hoffart war nicht der Fehler der Lichtenau, aber es fehlet nicht an Menschen, welche auch, ohne Druck zu empfinden, kriechend sind. Auch die Maskenbälle wurden wieder besucht und eine Italienerin Rosa erblickt, welche durchaus die Maske mit ihrer vaterländischen

Mandoline als ihren Cicisbeo annehmen wollte. Ihre Pfeile verſagten. S. ſuchte einerſeits ſich in dem Strudel der großen Welt zu zerſtreuen. In dieſer Hinſicht wurde er vielleicht Mörder an Grundſätzen, welche er nur nach manchem Kampfe mit ſich ſelbſt ſich angeeignet hatte. Doch hielt er mit Treue an der Gewählten und warf es ſich vor, wenn er Andern Huldigungen gebracht hatte. Wahre Freunde waren ihm aus dieſer Zeit die Köppens. Die Frau vertrat den Sohn bei der oft ſehr überraſchen Mutter, ſorgte, half und entwaffnete dieſe oft durch ihre Bitten. Ihnen ſey hier für ihre Freundſchaft inniger Dank gezollt. Endlich ward beſchloſſen, ſich, wenn auch noch nicht beſtimmt der Landwirthſchaft, wenigſtens dem Studium derſelben vorläufig zu widmen, und am 31. März befand ſich S. vor der Pforte Sp....., eines vormaligen v. Schwerinſchen Ritterſchloſſes, jetzt der Wohnſitz eines königlichen Beamten, Amtsrath W....., welcher in dem Rufe vieler landwirthſchaftlichen Erfahrung ſtand. In der jetzigen ökonomiſch rationellen Periode würde es höchſtens als Stern zweiter Größe ſchimmern. Damals hatte es das große Verdienſt, zu der Einführung der Koppelwirthſchaft in Pommern viel beigetragen zu

haben. Sowie die alte Welt ihre sieben Wunderwerke hatte, so hatte auch W..... die seinigen in Vor-Pommern. Morveillen nannte er seine gelben Beschäler, seine Hunde Koppeln, das Vorwerk Denin, die Gärten Anlagen u. s. w.

S. freute sich dieser Dinge so gut er es vermochte, und vor allen des guten, alten, lebensfrohen Mannes. Allein sein Trübsinn hatte ihn auch hierher begleitet. Die Fortschritte in der Landwirthschafts-Kunde konnten schon deshalb nicht bedeutend seyn, weil die Zeit auch benutzt wurde, um verkäufliche Besitzungen in Pommern und Mecklenburg zu besichtigen. Kaum hatte das Gerücht sich verbreitet, es befinde sich in der Nähe ein reicher Kauflustiger, als von allen Seiten Güter-Anschläge eintrafen. Welche Herrlichkeit der Erde wurde da zu Preisen, wie unter Brüdern angeboten. Die Uneigennützigkeit grenzte oft an das Verschenken. Der pommersche Gr.. B..... lud S. ein, der Handel sollte auf Weinströmen zum Gelingen hingeleitet werden. Die Gesellschaft nahm Platz an einer Mittagstafel. Nun erschien die Gräfin mit schon im Voraus tief niedergeschlagenen Augenliedern, eine geschämige Minerven-Gestalt. Sie kannte den Geist der Tafel-Unterhal-

tung und der Gemahl so wie der Prediger richteten nun im Wettkampfe die ausgesuchtesten Zoten an die Frau des Hauses, welche wie eine Statue stumm blieb. Es wurde aber hier nicht gehandelt. Beseritz und Dahlen gehörten damals einer gebornen von Geusau, Wittwe des berühmten Schlöttwein; ohnerachtet ihre Forderung hoch war, wurde ihr, was sie verlangte, geboten. So viele Bereitwilligkeit bestimmte die Gute, ein mehreres noch zu fordern, welches sie nicht erhielt. Schlöttwein hatte, als obige Güter seiner Frau zugefallen, einen philanthropischen Freund aus dem Badenschen zur Besichtigung und Beurtheilung des Ganzen dem barbarischen Mecklenburg zugesendet. Der Philantrop erschien zur Erndtezeit auf dem Hofe, erkundigte sich, wo gearbeitet würde, erfuhr, daß die Tagelöhner im Fache wären und da ihm dieser mecklenburgische Ausdruck nicht geläufig, erklärte er sofort: Sein Freund halte die Mitmenschen zu hoch, um sie in Fächer zu stecken. Auch erkundigte er sich nach dem moralischen Charakter der Gutsbewohner. Dieser Ausdruck war hinwiederum dem mecklenburgischen Wirthschafter fremdartig, und er erwiederte sofort: „Moralischen Charakter? den hebben de Lüde glatt und gar nich.“

Viertes Kapitel.

Regensburg. — Nenndorf. — Pyrmont. — v. Ziethen. — Graf Wassenaar. — Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken. — Spaa. — Die Wolfsjagd. — Madame Renaud. — Achen.

Mit vielen andern Gut-Verkaufs-Anzeigen war auch eine eingetroffen, wo der Verkäufer in der Schilderung sagt: Der Hof habe eine romantische Lage. Dieser gebrauchte Ausdruck allein machte S. aufmerksam; denn kein Verkäufer hatte so seine Waare empfohlen, und diese Zufälligkeit, welche es um desto mehr war, da Niemand einen minderen Sinn für das Romantische haben konnte, als der damalige Besitzer der S'schen Güter v. M., war die erste Veranlassung zu dem Ankaufe derselben. S. reisete mit seinem Beistande, dem Landes-Director v. Krause dahin. Kaum hatten beide die Grenze

der S'schen Güter überschritten, als der umgeworfene Wagen sie in den Weggraben absetzte; denn der Boden war eben so vortreflich, als der Weg schlecht. Eine Anhöhe, welche erstiegen wurde, bot einen herrlichen Anblick über eine reiche gartenähnliche Landschaft dar, und nun war es auch bei S. innerlich entschieden, K., selbst theuer zu kaufen.

Die herrliche Natur in der Höhe, im Thale das damalige Wohnhaus, ritterlich mit einem bebrückten Graben umzogen, berührte zwei nur zu leicht in S.s Herzen erklingende Saiten.

Ungenannt und unerkannt fuhren die Reisenden in einem bescheidnen Korbwagen vor und erblickten einen himmelhohen Mann in einem scharlach farbenen Ueberrocke, mit einem langen Knüppel bewaffnet. Mit neugierig-gierigen Blicken maß und wog v. M. die Ankömmlinge, und wie man späterhin erfuhr, so hatte er sie als zu ärmlich für seine Waare beurtheilt. Der Verkäufer hatte absichtlich seine Felder übersäet, um stärkere Aussaaten in den vorzulegenden Saaten-Registern beweisen zu können, und der übersäete Acker prangte im Aprilmonat allerdings vor allen andern in dicht üppigem Grün. Der Handel wurde eingeleitet und einige Wochen nachher auch

förmlich abgeschlossen. Der Verkäufer, eigennützige und wohlüberlegte List hinter einer rauhen Außenseite verbergend, war in sich selbst überzeugt, den Kaufpreis übersetzt zu haben. Ihn peinigte der Geiz, die Tonne Goldes, welche er erhalten sollte, verblendete ihn, und indem er sich zu bereichern wähnte, bereicherte er S. Dieser war nach S. und L. gereiset, um, die Bedingungen des Lehnbriefs betreffend, zu unterhandeln. Unbekannt an der Gasttafel des erstern Orts wurde in seiner Gegenwart erzählt: v. M. habe einen Preußen gut angeführt — von dem Gutshandel war die Rede. S. schwieg, trat nach Tische zu dem Erzähler hin, und versicherte ihm, der Preuße wäre wohl zufrieden mit seinem Kaufe und eile, es ihm in Person zu sagen, da es ihn gewiß bekümmern möchte, würden Fremde in seinem Vaterlande angeführt. In L. wo S. zuerst den S. Hof sah, wurde er freundlich angeblickt und man rechnete es ihm an, daß er mit großer Ruhe einiges Geld verlor. Freilich hatte er nur gespielt, um der Hofsitte der Zeit zu huldigen. Am 16. Junius verließ v. M. mit den Seinigen K. und am Abend desselben Tages war S. zum erstenmal unter dem eigenen Dache, der Wirth am eignen Tische. Hier

sollte er nun befehlen und verbieten, strafen und belohnen, und Kenntnisse üben, welche selbst theoretisch ihm abgingen. Letzteres durften die Untergebenen freilich nicht merken. Allein diesem Mangel abzuhelfen, wurde zuvörderst wesentliche Lebensbestimmung. Durch beurtheilendes Anschauen dessen, was vorging, durch Prüfung des Geschehenen nach praktischen Schriften, durch Besprechen mit Andern, ward nach und nach, aber eigentlich doch schnell, die Lücke ausgefüllt, und es kam zuletzt nur darauf an, Zutrauen gegen sich selbst zu gewinnen. Den inneren nagenden Kummer über Louisens fortwährende Leiden verscheuchte der neue Thätigkeitsberuf keineswegs. S. im Gefühle der wachsenden Abspannung seiner Kräfte, schrieb damals nieder:

„Täglich nähere ich mich mehr dem großen Trosse der Menschen und bald gehöre ich zu den zahlreichen unbedeutenden Wesen, welche, wenn sie nun gestorben sind, der Nachwelt keine Spur ihres Daseyns zurück lassen, als ihre Asche. Das Leben, was ist es? Der Weg zu einem Ziele, selbst ohne Werth. Es muß verlebt werden.“ —

So war der Haupt-Farben Ton von S.s derzeitigen Stimmung und wurde noch trüber durch die

traurige Nachricht aus Regensburg, daß Caroline, die gute Schwester, von tödtlicher Krankheit ergriffen sey; doch wurde sie damals noch dem Tode entrissen.

Nachdem alle landwirthschaftlichen Einrichtungen getroffen waren, trat S. eine abermalige Reise nach Regensburg an. Auf dieser Reise sah er einige ältere Freunde, aber sie waren nicht mehr die alten. Zum Theil fesselte sie ihr Beruf, so Formey und v. Schlaberndorf und v. Schack, wie von jeher bald fieberhaft kalt, bald fieberhaft glühend. Winterfeld betete die ehemalige F... M.. an, und wähnte dadurch in Rücksicht S.s früherer Verbindung mit selbiger sein Gewissen beläſtigt. So manche der früheren Freundschaftsverbindungen sind bei allen ihnen verliehenen Reizen, doch nur auf Genossenschaft im Vergnügungsgenusse begründet. Die Freundschaft welkt mit dem Andenken an die gemeinschaftlich gewundenen Kränze der Freude hin. Auch August Rohde in Dessau war in reizbar mißtrauische Hypochondrie versunken, weder annehmend, noch gebend. Für diese alle war S. so bald er sie wieder fand, der alte geblieben, lebend und fühlend wie früherhin.

Am 27. Octbr. erblickte er wieder die Regensburger Thürme, dann die muntre Landschaft bei Re-

genstauff, die Seinigen, und vor allen den herrlichen Grafen R***g.

S. entzog sich den Gesellschaften und verlebte mit seiner Verlobten seine Tage an dem Krankenbette Karolinens.

Das Andenken an die mit Graf R***g verlebten Stunden feierte S. damals in folgenden Zeilen.

„Unvergeßlich bleiben mir die mit S. verlebten Stunden, wenn wir uns nach vollbrachtem Tage vor dem kleinen Ofen seines Zimmers beisammen fanden. Um 11 Uhr Nachts begann die Unterhaltung, gegen 3 Uhr Morgens wurde sie oft erst geschlossen, und es bedurfte eines Gesetzes, das wir selbst uns auferlegten, um uns früher zu trennen. Durch seine Verbindung mit Karolinen sollte der Freund mir auch Bruder werden, und so fand ich im gräflich S. G—schen Hause so manchen Gegenstand der Liebe, den mir das Schicksal versagt hatte.“ —

Meine Abreise von Regensburg erlitt durch eine mir zugestoßene Krankheit einen Aufschub — und fand endlich am 12. Febr. statt — aber der Tag vor selbiger war auf eine traurige Weise bezeichnet. Karoline ward an selbigem kränker, als sie seit der Zeit meines Aufenthalts in Regensburg gewesen war,

und am Abend in den letzten Stunden, welche ich mit Louisen zuzubringen gedachte, ward erstere von starken Krämpfen befallen. Ich war Zeuge ihrer Leiden und das Mitleiden, das diese mir einflößeten, siegte über den schreckenvollen Eindruck, welchen die äußeren Kennzeichen derselben in mir hervorbrachten. Da stand ich vor ihrem Krankenlager, eine bange Ahnung sagte mir: Den Funken des Lebens in ihrem halberstorbenen Auge, auch diesen siehst du nicht wieder! Schreckliches Vorgefühl, wo borgtest du den Schein der Gewißheit, mit welchem du damals in meiner Seele aufstiegst. So verließ ich das Zimmer, noch einen Blick, noch ein nur gedachtes Lebewohl, das ich nicht aussprechen durfte, um nicht von neuem sie zu erschüttern. Allgütige Vorsehung, dem blöden Auge des Menschen ist deine Leitung ein Heiligthum, das nur selten sich ihm enthüllet. —

Am 18. April 92 traf S. wieder auf seinen Gütern in Mecklenburg ein.

Wer hätte für sein Leben nicht auch mancherlei Lebenspläne entworfen? Wenn S. die seinigen durchging, so erinnerte er sich vornehmlich folgender.

Schon in seiner frühesten Jugend beschäftigte ihn die Idee der Diplomatie. Woher diese eigent-

genstauff, die Seinigen, und vor allen den herrlichen Grafen R***g.

S. entzog sich den Gesellschaften und verlebte mit seiner Verlobten seine Tage an dem Krankenbette Karolinens.

Das Andenken an die mit Graf R***g verlebten Stunden feierte S. damals in folgenden Zeilen.

„Unvergeßlich bleiben mir die mit S. verlebten Stunden, wenn wir uns nach vollbrachtem Tage vor dem kleinen Ofen seines Zimmers beisammen fanden. Um 11 Uhr Nachts begann die Unterhaltung, gegen 3 Uhr Morgens wurde sie oft erst geschlossen, und es bedurfte eines Gesetzes, das wir selbst uns auferlegten, um uns früher zu trennen. Durch seine Verbindung mit Karolinen sollte der Freund mir auch Bruder werden, und so fand ich im gräflich S. G—schen Hause so manchen Gegenstand der Liebe, den mir das Schicksal versagt hatte.“ —

Meine Abreise von Regensburg erlitt durch eine mir zugestoßene Krankheit einen Aufschub — und fand endlich am 12. Febr. statt — aber der Tag vor selbiger war auf eine traurige Weise bezeichnet. Karoline ward an selbigem kränker, als sie seit der Zeit meines Aufenthalts in Regensburg gewesen war,

und am Abend in den letzten Stunden, welche ich mit Louisen zuzubringen gedachte, ward erstere von starken Krämpfen befallen. Ich war Zeuge ihrer Leiden und das Mitleiden, das diese mir einflößeten, siegte über den schreckenvollen Eindruck, welchen die äußeren Kennzeichen derselben in mir hervorbrachten. Da stand ich vor ihrem Krankenlager, eine bange Ahnung sagte mir: Den Funken des Lebens in ihrem halberstorbenen Auge, auch diesen siehst du nicht wieder! Schreckliches Vorgefühl, wo borgtest du den Schein der Gewißheit, mit welchem du damals in meiner Seele aufstiegst. So verließ ich das Zimmer, noch einen Blick, noch ein nur gedachtes Lebewohl, das ich nicht aussprechen durfte, um nicht von neuem sie zu erschüttern. Allgütige Vorsehung, dem blöden Auge des Menschen ist deine Leitung ein Heiligthum, das nur selten sich ihm enthüllet. —

Am 18. April 92 traf S. wieder auf seinen Gütern in Mecklenburg ein.

Wer hätte für sein Leben nicht auch mancherlei Lebenspläne entworfen? Wenn S. die seinigen durchging, so erinnerte er sich vornehmlich folgender.

Schon in seiner frühesten Jugend beschäftigte ihn die Idee der Diplomatie. Woher diese eigent-

lich entstanden, wußte er nicht, wenn er sich gleich erinnerte, daß manches, selbst kleinliches, dieselbe nährte. So sah er öfters einen schwedischen und einen sächsischen Legations-Sekretär, Carisien und Clement, mit der reizenden L. v. K., welche auch auf ihn gewirkt hatte, unter den Linden hinauf und hinab lustwandeln, und es schien ihm, daß ein Beruf, welcher Blüthe-Stunden wie diese enthalten könnte, schon der Wahl werth wäre. Andrerseits erinnerte er sich ganz deutlich des ersten wohlthuenden Eindrucks der Natur auf ihn, er empfand ihn bei dem Einathmen des Erdendufts im Frühlinge. Auch gehörte der Besitz von größeren Gütern gleichfalls zu den Lieblingsbildern und zwischen beiden so verschiednen Bestimmungen hatte von jeher einiges Schwanken statt gefunden. An die ländlichen Pläne schlossen sich in der Schweiz der eines Hirtenlebens an einer der Zürcher See-Inseln an. Die Schwärmerei der Liebe lieh diesem den höchsten Reiz, ohne daß S. damals erkannt hätte, wie grade er am wenigsten für eine allein kontemplative, nur Empfindungen in sich aufnehmende und in diesen lebende Existenz gebildet war. Als nun die Reisen geschlossen waren, da lag im Vordergrunde der Plan, nun erst

mit verdoppeltem Nutzen die Erde zu durchwandern. Bald sollte Egypten bereist — dann sollte eine Reise ausschließlich Beobachtungen über die Lage und die Bedürfnisse der dritten Menschen-Klasse in den Staaten gewidmet werden. — In Wien hatte S. den Geist der diplomatischen Existenz näher würdigen gelernt und seinen künftigen Beruf in selbiger wollte er dadurch erhöhen und nützlicher dem Vaterlande machen, daß er dieses in kameralistischer Hinsicht bereisete, um die Bedürfnisse desselben genauer kennen zu lernen. Dazu waren viele Einleitungen getroffen und Empfehlungsbriefe gesammelt worden, als der Aufenthalt in Regensburg diesen angeknüpften Faden durchschnitt. Ein Eigenthum an Haus und Hof wurde also nöthig, denn in der Nähe der Mutter immer zu leben, war auf keine Weise rathsam und die Zahl der müßigen Theeschlürfer in Regensburg zu vermehren, dieses konnte nicht in S.s Sinne liegen. Zuletzt war S.s Landleben mit diplomatischen Geschäften verbunden, und diese Vereinbarung verhinderte eine Einseitigkeit, die sich nach einem der beiden Extreme hinneigen konnte. Der Antheil der Stände an den in Mecklenburg geltenden Gesetzen war ein Hauptgrund, grade dieses Land als zweites

Vaterland anzuſehen, und möglichſt veredelt ſollte nun die gewählte Beſtimmung durch Thätigkeit werden, welche ſämmtliche Zweige erfaßte, die Menſchen und deren Wohl, wie die Aecker und Forſten und deren Gedeihen, holländiſche Nettigkeit ſtatt des vaterländiſchen Schmutzes und die Wirkungen des regelloſen Zufalles in den meiſten Anlagen des neuen Vaterlandes. — Vieles iſt hierin geſchehen und in manchen viel mehr, als S. ſelbſt bewirken zu können wähnte.

S. war von jeher der Ueberzeugung, daß dem Gutsbeſitzer ein Wirkungskreis eingeräumt ſey, reich, wie wenige es ſind, wohlthätig um ſich her zu wirken und daß er gleich dem Staate, in welchem jeder aus dieſer Klaſſe ſeine Beſtimmung erfüllte, einen hohen Grad von Glück und Kraft entwickeln müſſe. Freilich iſt es anders! —

S.s Verhältniſſe erforderten eine mehrmonatliche Abweſenheit, wie ſeine oft wankende Geſundheit eine jährliche Badereiſe, welche von dem Arzte beſtimmt wurde. Hier mag der Inhalt gleichzeitiger Aufſätze Platz finden.

„Den größeren Theil des Julius brachte ich zu Nenndorf im Bade zu, aber nicht mit der für meine

Gesundheit gehofften Wirkung. Die Gegend entzückte mich, mehr noch die Freundschaft eines Mannes, den ich daselbst lieben lernte, den Hofrath v. Hinüber. Wechselseitig war unser freundschaftliches Behagen und vorzüglich freuete ich mich über den Anblick des Verhältnisses mit seiner Frau. Bereits Vater von fünf Kindern war seine Aufmerksamkeit gegen die, welche sie ihm geschenkt, wie die Zärtlichkeit der ersten Stunden der Liebe. Mit dem Ende Julius kam ich nach Pyrmont, wo ich bis Anfang Septbr. verblieb. Die Eisenquelle verjüngte mich und weckte in mir den Humor akademischer Jahre. Witz und Muthwillen spielten wieder ihre Rollen, selten nur durch finstre Stimmungen durchbrochen. Doch der Hang zu gefallen blieb lau und kein weibliches Wesen vermochte auf mich einen bleibenden Eindruck zu machen. Eigentlich freute ich mich dessen. Es war mir ein Beweis meiner Reife für dauerhaftere Verbindungen. Ich vermochte wieder gesellschaftliche Freude zu beleben und Theilnahme und Wärme in meine Gespräche zu legen, wodurch ich mir einigen Beifall erwarb. Am häufigsten sah ich einen Rittmeister von Ziethen und den Domherrn von Wyllich. Sie haben sich in meinem Herzen

einen Grad von Freundſchaft erworben und ich, wie es ſchien, auch in dem ihrigen.

Mein diesjähriger Aufenthalt erinnerte mich an jenen in den Jahren 85 und 90. Was ſind die Pläne der Menſchen! Damals verließ ich die Univerſität. Ich ſetzte das Glück meines Lebens in Ehre und Glanz, und in den Beifall *vieler*, welcher mir willkommener war, als der meines eigenen Herzens. Weit blickte ich hinaus, bis auf den Moment einer ernſthaften Verbindung, die ſpät, wenn ich alles genoſſen, meine Laufbahn beſchließen ſollte. Wie iſt dieſes alles ſo ganz anders geworden, ſo ganz verſchieden mein Ziel geſteckt. Ich vermeide das, wornach ich damals haſchte, und wo ich damals vorüber ging, da verweile ich jetzt. Beſſer ward ich freilich, aber, meinem Gefühle nach, nicht immer glücklicher! —

Ein in Pyrmont mit Ziethen durchgeführter Schwank mag hier Platz finden, weil er einige Wiederkehr des Frohmuths, ſelbſt des Uebermuths bei S. ſchildert. Die Zahl der Badegäſte hatte auch ein Graf W..... vermehrt, ein ********iſcher Diplomat, als ſolcher früher Botſchafter in Petersburg, Freund aller Schürzen, und bekannt unter dem Namen des

Bräutigams der eilftauſend Jungfrauen. Auch an der Quelle ſollten ſeine veralteten Reize Wirkungen hervorbringen. Er ſtreuete Weihrauch rings um ſich her und war bemühet, alle Jüngern ſeines Geſchlechts fern von ſeinen Göttinnen zu halten. Anders dachten dieſe und des Beifalls derſelben überzeugt, wurde er das Opfer des folgenden Kunſtſtücks.

Ein köſtliches Mahl für den Königsberg hatte er angeordnet, die Schönheiten ſämmtlich eingeladen und die männliche Jugend ſämmtlich ausgeſchloſſen. Allein wollte er der Hahn in dem Korbe ſeyn. Da wurde Acht gegeben, wenn die Träger ſeiner Erfriſchungsmittel ihren Karavanenzug anträten, und als dieſe an einen Scheideweg gekommen waren, ihnen bedeutet, die Geſellſchaft ſey mitten im Holze verſammelt und dort werde auch das mitgebrachte Magazin erwartet. Brummend ſchlugen die Träger den Holzweg ein. Indeſſen hatte W..... ſeine Schönheiten an dem eigentlichen Verſammlungspunkte in einen großen Halbkreis geordnet. Da ſaßen ſie nun, gähnten, kicherten, forſchten, wo nun das Prunkmahl bleibe. In ihrer Mitte W..... mit lang ausgerecktem Halſe, ſpähendem Blicke, im bitterſten Unmuthe. Dieſen Moment wählten S. und Ziethen, um, als

zufällig dieſen Weg wandernd, hervor zu treten. Nun ging es an ein gegenſeitiges Fragen und Antworten, woher ſo viel Mißvergnügen, Unmuth und Elend, und als die Hinzugekommenen, was ſie wohl wußten, ſich erzählen ließen, da luden ſie die Geſellſchaft zu einem ganz bereit, in geringer Entfernung ſtehenden Mahle ein. Ein ſolches war von ihnen im voraus veranſtaltet worden. Alles verließ die unfruchtbare Gegend und folgte der Einladung. W..... beſchämt, verſtummte, und die Damen waren wieder aufgelebt. Wem aber das irre geleitete Mahl des W..... zu Theil geworden ſeyn mag, iſt unbekannt.

In Pyrmont wurde S. zuerſt dem damaligen Herzoge Maximilian Joſeph von Zweibrücken, nachmaligem Könige von Baiern, näher bekannt. Er hatte das Glück, ihn durch Originalität der Ideen zu unterhalten, den Beifall deſſelben zu erlangen, ſo daß der Herzog ihn öfters einlud und ſeit der Zeit überzeugt blieb, S. gehöre zu den unterhaltenden Originalen, die jeder Sache eine neue Seite abzugewinnen wiſſen, und ſo auch dem Alltäglichen eine Feſttagsfarbe zu geben verſtehen. S. konnte der Güte des Herzogs nicht widerſtehen, er liebte ihn um dieſer, um ſeiner Perſönlichkeit willen, und theilt

diese Empfindung mit Tausenden von glücklichen Unterthanen, die jetzt (1822) unter dem Scepter des wohlwollendsten Herrschers leben.

„Nachdem ich Pyrmont verlassen hatte, brachte ich einige Tage in Marienwerder bei einem Freunde Hinüber zu; dann ging ich zurück nach Mecklenburg. Meine Geschäfte hielten mich hier 4 Wochen länger, als ich geglaubt hatte, auf. Nach Beendigung derselben reisete ich nach Berlin, sah daselbst meine Mutter, hörte von ihr eine lange Strafpredigt wegen meines verlängerten Außenbleibens und nur am Schlusse dieser händigte sie mir ein Paket Briefe ein, — der eine schwarz gesiegelt — — — Karoline, du warst! — Nur wenige Tage blieb ich in Berlin und eilte nach Regensburg. Mit welchem gemischten Gefühle von Kummer und Freude erblickte ich den Berg, auf dessen Höhe die Dreieinigkeits-Kapelle schimmert, und dann die Thürme der Stadt. So hielt ich endlich vor der Thür meiner Wohnung.

Groß war die Trauer und der Schmerz, in welchem die Familie über den Hintritt der unvergeßlichen Karoline versetzt war. Graf R***g war zu einem seiner Freunde gereist, um mit ihm Karolinens

Verluſt zu beweinen. Mit dieſer Trauer ſchloß das Jahr 1792.

Es war beſchloſſen worden, um, wo möglich, R***g zu zerſtreuen, daß er mit S. reiſen und ſich bei ihm einige Zeit aufhalten ſollte.

R***g litt innerlich ſehr, oft in tiefe Schwermuth verſenkt. Jeder Grashalm, jede Wolke erinnerte ihn an die, welche er verloren hatte; Alles führte er auf ſie zurück. In Hof hatten wir einige frohe Augenblicke beim Abendeſſen. Ein vermißtes Andenken der Verſtorbenen fanden wir nach langem Suchen wieder — ich theilte herzlich ſeine Freude. Meine Sorgen und Geſchäfte wurden in Berlin ſehr durch den Entſchluß meiner Mutter vermehrt, ſich nicht um meine häusliche Einrichtung bekümmern zu wollen, — doch ſie hatte ja ſo manches für mich gethan! — Ich wollte nicht undankbar ſeyn und dennoch war ich empfindlich gegen ihre abſchlägige Antwort. Wie freuete ich mich des Tages meiner Abreiſe von Berlin! —

Ich durchſtrich mit R***g meine Gegenden; ſie ſchienen hie und da ihm reizend. Die veränderte Luft und Lebensart und die wenigeren Erinnerungen an ſeinen Verluſt wirkten vortheilhaft auf ſeinen Geiſt

und Körper, und gaben ihm mehr Ruhe und mehr Kraft. Wenn es mir auch gelänge, ihn hier zu zerstreuen, so wird er innerhalb Regensburgs Mauern so bald nicht Ruhe finden. Da weckt alles seinen Kummer, eine Erinnerung folgt der andern, der Boden, welchen er betritt, ist eben der, welcher sie getragen hat und welcher nun ihre Asche birgt!

Wiederum ein Jahr dieser irdischen Laufbahn zurückgelegt, genossen die Freuden, überstanden die Leiden, welche es für mich enthielt — so rücke ich unaufhaltsam dem Ziele immer näher, zu welchem jeder Moment ein Uebergang ist! Manches habe ich gethan, aber wie vieles fehlt, um die Gewißheit mir geben zu können, daß ich ganz meine Bestimmung erfüllte. Den Genuß der Gegenwart begleitet ein dunkles Gefühl von einem neuen höheren Gute, welches ich noch erreichen soll. Mir ist, als sollte es immer besser werden und dennoch weiß ich nicht, wie und wo es anders sey, als dort, wo wir einst alle anlanden.

Ich wäre also nunmehr einem höheren Chore zugesellt, und wenn auch eigentlich nicht höheren Menschen, wenigstens einer höheren Klasse politischer Wesen. Der Wunsch meines Schwiegervaters und

ſeine Bemühungen führten mich ohne mein Zuthun dahin, und wohin Andre, wenngleich wenige, auf Verdienſt geſtützt gelangen, da war Gnade meine Krücke. Es gehört nicht viel Eigenliebe dazu, um mich des größeren Theiles meiner Genoſſen für nicht unwürdig zu halten, vielleicht iſt ſelbſt in dem Herzen des gewordenen Grafen das Gefühl wahrhafter Ehre noch tiefer eingegraben, als in dem manches gebornen. Dennoch frage ich mich oft innerlich: Was habe ich gethan, um hier zu ſtehen? Was habe ich ferner zu thun, um hier mit Ehren mich zu halten? Wenn es zum Glücke des Lebens gehört, durch Titel und Ehre zu ſchimmern, ſo ward dieſes Glück wahrlich einem Schlummernden zu Theil. Nie entwarf mein Herz hiezu den Plan, das Schickſal leitete mich, während ich dem Zuge deſſelben folgte. Könnte ich im Geiſte die erblicken, auf welche ich Namen und Würde vererbe! Nur dieſe gab ihnen das Diplom, Tugenden erwarten ſie durch meine väterliche Bildung. Möchtet ihr, ſo lange einer eures Namens lebt, des Vaterlandes Stützen ſeyn, Tugend, Wahrheit und Recht euren Herzen heilig bleiben, möchtet ihr Freunde eurer Freunde, und Freunde nur der Rechtſchaffenen ſeyn, wo ihr

sie findet, hoch erhoben oder niedrig gestellt! Möchte eure Hand das Verdienst erheben, die Unschuld halten, der Armuth helfen, so seyd ihr dann noch höher geboren, als mancher Fürst an der Spitze von Millionen! —

Auf die Eingabe des adoptirenden Vaters des Grafen S. G. wurde ich in den Grafenstand erhoben, und führte von nun an Familien-Namen und Wappen.

In diesem Jahre wurde Spaa besucht. — Reichlich mit Päſſen für die damaligen revolutionairen Behörden versehen, kam S. dort an und fand ein kleines Häuflein Badegäſte, wenngleich in den Zeitungen verbreitet war, Franzosen, Holländer, Polen, Preußen, Teutsche lebten dort in Freude und Hoffnung. Jede dieser Nationen hatte nur einige oder einen Repräsentanten gestellt.

Hier befand sich S. zuerst auf revolutionairem Grunde, sah dreifarbig illuminirt, was nur diese Farbenmischung ertragen konnte, die Mienen der Citoyens in angenommener Pöbel-Keckheit und kerngrober Gleichheit. Den Wölfen behagte die Polizei der neuen Verfassung so wohl, daß sie in geringer Entfernung von den Brunnentrinkenden an der Geron-

ſtere *) eine Kuh zerriſſen, und bei nächtlicher Weile in Spaa's Straßen vor den Goſſen Nahrung ſuchten. Endlich hatten ſie auch die Polizei geweckt und das Spaaer Volk beſchloß, den Maire an der Spitze, gegen dieſe Ruheſtörer auszuziehen. Da verſammelte ſich, vom Glockenſchlage geladen, das ſouveraine Volk, dem auch S. ſich anſchloß. Der Maire trug vor, daß bei dieſem Feldzuge ein Theil die Rolle der Schützen, der andre die der Treiber übernehmen müßte. Gleichheit für Alle! lautete die Antwort der Souverains, und auf einige hundert Schützen kamen etwa ſechs Treiber. Auch wurde eingeſchärft, Niemand dürfe, um die Wölfe nicht zu verſcheuchen, eher feuern, als wenn der Wolf zum Schuſſe wäre. Die Souverains lächelten und die Haſen oder Hühner, welche ihnen im Anmarſche aufſtießen, erklärten ſie als gute Beute. Ein Holländer, der Jagdkenner war, ſtellte glimpflich vor, auf dieſe Weiſe würden die Wölfe nicht gefunden werden. Sogleich wurde er für einen teutſchen Baron erklärt (welches er nie geweſen), der ſeinen Adel der Gleichheit zum Trotze geltend machen wollte. Er mußte verſtummen.

*) Ein Flüßchen bei Spaa.

So war der Zug an ein Dorf gekommen, welches an dem Wege nach dem Walde lag. Der Maire und die sonstigen Bewohner erschienen, und als sie vernommen hatten, daß sie sich anschließen möchten, erklärten sie einstimmig: auf ihrer Feldmark wären die Wölfe nicht erblickt worden; sie hätten also keine Verpflichtung, für Andre mit zu Felde zu ziehen. Dabei beruhigten sich beide souveraine Völkerschaften. Die nach Sieg Durstenden zogen weiter; allein schon in geraumer Entfernung von dem Walde wurden sie benachrichtigt, die Wölfe hätten in Folge der gefallenen Schüsse längst den Wald verlassen. Auch dabei beruhigten sich die Souverains und brachten aus ihren Feldflaschen der Freiheit und Gleichheit ein Lebehoch. So wenig bedeutend dieser Vorfall war, so schildert er dennoch getreulich den Sinn jener Zeit und die Verirrung, welche große Nationen und so manchen großen Kopf in selbigen ergriffen hatte.

S. trank Spaawasser, brauchte Sturzbäder und durchwanderte die Umgegend. Da stieß er auf einem Felsenabhange auf wildwachsende ausländische Bäume und Sträucher, nicht wenig verwundert, diese dort zu erblicken. Er forschte nach und erfuhr, daß ein Aristokrat dort vor der Revolution einen geschmack-

vollen Garten angelegt hatte, welchen zu verwüſten die Volks-Souverainität erſprießlich gefunden, und dieſes mit ſo regem Nationalgefühle ausgeführt hatte, daß von der früheren Kunſt auch nicht eine Spur übrig geblieben war. Nur hatte die Mutter Erde aus den ihr anvertrauten Wurzeln, ihren Söhnen verzeihend, neue Sprößlinge hervorgetrieben und nährte ſelbige ohne menſchliche Pflege.

In Spaa ſchimmerte eine Dame, reich, ſchön, durch beides gebietend, aus den Niederlanden entſproſſen. Ihren erſten Gatten ſollte ſie vergiftet haben, um den zweiten zu ehelichen. Dieſer war auf irgend einem Bette der Ehre gefallen und ihm floſſen nun ihre Zähren und liehen ihrer Toilette einen neuen Reiz der Rührung. Ein beweglicher Franzoſe trocknete ſelbige. Nach ſeiner Verſicherung war er in königl. Zeiten Page des Herzogs von Artois geweſen; Andre aber verſicherten, er ſey ein Schloſſergeſelle, und ſo mochte er freiwillig die Beſtimmung eines Schlöſſermachers mit der eines Schloßbewohners vertauſcht haben. Souberant nannte ſich der Wundervolle.

Dieſe Dame nun konnte in jener Zeit in Spaa, ſonſt das Kaffeehaus von Europa genannt, einen Planeten erſter Größe vorſtellen, ſo daß von den

wenigen dort die meisten nur um sie als Satelliten sich drehten, nicht als huldigten sie der Schönheit, sondern als Mammons-Anbeter. Späterhin spielte sie noch in Paris eine Rolle, welche aber tragisch endigte.

Dieser nun nicht, aber einer Mad. Renaud mußte S. huldigen. Selbsttäuschung war es nicht, sondern entschieden, daß diese Französin aus Orleans in ihrem Wuchse, ihrer Gesichtsbildung und ihrem Wesen oft bis zur Täuschung Louisen glich. So entspann sich in aller Form eine Leidenschaft und erlosch nicht, wenn sie gleich unglücklich war; denn ein talentvoller emigrirter Pole, Korwin von Wienkofsky, war und blieb der Begünstigte. S. in dem Grade aufgescheucht, erkannte sich selbst nicht wieder, verband sich freundschaftlich mit seinem Nebenbuhler und vergaß die Grausame, als er abgereist war Allein nur durch die entdeckte Aehnlichkeit blieb ihm der romanhafte Schwung in dieser Neigung auch späterhin erklärbar. S. reisete über Lüttich nach Aachen, besuchte auf dem Wege ein ausgeplündertes verwaistes Schloß wegen der schönen Lage desselben (Arberg), fand in den Hallen die Spuren der Volkssouverainität, auch einen Hügel von alten Urkunden aufgehäuft und auf dem Fußboden einen weinenden alte

Hüter — als Ueberreste früherer Hoheit. — Verbannt lebten die Besitzer.

In Aachen mußte er vor der Municipalität erscheinen. Sie empfing ihn als Preußen mit Achtung, ließ einen Stuhl auf den Teppich für ihn hinsetzen, auf welchem ein langer Tisch mit den Büsten von Rousseau und ...? sich befand, und hinter welchen der Präfekt und seine Helfer nun das Examen begannen. S. bestand in selbigem und hatte auf einen Augenblick seinen Sessel, ohne sich umzusehen, verlassen, welchen nun der Diener von der Decke hinwegnahm. Auch ohne sich umzusehen wollte S. wieder Platz nehmen und saß plötzlich auf der Erde im Angesichte von Rousseau und Consorten.

Die alte Kaiserstadt wimmelte von mancherlei Franzosen, die sich unter sich selbst und andre neckten. Einem alten betreßeten Italiener, der eine junge schöne Frau hatte, legten sie die Frage vor, was er thun würde, wenn er jene in den Armen eines Andern fände. — Je lui passerais l'epée à travers du corps, war die Antwort. — Mit angenommener Ruhe versetzte der Franzose: c'est aussi la seule chose, que vous pourriez lui passer à travers du corps.

Fünftes Capitel.

Graf H..... — Raſtadt. — Roberjot. — Bonnier. — Treilhard. — Jean de Bry. — Mord der zwei franzöſiſchen Geſandten. — Jean de Bry rettet ſich. — L..... — Heidelberg. — Mannheim. — Frankfurt. — Dobberan. — Die Flotte Nelſons bei Warnemünde. — Die Landtags-Verhandlungen in Mecklenburg. — Reichs-Deputations-Schluß in Regensburg. 1802—1803.

S., zurückgekehrt von Spaa, lebte auf ſeinen Gütern in Mecklenburg, während ſein Schwiegervater, Graf R***g, und ſo viele andere Bekannte dem Congreſſe in Raſtadt beiwohnten und Aller Augen auf dieſen hin gerichtet waren. Da erwachte der Sinn in ihm, wieder Zeuge von großen Begebenheiten zu ſeyn, entſcheidend für das Schickſal des geſammten Vaterlandes. Grade jetzt wurde S. der Vorſchlag gemacht, für den .....ſchen Hof den Congreß zu beſuchen.

Auch der .....iſche Reichstags-Geſandte Graf H..... fühlte Beruf, den Congreß zu beziehen, nur ſchwebte er zwiſchen dieſem und der Furcht eingebildeter Gefahren bei der Hinreiſe. Muthig am Morgen war er am Abende wieder verſchüchtert, und würde ohne S's Zureden nie die Reiſe unternommen haben. So kam es dahin, daß beide ſelbige gemeinſchaftlich antraten.

Die erſte Gefahr, welche H..... aufſtieß, war eine öſterreichiſche Armee-Colonne, welche zwar ruhig ihren Weg zog, wo aber H....., mehr für ſeine Habe, als für ſich ſelbſt beſorgt, ſtets in Plünderungs-Beſorgniſſen lebte. Dieſer Zuſtand von Beängſtigung wirkte auf ſeinen Körper ſo nachtheilig, daß S. ernſtlich beſorgte, in ihm eine halbe Leiche nach Raſtadt zu bringen. Bei Kannſtadt wurde die Neckarbrücke ausgebeſſert, denn ein Joch derſelben war unfahrbar. Groß war die Verzweiflung, nun hier in der Mitte der drohenden Gefahren verweilen zu ſollen! Für einen Laubthaler wurden Bretter gelegt, man fuhr über den Neckar und war bald in Raſtadt. Dieſes friedliche Städtchen war ſeit Eugens und Villars Zeiten nun wiederum ein Mittelpunkt von Friedensunterhandlungen; allein wie verſchieden

die Lage der unterhandelnden Mächte! Etwas wunderbar Heimliches zeigte die Phyſiognomie der Stadt, der Straßen und der Wanderer in ſelbigen. Man unterhielt ſich nur leiſe, durch Blicke, durch Geſten. Am Morgen jedes Tages eine Wolke von Neuigkeiten, welche am Mittage zur Hälfte und am Abende größtentheils zertheilt ſich fand. Von den franzöſiſchen Unterhändlern war allein Roberjot erträglich; Bonnier düſter, einſilbig, menſchenfeindlich; Treilhard mehr noch ungeſchliffen, als ungezogen. Im Geſpräche mit den Geſandten legte er ſeinen Oberleib lang auf den Tiſch hin, reckte nun das trotzende Haupt empor, haderte, ſchalt, drohete. Zu dem preuß. Jacobi Klöſt ſagte er einſt, als von dem Churfürſten von Baiern die Rede war: Ce Prince il faudroit le traiter par des coups. — „Vous voulez dire par de coup de canon, il y repondroit peut-être“ — erwiederte Jacobi.

Jean de Bry ſchauete höhnend auf die Teutſchen herab. Ihm war nur der franzöſiſche Verſtand der untrügliche, das franzöſiſche Gepräge allein das wahre. An Allem war der Uebermuth der Teutſchen Schuld, der Druck dieſer gegen Frankreich unerträglich, welches großmüthig in ſeiner Milde, Teutſchland zu

glücken beſchloſſen hatte. Dieſes Beglückungsſyſtem beſtand auch darin, daß während des Ganges der Unterhandlungen die Umgegend weit umher ſyſtematiſch revolutionär bearbeitet und zu einer allemanniſchen Republik vorbereitet wurde nach der damaligen Methode, durch vorgeſpiegelte Freiheit, Frankreich den Weg zur Unterjochung zu bahnen.

Andrerſeits war es nicht zu läugnen, daß der Geiſt der Politik ſo mancher größeren Höfe unfähig war, Achtung einzuflößen. Anders war die Sprache bei öffentlichen Abſtimmungen und Erklärungen, anders bei den Privat-Conferenzen. Der alte Metternich ſprach im Namen des Reichs-Oberhaupts von reichspatriotiſchen, väterlichen Geſinnungen, indeſſen Lehrbach zu gleicher Zeit für das Haus Oeſterreich ausſchließlich unterhandelte und dem Intereſſe dieſes das übrige teutſche Vaterland hinopferte. So ließen auch andre der Größeren ſich doppelt vertreten, ohne daß dieſe Diplomatie mit zweien Angeſichtern auch nur das Sinnbild des Friedens, wie einſt des Janus Haupt, hätte vorſtellen können. Die Franzoſen benutzten die politiſche Habſucht der Größeren, um die Funken des Mißtrauens immer mehr in eine Flamme der Zwietracht zu vereinbaren; die Mächti-

geren wollten durch den Fall der Mindermächtigen entschädigt werden und die letztern allein kämpften für ihre Rettung und Rechte. Schon damals erblickte man deutlich den nahen Sturz der geistlichen Stifter, wie der kleineren Fürsten und Herrn, und schon wurde die Gruft von Feinden und Freunden gemeinschaftlich für Teutschlands Verfassung gegraben.

Auch dem preußischen Gesandten Grafen S. G. machte Frankreich Anträge, für seinen Hof das alte Erbe des obotritischen Fürstenstammes sich anzueignen. S. G., dessen Gefühl bei dieser Zumuthung sich empörte, berichtete selbige dem Könige und dem damaligen Minister v. Haugwitz in dem Tone des Stellvertreters eines Monarchen, der von dem Gerechtigkeitsgefühle sich noch nicht losgesagt hat. Der König erklärte: Er verbitte ein für allemal Zumuthungen dieser Art, am meisten dann, wenn selbige ein Regentenhaus beträfen, mit welchem er durch Bande der Verwandtschaft so nahe verbunden sey. S. G. labte sich daran, diese Entgegnung mit Derbheit dem französischen Gesandten wieder auszudrücken. Haugwitz meinte, der Botschafter hätte dergleichen ihm allein und nicht dem Könige zu berichten.

S. G. erwiederte: Er sey nicht des Kabinets-Ministers, sondern des Königs Vertreter.

So zerschlugen sich endlich die Unterhandlungen. Sie hatten nur dazu gedient, den Wachsthum des gegenseitigen Mißtrauens unter den teutschen Höfen zu befördern, so wie Frankreich völlig zu überzeugen, daß es die gegen sich vereinte teutsche Kraft mehr zu fürchten habe, und den Weg zu demjenigen zu bahnen, was in der Folge ausgeführt ward. In dieser unglücksschwangern Zeit wurde übrigens auf gut diplomatisch gegessen und getrunken, auch die Liebe schlich sich ein und bemeisterte sich ganz des Herzens der jungen Gräfin ..... für den schönen ..... Beide trugen dieses Gefühl zur Schau. An eben dem Abende, an welchem die Franzosen über den Rhein setzten, spielte man bei dem Hamburger Repräsentanten Dohrmann blinde Kuh. Auch sah man Beispiele von teutscher Treue und Edelsinn. Ein vormaliger alter Diener des Leiningenschen Hauses, Lange, ohnerachtet er selbst in den Umwälzungen einen großen Theil seines Eigenthums eingebüßt hatte, erhielt nun den seiner Lande beraubten Herrn und fand darin eine seinem Gefühle willkommene Pflicht, die des Beifalls nicht bedürftig war. S. brachte mit

dieſem unterrichteten Manne manchen Tag in der paradieſiſchen Umgegend von Baden im Murgthale zu.

Ein zwiefacher Mord beſchloß das Trauerſpiel dieſes Congreſſes, indeſſen es auf einen dreifachen, den der drei franzöſiſchen Geſandten abgeſehen war. Noch zu wiederholen, was hierüber öffentlich bekannt geworden iſt, wäre überflüſſig; allein Einiges, minder gemeinkundig geworden, mag hier aufgenommen werden.

Der bei den Unterhandlungen ſo gebieteriſche Jean de Bry hatte, als die Mörder ihn für todt hielten, ſich zu retten gewußt und auf einem Baume des Waldes die Nacht hindurch ſich verborgen gehalten. Als mit Anbruche des Tages Landleute der Stadt zugingen, vertauſchte er von dieſen einige Kleidungsſtücke und erſchien ſo vor des Grafen S. G. Hausthüre, um eingelaſſen zu werden. Verkleidet, entſtellt, wie er war, wollte man ihn nicht einlaſſen, weil er nicht wieder erkannt wurde. Als er aber, endlich in S. G's Zimmer eingeführt, nun auf ſeine erſte Frage hierüber erfahren hatte, daß ſeine Familie gerettet ſey, da ſtürzte eben dieſer, gewiegt ſeither in revolutionairer Rohheit, nieder auf ſeine Kniee, faltete die Hände zum Himmel gerichtet und betete laut: „Divine providence, si j'ai meconnu tes bienfaits jusqu'ici, pardonne! —.

Er hatte drei leichte Wunden; Graf R***g pflegte ihn bis zu seiner Abreise bei Tage und bei Nacht. Daß diese Mordthat von Oesterreichern, nnd zwar von Barbaczi's Husaren vollführt worden, dieses ist außer allem Zweifel und selbst österreichischerseits auf der Stelle anerkannt worden. Daß es dabei nicht auf Beraubung eigentlich abgesehen gewesen sey, ergiebt sich aus allen Umständen; denn wenngleich die Husaren sich einige Beute aneigneten, so hatten sie dennoch keineswegs die Wagen ausgeplündert. Sie suchten vielmehr ausdrücklich die drei Gesandten und tödteten deren zwei, so bald sie selbige gefunden hatten. Der dritte entging dem Tode, indem er sich, nur verwundet, todt stellte. Nach den vorhandenen Aussagen hatten selbst Offiziere dieses Regiments die Husaren zum Morde ermuntert und sie dazu in dem Momente selbst gezwungen. Wer war nun die Seele dieser That? Der Kaiser? — nein — der Erzherzog Karl? — nein. — Fremd ist beiden niedrige Mordsucht.

Ein Mann war es, der durch seinen Standpunkt auch in Rastadt eine bedeutende Rolle spielte. Die edlere nicht; denn wäre sie es gewesen, so wurde sie durch ihn entweihet; er mischte allein sein Gift hinzu. Ihn hatte Rachegefühl entflammt und bestimmt, sich

die geheimsten Papiere der Gesandten, es koste was es wolle, anzueignen. Das eigentliche größere Archiv war schon mehrere Tage vorher nach Straßburg hin gesendet worden. In dem rohen Husarenhaufen hatte er Werkzeuge gefunden. Die Elenden glaubten, was ein in dem Dienste — — hochgestellter Mann verlange, sey auch der Wille ihres Herrn. — Der Unverstand wird leicht durch Bosheit mißleitet, und so wurden Soldaten Räuber und Mörder an Unbewaffneten, die unter dem heiligen Schutze des Völkerrechtes standen. —, dieses war der Name des Urhebers dieser Schandthat.

Wunderbar ist unter andern, daß in ihm, als er in der Folge bei dem schnellen Vorrücken der Franzosen in Augsburg Gefahr lief, gefangen zu werden, nicht die Folter des Gewissens, sondern die Furcht für sein Leben erwachte, und er nun ängstlich in seinem Wohnzimmer im Gasthofe umher lief, laut sein Schicksal bejammernd, wenn er in die Hände der Nation fiele, deren Gesandte er gemordet hätte. Sein Zimmer-Nachbar vernahm die Ausbrüche seiner Verzweiflung. S. hatte eigentlich kurze Zeit vor diesem Mordauftritte Rastadt bereits verlassen und die Rückreise angetreten. Heidelberg fand er von Franzosen besetzt

welche ihm das Wohl seines Königs zutranken. Auch Mannheim war in den Händen derselben und Bernadotte der Herrscher daselbst. Die Pfälzer wurden methodisch von dazu angestellten Rednern bearbeitet und es war sonderbar anzusehen, wie diese Apostel, selbst auf öffentlichen Spaziergängen, Kreise von Zuhörern um sich versammelten und die neuen Lehrsätze den Gaffenden vortrugen. Ein Anschlag im Revolutionsstyle der Zeit an den Häusern, so wie unter die Bewohner vertheilt, sprach von Rudolph von Habsburg, dem würdigen Haupte des verhaßten Hauses Oesterreich, dem empörten Sklaven gegen Ottokar seinen Herrn, von der heiligen Brüderschaft der Franzosen ꝛc., und war von Bernadotte unterzeichnet.

An einem heißen Apriltage ging S. über die Rheinbrücke dem Brückenkopfe auf der linken Rheinseite zu. Sein Inneres war tief bewegt; erst kürzlich hatte er den nahen Sturz des großen Vaterlandes deutlich erblicken müssen. Der Krieg sollte nun wieder beginnen, die Laune des Sieges entscheiden. — In dieser Stimmung legte sich S. auf dem Frühlingsrasen des Brückenkopfs, vom Gange über die schattenlose Brücke erhitzt, nieder, und dachte dort über das Schicksal Teutschlands nach. Ein Gefühl von einiger Erkäl-

tung erinnerte ihn, die Ruheſtätte zu verlaſſen. Am folgenden Tage, an der Gaſttafel in Frankfurt, konnte er das Geräuſch des Tiſchgeſprächs nicht ertragen, in den Straßen gehend mußte er ſich längſt den Häuſern fortbewegen, weil er hin und her wankte; nie vorher gekannte Beängſtigungen überfielen ihn und er glaubte in jedem Momente todt niederzuſtürzen. Alle dieſe Erſcheinungen waren ihm neu und ergriffen ihn deshalb um deſto heftiger. Indeſſen reiſete er fort, ließ ſich in Jena von Hufeland Mittel verordnen, welche dem Uebel ſteuern ſollten, und langte endlich wieder auf ſeinen Gütern in Mecklenburg an. — Wo vergrub die Natur den Schatz der Geneſung, in dem Rieſeln der Quelle, oder in den Wellen des Meeres? Eigne Erfahrung ſollte entſcheiden und ſo wurde beſchloſſen, den Sommer in Dobberan zuzubringen, und S. ließ ſich am Ufer des Meeres ſelbſt nieder, um dem Heilmittel deſto näher zu ſeyn. Seine nächſte Umgebung war eben nicht ermunternd. Einige Wahnwitzige, welche im Salze des Meeres die Wiedererhaltung des Verſtandes ſuchten, ein überkluger Stallmeiſter, deſſen Rede über die Ingredienzien der Hofluft nie verſiegte, ein philoſophiſch ſchwärmender Kammerherr, den griechiſchen Homer in der Taſche ſo wie im Kopfe, bildeten

ſelbige. Zu dem Salze dieſes Mahls lieferte S. die Lebensmittel, badete vom Morgen an bis zum Sonnenuntergange, oft täglich viermal in der offenbaren See, und ſo waren abwechſelnd Naßwerden und Abtrocknen die Hauptbeſchäftigungen des Tages. Eine Geſellſchaft hatte ſich nach dem ſogenannten Blockberg hinbegeben und beantilzte von dort die holſteiniſche Küſte, als S. plötzlich auch Kopenhagen zu erblicken verſicherte. Kaum war das Wort ausgeſprochen, als bald der eine, dann der andere gleichfalls deutlich die Wundererſcheinung ſah, ausführlich ſie ſchilderte, und viele, die nur Wellen am Horizonte geſehen hatten, kehrten mit der frohen Beruhigung zurück, auch die däniſche Hauptſtadt beſchauet zu haben. So leicht iſt dem Menſchen der Uebergang zum blinden Glauben, wenn Wundervolles der Gegenſtand deſſelben ſeyn ſoll.

S. lebte nach beendigter Badekur wieder in ländlicher Einſamkeit, denn ſeine Gattin blieb Jahre durch Krankheits halber abweſend in Regensburg, und in dieſer langen Periode war der Eheſtand nur ein briefſlicher. Hierin waren leider S's frühere Ahnungen in Erfüllung gegangen; allein ſie hatten ihn auch für dieſes Lebensloos vorbereitet, und ſo ertrug er nun, was er nicht ändern konnte. Umgang war wenig in der

Gegend, der der Freundschaft überall nicht, und in späteren Jahren hatte Tod und Verderben die Nachbarn entfernt. Der muntre Greis B..... in C. starb; eben so der alte Landmarschall von H.... Er ging zu den Sternen, die auch im Leben sein hauptsächlichster Umgang waren. Der Sohn vergeudete seinen Reichthum in wahnsinniger Verschwendung und mußte das alte Erbe der Väter räumen. Moltzahn von Grubenhagen blieb im Zweikampfe gegen seinen Schwager. Moltke auf Schorsow verdarb mitten in den Plänen unermeßlichen Reichthums. Der Zufall leitete zu Zeiten wunderbare Gäste herbei, worunter der wundervollste ein Herr v. Wedell, der, um eine Erbschaft in Dänemark zu erheben, auf abgemagertem Pferde und ohne eine solche nun wieder zurückkehrte.

Außer einigen wenigen Besuchen gab es, jedoch selten, einige Zerstreuungen, so durch die Ankunft des Seehelden Nelson mit seiner Flotte von Kopenhagen in Warnemünde. Kein Anblick von menschlichen Unternehmungen ergriff je S. in dem Grade, als der der englischen Flotte (1801), besonders aber der inneren Schöpfung in den Schiffen. Der Mensch, Bezwinger eines furchtbaren Elements, welches allein die beiden Indien mit Europa verbindet. Höchste Kühn-

heit der erste Gedanke, tiefe Forschungsgabe im Ergründen der Naturgesetze die Ausführung. Ein Schiff ist eine Welt im Kleinen, nichts absichtslos, und tausend kleine Zwecke zuletzt wie Radien in einem Hauptzwecke zusammenlaufend, wie in dem großen Schöpfungswerke, das kleinste neben dem größten beachtet, Alles im Sinne des Plans wirkend, in Einfachheit und Ordnung eine hohe Kraft erzeugt.

So wie die Schiffe S., so entzückten die Mecklenburgerinnen die Seemänner; selbst die Matrosen huldigten ihnen mit Zartheit. S. nahm drei Schiff-Kapitains, welche keine Wohnung finden konnten, in seine Zimmer auf und groß war der Dank derselben. Man befreundete sich, ohne sich durch die Sprache verständigen zu können. S. hätte gern sie in England wiedergesehen; eines dankbaren Empfanges wäre er gewiß gewesen.

Auch fehlte es diesen Jahren nicht an Lockungen, die ländliche Einsamkeit wieder auszutauschen. Der Fürst Primas, Dalberg, hatte Pläne für S. entworfen. Seit langen Jahren war er Freund des gräfl. S. G.schen Hauses, als dieses noch in Weimar und er als Statthalter in Erfurt lebte. Auch war er, ritterlich huldigend, sein Leben hindurch Anbeter der Mut-

ter gewesen, und wurde L's. Pathe. Von dem einstigen Gefühle für die Mutter mochte Einiges auf die Tochter übergegangen seyn; er freuete sich des Verstandes, des Salzes in der Unterhaltung derselben, und befragte selbst ihre Vernunft. Diese Achtung erstarb nur mit ihm. Um einen Maaßstab von S's geistigen Kräften zu haben, legte er ihm schriftlich eine finanzielle Frage zur Beantwortung vor. Sie lautete:

P. P.

„Der Herr Graf haben mir erlaubt, zuweilen über staats- und landwirthschaftliche Gegenstände Sie um Rath zu fragen, und auf Ihre Einsichten, Erfahrung und Rechtschaffenheit setze ich ein großes Vertrauen. Der Reichsschluß ist da; das Fürstenthum Regensburg gehört dem Chur-Staate. Brutto-Einnahme der Domaine macht 300,000, die Tara kaum $\frac{1}{4}$. Verbesserungen sind nöthig. Ist Vererbung oder Verpachtung, oder Regie im Allgemeinen rathsamer? 75,000 Morgen Wald ertragen kaum 20,000 Fl., wie viel erträgt in mittlerem Durchschnitte der Morgen Wald in Ihrer Gegend? Darf ich um Mittheilung einer dasigen Forstordnung bitten? In diesem sonst guten Lande ist man in diesen Fächern sehr zurück. So manches Gute hoffte

ich auszuführen, wenn wir beisammen wären. Gott gebe, daß wir Friede erhalten, die Folgen des Krieges lassen sich nicht berechnen.

Ich bin mit großer Hochachtung des Herrn Grafen wohlaffectionirter Freund gez. Carl.

Regensburg, den 25. Mai 1803.

S. beantwortete selbige rein praktisch und ausführlich. Es hieß, daß von einer Finanzminister-Stelle die Rede gewesen wäre; allein der Landmann blieb bei seiner Hufe. Geraume Zeit nachher war die Rede davon, daß S. einen Theil der Grafschaft Rhineck, welcher zum primatischen Staate gehörte, so wie andere zerstreute Domainen bis in Tyrol in Erbzins erhalten sollte. Für S's mecklenburgische Güter wollte der Fürst einen Engländer als Käufer finden. Allein S. ging nicht ein, und hätte er dieses Letztere angenommen, in welches Meer von Verwickelungen wäre er gerathen, als in der Folge das Ganze aufgelöset und unter die Ueberbleibenden vertheilt wurde. Die Verfügungen des Primas hätten gewiß am wenigsten einen Stützpunkt gefunden. Auch Baiern suchte ihn aufzunehmen und Montgelas hatte sich verlauten lassen, man wolle ihm bei der Abtretung eines der säkularisir-

ten Klöster eine goldne Brücke bauen. Anziehender war dieses. Die herrliche Natur vieler dieser Stiftungen, das schöne Frankenland, die mannigfaltige Nachbarschaft, das Classische des Bodens, alles dieses reizte zur Untreue; allein S. hielt standhaft an seinem neuen Vaterlande. —

Ein Hauptgrund für S., Mecklenburg als sein zweites Vaterland anzuerkennen, war grade die freie Verfassung desselben gewesen. Die Stände weniger Staaten in Teutschland genossen derzeit noch dieses Vorrechts. Die früheren Verfassungen waren veraltet, von der List gebrochen und von der Uebermacht, zum Theil durch den Eigennutz derer selbst, welche die Rechte bewachen sollten, die ihnen in selbigen zugetheilt waren. Die Mecklenburgische war in demselben Jahrhunderte im Wesentlichen wenigstens von neuem gehoben und bestätigt worden, und stand unter kaiserlichem Schutze.

Der erste Landtag, welchen S. besuchte, hatte allerdings für ihn manches Befremdende. An der Spitze befanden sich Männer, welchen zwar nicht die Gabe der Rede, aber wohl die des Schreiens zu Gebote stand. Bildung jeder Art ging ihnen größtentheils ab, aber entwickelt war die Muskelkraft,

und dieses unter Umständen allerdings ein Vorzug. Sie hatten den Umfang derselben hin und wieder beweisen müssen in einem Lande, wo jeder Streit so leicht in Angriffe der Ungeschliffenheit überging. Ein Oldenburg von Glare hatte einst einen gut genährten Doktor beider Rechte beim Hosenbande ergriffen und so aus der Gesellschaft entfernt; v. Müller von Detneshagen hatte einen beladenen Frachtwagen mit dem Rücken aufgehoben; v. Walsleben warf mit Steinen des Witzes um sich. Indessen war diesen Männern wenigstens der Buchstabe der Verfassung und der Geschäftsgang in derselben geläufig, und eifersüchtig wachten sie über die Erhaltung des Herkömmlichen. Der Fox jener Zeit war der Baron Langermann. Schöne Kenntnisse selbst der Rechte, ein lebendiger Vortrag, geschmückt durch Witz und Geistesgegenwart, setzten ihn oft an die Spitze der Verhandlungen. Als er gestorben war, trat der Landrath von Flotow auf Wildkuhl in die Stelle desselben, ohne den Fluß und die Kraft der Rede seines Vorgängers, wäre er auch in Kenntnissen ihm gleich gewesen. Er und sein Nachfolger, der Landrath von Ferber, verloren gänzlich das Zutrauen der Ritterschaft und eigentlich wohl nicht ohne genügenden Grund. Indessen hatte

sich ein junger Mann emporgearbeitet, der durch seine zahlreiche Verwandtschaft einen großen Anhang, durch Uebung nicht gewöhnliche Kenntnisse von dem Geschäftsgange erworben hatte, und der, eigentlich ohne glänzende Gaben des Geistes, oft mit jenen einen richtigen Geschäftsblick verband, und weil wenige die Rolle der Protocoll-Leitung zu übernehmen vermochten, keinen Nebenbuhler fand, oder selbige zu entfernen wußte. Die kleine Politik, um seine Anhänger zu vermehren, um unvermerkt seine Meinung durchzusetzen, hatte er inne und beurtheilte richtig den Kampfplatz derselben. Dergleichen Volksführer können bei den Wahlen zu Klosterstellen und dergleichen ihnen Begünstigten nützlich werden, und schon deshalb verschließt mancher seinen Widerspruch in sich und huldigt der Augenbraue, welche ihm zuwinkt. Die Meinung, welche übrigens dieser Volksvertreter von sich hegte, überstieg noch das, was er wirklich war, und er drückte sie auf eine recht beleidigende Weise deutlich durch einen spöttischen Blick des geistigen Uebergewichts aus. Sein Sinn war übrigens grade und er wollte das Gute, jedoch nur auf seine Weise und nach seinem untrüglichen Maaßstabe. Diesen machte er unter andern dadurch gel-

tend, daß er bei stürmischen Verhandlungen die Stürmenden bis zur Ermatttung austoben ließ und nun den Ohnmächtigen ein Polster der Ruhe unterlegte; oder er suchte und fand auch die Momente so, am Schlusse eines Landtags, wo wenige Stimmende mehr vorhanden waren. Widerspenstigen wurden geübte Ueberschreier zur Seite gestellt oder Komitialen gewählt, welche die Meinung derselben nicht aufkommen ließen, oder Insinuationen von eigennützigen Absichten im Hintergrunde verbreitet. Der Geist eines Mecklenburgischen Landtags ist übrigens bei der Mehrheit keinesweges ein löblicher. Das Interesse der Einzelnen rührt eigentlich bei jenen nur die, welche im gleichen Falle sich schon befinden, oder besorgen, sich einst befinden zu können. Viele sind für Alles gleichgültig und werden ohne eigne Selbstständigkeit von denen, welche leiten, geschoben. Andre erscheinen nie und überlassen den Kampf den Uebrigen. Die städtischen Landstände, größtentheils Glieder der Advocatenzunft, bringen in die Versammlungen ihre Advocaten-Feinheiten mit, und da die Anzahl derselben geringer ist, mithin ein Einverständniß dadurch möglicher wird, so ist ihr Kampf in mehr geschlossenen Gliedern, und im Ganzen haben sie sich in

eben dem Grade, als die Ritterschaft von ihrer frühern Höhe herabsank, gehoben. Der Geist dieser ist in dem Grade gesunken, daß wenige es fühlen, niedriger als sonst zu stehen.

Eine gewiße vertrauliche, zudringliche Gleichstellung des zweiten Standes raubt der Ritterschaft manchen Vorzug der ersten Stelle bei der Landschaft. Selbst viele der letzteren sind von Advokaten durch Prozesse oder Geld-Mäkelei abhängig und fürchten den üblen Willen ihrer Sachwalter oder Geldnegocianten. Der Hof findet in der Mitte der Landtags-Versammlung dienstfertige Hinterbringer, eine Rolle, welche vorzugsweise manche Bürgermeister übernehmen, und wäre es auch nur, um jenen für die Parthei der Städte zu gewinnen, oder um eines Rechtstitels willen. S. besuchte die Versammlungen der Stände, wenn er im Lande anwesend war, regelmäßig. Durch seine Lage unabhängig, ohne andres Begehren als das, zu nützen, selbst ohne den Ehrgeiz, auf Landtagen durch Künste der Rede zu schimmern, trug er seine Meinung nach seiner besten Ueberzeugung vor, unbekümmert, ob selbige anstößig, oder gefällig erschien. Er nahm die Geißel der Satyre mit zu Hülfe, wenn

er ſie angemeſſen fand und oft ſah er die Mehrheit für ſeinen Vortrag gewonnen.

Allein grade dieſe Unabhängigkeit vermehrte noch den Neid, welchen er eingeflößt hatte. Die Geißel beſſerte nicht und der urſprüngliche Ausländer mit vielen Andern nicht in die Zahl der Gediegenen aufgenommen, ſollte nicht die letzteren durchſchauen und überſehen. S. rügte ohne Rückhalt die Mißgriffe bei den Verhandlungen mit der Regierung nach dem Wiener Congreſſe, namentlich bei der Aufhebung der Unterthänigkeit. Er rieth, die Bahn der Väter nicht zu verlaſſen, die für Bewilligungen Gegenbewilligungen ausbedungen, rieth, nicht einzelnes zuzugeſtehen, bis das Ganze geordnet ſey, bewies, daß jede Blindheit, zeige ſie ſich bei der Beurtheilung des Neuen oder des Alten, nachtheilig ſey. Ein blinder Widerſpruchsgeiſt hatte ſich jenes Führers bemeiſtert; er ſtimmte ſeinen Anhang, ſetzte die Uebereilungen durch und nur, als die Erfahrung für S. Vorherſagungen ſchnell entſchieden hatten, ward dieſem das Lob, er habe richtig geurtheilt und man hätte ſeiner Stimme folgen ſollen. Dieſen Beifall nahm er, da es ihn um die Sache ſelbſt zu thun geweſen war, gleichgültig auf. Wäre es S. darum zu thun geweſen, eine

Gegenparthei zu bilden, so hätte es ihm gelingen können und er vermöchte noch jetzt, ihr das Daseyn zu geben. Allein die Jahre erzeugen den Wunsch nach Ruhe und ein reines Bewußtseyn erhebt dann über das Streben nach dem Beifalle der Menge.

Hier noch einige Worte über die Reichs-Deputation in Regensburg 1802—1803.

Wenn es ein Glück wäre, Zeiten erlebt zu haben, die Begebenheiten herbei führten, wie die Annalen der Geschichte keine enthalten, so ward jenes Glück auch S. zu Theile. In der Gesammtperiode der Auflösung des teutschen Reichs und der Verfassung desselben nimmt die Reichsdeputation zu Regensburg eine bedeutende Stelle ein, wenn gleich, was nun sanctionirt wurde, in der Hauptsache früher verabredet worden war.

Paris war die Küche, wo das Trauermahl des Rechts bereitet wurde, wo Preußen, Baiern und Oranien für sich unterhandelt und Rußland den Entschädigungsplan gebilligt hatte, wo es Oesterreich damals nicht gelang, allein sein Interesse befördert zu sehen, vielmehr Andre, namentlich Baiern, verstärkt werden sollten, um als künftige Alliirte Frankreichs wirksam gegen Oesterreich auftreten zu können. Spä-

terhin war Sachſen eine gleiche Beſtimmung gegen Preußen zugedacht worden. Eben der Matthieu, welcher unter Talleyrand die Bolzen in Paris geſchmiedet hatte, trat nun auch in Regensburg auf und mit ihm Laforeſt. In dem letzteren wohnte auch Ehrgefühl, dem der erſtere entſagt hatte, deſſen Weſen ſeiner Geſichtsbildung und dieſe, wie viele fanden, der eines erzürnten Katers glich.

Regensburg, lange der Bewahrungs-Ort teutſchen Rechts und Herkommens, glich nun einer Meſſe, wo Länder und Seelen feil geboten wurden, wo auf den Gebeinen der früheren Reichstags-Repräſentanten ſelbſt die Handelsbuden ſich aufgeſchlagen befanden. Da die Größeren im Voraus ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten, ſo blieb nur noch übrig, über das Schickſal der Kleineren zu beſtimmen. Für dieſe allein war die ſtrenge Prüfung ihres Verluſts, für die Mächtigen der Zuſchnitt im Großen gleichſam auf ferneren Wachsthum eingerichtet. Matthieu empfing von allen Seiten, fand aber dennoch Raum in ſeinem Herzen für die Stimme der Dankbarkeit oder vielmehr der Eitelkeit gegen ....., in deren Dienſten er einen Theil ſeiner früheren Lebensjahre zugebracht hatte. Daher die unverhältnißmäßige Ent-

schädigung dieser und der mit ihnen verwandten Häuser.

Die Reichsgrafen, die Glieder der Reichsritterschaft irreten trostlos von Thüre zu Thüre, trugen sich mit Versicherungen des Wohlwollens und der Vertretung des Kaiserhofes und gaben Schadenrechnungen ab, die genau berechnet und ermäßigt wurden; allein der übrig gebliebene Entschädigungsstoff war nicht ausreichend, und mit hauswirthlichem Abdingen und Sparsamkeit erhielt nun jeder seinen Zehrpfennig, wofür er der Väter altes Erbe hingab. So mancher mußte auch den Besitz von Lieblings-Anlagen aufgeben und diese freilich, (z. B. ein Graf Quadt) hatten noch bevorzügte Ansprüche an S.s Theilnahme. Der 24. März 1803 schloß die Gesammt-Rechnung ab. Damals noch blieben Augsburg und Nürnberg, die Wiegen des teutschen Handels, verschont, indessen 46 ihrer Schwestern fielen. — Für lange Zeit entzweiet mit dem diplomatischen Treiben und den Gastmählern in dem sonstigen bunten herzlosen und freudeleeren Gefolge desselben verließ S. gern die Mauern, in welchen er einst glücklichere Tage verlebt hatte.

Sechstes Kapitel.

Kriegs-Periode von 1806. — S. Reise nach Berlin. — Einzug Napoleons in Berlin. — S. schwierige Rückkehr nach Mecklenburg. — Raub und Plünderung der Franzosen in Mecklenburg. — Einige charakteristische Züge von Preußen und Franzosen.

Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich war begonnen und die Flamme desselben sollte nun auch die vaterländischen Fluren ergreifen. S. und mit ihm die Mehrheit war des Sieges der Preußen gewiß und erfochten wäre er auch worden ohne die unglückliche Leitung der Kraft von Seiten der Heerführer.

So sahen S. und die Seinigen in K. der frohen Siegesbotschaft entgegen, als ein Wäglein daher gefahren kam, auf selbigem Z... der ihnen schon in sprudelnder Ungeduld entgegen rief: „Alles ist verloren alles!“ — Man erfuhr von ihm die trau-

rige Auerstädter Kunde und viele der düsteren Folgen derselben.

Wurde gleich die Furcht des Ueberbringers dieser Nachricht in Rechnung gestellt und einiges von selbiger gebührend abgerechnet, so war die Hauptsache doch nur zu sehr begründet. Ein Kriegsrath mußte gebildet und in selbigem beschlossen werden, daß S. der Mutter in Berlin zu Hülfe eilen und die Gattin nach Regensburg reisen solle. Sie trat muthig zuerst, ohne andere männliche Begleitung als die eines Bedienten, mit dem Kinde und ihren Frauen die Reise an und drängte sich glücklich durch beide Armeen. Nicht ohne Gefahr jedoch von Unfällen verschont, war sie angelangt. — Der Unglücksbote entfernte sich. — S. gestützt auf Mecklenburgs Neutralitäts-Pfähle, an den Gränzen errichtet, suchte nun eiligst Berlin zu erreichen, ohne irgend eine Vorkehr für seine ländliche Habe getroffen zu haben und reisete am 23. Octbr. ab. Alle Pferde waren ein Raub des Feindes und auch des S. Pferde und Wagen würden verloren gegangen seyn, wären sie nicht zurückgeblieben vor der abgebrochenen Hafel-Brücke bei Sachsenhausen. Ein bescheidnes Postfuhrwerk in Oranienburg ersetzte die Stelle der Equipage.

Sorglos schwärmten hier zersprengte preußische Reiter umher, während die Franzosen schon bis in die Nähe der Stadtthore kamen. Unter einen Haufen von Husaren gerathen, sollte S. ihnen sagen, wo Hohenlohe, wo Blücher, wo Weimar hingerathen wären. Aber er wußte von allen dem nichts. Endlich stieß er auf die Reiter von Murat und Soult, von welchen er im Vorbeifahren bald sorgfältig beaugenscheinigt, bald verspottet wurde. So kam er vor die Thore des stolzen Berlins. In den Straßen ruheten die Feinde, denen ihre Wohnungen noch nicht angewiesen worden waren, auf Lorbeeren und Steinpflaster und im mütterlichen Hause walteten Sorge und Verzweiflung. Die vieljährige Ruhe im Hause sollte nun unterbrochen, die Ordnung und Sauberkeit gestört werden und eine ungewohnte unbehagliche Veränderung eintreten. S. sollte das Haus von jeder Einquartirung frei erhalten, eine unerreichbare Aufgabe, und dennoch war man glücklich, mit vier Chasseurs von der Garde davon zu kommen. Sie waren nicht schlimm, aber dennoch zu viel zu Hause und wollten, zwar in aller Höflichkeit, mit der Kammerjungfer sich unterhalten, mehr, als es deren Dienst erlaubte. Diese fallsüchtige Tugend sollte S. mit

dem Hause beschützen und nach Kräften beschirmte er wenigstens das Letztere mehrere Tage. Das Gewühl in der Residenz ward immer größer und eines Morgens sah S. die Offiziere des preußischen Gensdarmenregiments, in ihre weißen Mäntel gehüllt, als Gefangene nach Spandau führen, denen bald das entwaffnete Regiment zu Fuße folgte. Ein peinigender Anblick! Diese früher glänzenden Sieger auf dem Schlachtfelde und bei vielen Damen bewegten sich jetzt in beschämtem Unmuthe als Besiegte fort unter eben den Linden, unter denen sie sonst so stolz einherschritten. Vernichtend war der Anblick, als Napoleon selbst in die Stadt einrückte, den schon lange die am brandenburger Thore versammelten Minister erwarteten. Kurz war die Bewillkommnung und Tausende von Geharnischten voran ritt der Eroberer dem königlichen Schlosse zu. Damals erblickte ihn S. zum ersten Male und es war ihm möglich, in mäßiger Entfernung den Reitenden stets mit den Augen zu verfolgen. Nur sparsam ertönte das Lebehoch und zwar, wie es hieß, durch von der Polizei dazu hingestellte Gassenbuben. Ein unbesonnener Jüngling, der Sohn der Wirthin in der Sonne, wie S. von derselben später erfuhr, hatte sich mit einer

Büchse bewaffnet, um aus einem Keller des Gasthofs nach den Linden zu Napoleon beim Vorüberreiten zu erschießen. Geschah dieß, so war ein Schutthaufen an der Stelle, wo Berlin noch jetzt prangt.

Am Mittage fand S. bei dem baierschen Gesandten de Bray mehre höhere feindliche Offiziere, welche unaufgefordert und einstimmig bekannten, daß bei den Hauptschlachten die preußischen Offiziere sich ritterlich brav geschlagen hätten. Nur der erste Führer des Heerhaufens hätte gefehlt. Zuletzt las du Moustier den Entwurf seines Schlachten-Bulletins vor. Außer andern Irrthümern, die bemerkt wurden, sollte auch der Herzog von Braunschweig geblieben seyn. Den Verlust der französischen Armee gab er auf 9000 Mann an, am folgenden Tage schon viel weniger und der gedruckte Schlachtenbericht zählte nur 1200 französische Gebliebene. Doch versicherte nach einem Jahre der Todtengräber zu Auerstädt dem S., für Einen Preußen gewiß vier Franzosen begraben zu haben.

Immer lauter sprach man indessen in Berlin, daß bei Blüchers Verfolgung, ungeachtet der Neutralität Meklenburgs, von den Franzosen daselbst geraubt und geplündert würde. Niemand verstand die

Sprache der Eroberer und S. mußte an den Schutz und die Rettung seiner Habe denken, die er dem Schooße des Friedens anvertraut hatte. Alle Bemühungen S.s und selbst das Fürwort des baierschen Gesandten, für ihn einen Paß zu erhalten, blieben ohne Wirkung bei dem vormaligen Bastillenstürmer und jetzigen Commandanten von Berlin Hulin. In dieser verzweiflungsvollen Lage war S. bemüht, an einer Tafel im goldnen Adler mehren Franzosen es deutlich zu machen, wie hart es sey, den Wirth des Hauses zu verhindern, seine Gäste gehörig zu empfangen. Einer derselben, Dollfus aus Mühlhausen und Directeur bei der Fourage, erbot sich, S. jenseits der Berliner Mauern zu bringen. Dankbar nahm er dieß an und erschien am folgenden Abende zur bestimmten Stunde und am festgesetzten Orte in der goldenen Sonne. Sir Dollfus, lang hingestreckt auf sein Bette, rieb sich die Augen und — „Sie ist — schön, sprach er, schon heute mich von ihr zu trennen, ist unmöglich. Gegenüber wohnt sie, die reizende Frau von Goltz.“ — Die Reise unterblieb. Am folgenden Abende dieselbe Ruhestätte, dieselben Klagelieder, derselbe Aufschub der Reise und am dritten schien Sir Dollfuß durch die nächtliche Schlaf-

terhin war Sachsen eine gleiche Bestimmung gegen Preußen zugedacht worden. Eben der Matthieu, welcher unter Talleyrand die Bolzen in Paris geschmiedet hatte, trat nun auch in Regensburg auf und mit ihm Laforest. In dem letzteren wohnte auch Ehrgefühl, dem der erstere entsagt hatte, dessen Wesen seiner Gesichtsbildung und diese, wie viele fanden, der eines erzürnten Katers glich.

Regensburg, lange der Bewahrungs-Ort teutschen Rechts und Herkommens, glich nun einer Messe, wo Länder und Seelen feil geboten wurden, wo auf den Gebeinen der früheren Reichstags-Repräsentanten selbst die Handelsbuden sich aufgeschlagen befanden. Da die Größeren im Voraus ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten, so blieb nur noch übrig, über das Schicksal der Kleineren zu bestimmen. Für diese allein war die strenge Prüfung ihres Verlusts, für die Mächtigen der Zuschnitt im Großen gleichsam auf ferneren Wachsthum eingerichtet. Matthieu empfing von allen Seiten, fand aber dennoch Raum in seinem Herzen für die Stimme der Dankbarkeit oder vielmehr der Eitelkeit gegen ....., in deren Diensten er einen Theil seiner früheren Lebensjahre zugebracht hatte. Daher die unverhältnißmäßige Ent-

schädigung dieser und der mit ihnen verwandten Häuser.

Die Reichsgrafen, die Glieder der Reichsritterschaft irreten trostlos von Thüre zu Thüre, trugen sich mit Versicherungen des Wohlwollens und der Vertretung des Kaiserhofes und gaben Schadenrechnungen ab, die genau berechnet und ermäßigt wurden; allein der übrig gebliebene Entschädigungsstoff war nicht ausreichend, und mit hauswirthlichem Abdingen und Sparsamkeit erhielt nun jeder seinen Zehrpfennig, wofür er der Väter altes Erbe hingab. So mancher mußte auch den Besitz von Lieblings-Anlagen aufgeben und diese freilich, (z. B. ein Graf Quadt) hatten noch bevorzügte Ansprüche an S.s Theilnahme. Der 24. März 1803 schloß die Gesammt-Rechnung ab. Damals noch blieben Augsburg und Nürnberg, die Wiegen des teutschen Handels, verschont, indessen 46 ihrer Schwestern fielen. — Für lange Zeit entzweiet mit dem diplomatischen Treiben und den Gastmählern in dem sonstigen herzlosen und freudeleeren Gefolge desselben ließ S. gern die Mauern, in welchen lichere Tage verlebt hatte.

um einige Streitende, einerseits Armeeschlächter, welche hatten plündern wollen, andrerseits Kratzeburger, welche jenen überreichliche Schläge ausgetheilt hatten, denn sie bluteten sehr. Der Obrist sollte entscheiden und S. mußte Dollmetscher seyn. Dieser bediente sich einiger Freiheiten bei seinen Translationen zu Gunsten seiner Landsleute und die Armeeschlächter zur Ruhe verwiesen, zogen französisch fluchend ab. — Ein Fuhrwerk brachte S. von hier nach K.

Mit beklemmten Herzen näherte er sich seiner Grenze und seinem Hofe und lebte wieder auf, als er das Aeußere wenigstens unversehrt fand, denn noch ahnete er nicht, was indessen vorgefallen war.

Nach dem Gefechte bei Wahren am 1. Novbr. zwischen den Franzosen und Preußen unter Blücher, wobei Letztere der Uebermacht weichen mußten, ging es über das neutrale Meklenburg her und hätte man auch Lieferungen von Lebensmitteln für eine Folge der Nothwendigkeit gehalten, so konnten doch gewiß die Plünderungen dieses Landes, das keinen Antheil am Kriege, sondern nur das Unglück hatte, daß ein preußisches Corps in dasselbe sich vor dem Feinde zurückziehen mußte, nur von Räubern erwartet werden. Täglich erhielt man Besuch der feindlichen Gäste,

rige Auerstädter Kunde und viele der düsteren Folgen derselben.

Wurde gleich die Furcht des Ueberbringers dieser Nachricht in Rechnung gestellt und einiges von selbiger gebührend abgerechnet, so war die Hauptsache doch nur zu sehr begründet. Ein Kriegsrath mußte gebildet und in selbigem beschlossen werden, daß S. der Mutter in Berlin zu Hülfe eilen und die Gattin nach Regensburg reisen solle. Sie trat muthig zuerst, ohne andere männliche Begleitung als die eines Bedienten, mit dem Kinde und ihren Frauen die Reise an und drängte sich glücklich durch beide Armeen. Nicht ohne Gefahr jedoch von Unfällen verschont, war sie angelangt. — Der Unglücksbote entfernte sich. — S. gestützt auf Mecklenburgs Neutralitäts-Pfähle, an den Gränzen errichtet, suchte nun eiligst Berlin zu erreichen, ohne irgend eine Vorkehr für seine ländliche Habe getroffen zu haben und reisete am 23. Octbr. ab. Alle Pferde waren ein Raub des Feindes und auch des S. Pferde und Wagen würden verloren gegangen seyn, wären sie nicht zurückgeblieben vor der abgebrochenen Hafel-Brücke bei Sachsenhausen. Ein bescheidnes Postfuhrwerk in Oranienburg ersetzte die Stelle der Equipage.

Sorglos schwärmten hier zersprengte preußische Reiter umher, während die Franzosen schon bis in die Nähe der Stadtthore kamen. Unter einen Haufen von Husaren gerathen, sollte S. ihnen sagen, wo Hohenlohe, wo Blücher, wo Weimar hingerathen wären. Aber er wußte von allen dem nichts. Endlich stieß er auf die Reiter von Murat und Soult, von welchen er im Vorbeifahren bald sorgfältig beaugenscheinigt, bald verspottet wurde. So kam er vor die Thore des stolzen Berlins. In den Straßen ruheten die Feinde, denen ihre Wohnungen noch nicht angewiesen worden waren, auf Lorbeeren und Steinpflaster und im mütterlichen Hause walteten Sorge und Verzweiflung. Die vieljährige Ruhe im Hause sollte nun unterbrochen, die Ordnung und Sauberkeit gestört werden und eine ungewohnte unbehagliche Veränderung eintreten. S. sollte das Haus von jeder Einquartirung frei erhalten, eine unerreichbare Aufgabe, und dennoch war man glücklich, mit vier Chasseurs von der Garde davon zu kommen. Sie waren nicht schlimm, aber dennoch zu viel zu Hause und wollten, zwar in aller Höflichkeit, mit der Kammerjungfer sich unterhalten, mehr, als es deren Dienst erlaubte. Diese fallsüchtige Tugend sollte S. mit

dem Hause beschützen und nach Kräften beschirmte er wenigstens das Letztere mehrere Tage. Das Gewühl in der Residenz ward immer größer und eines Morgens sah S. die Offiziere des preußischen Gensdarmenregiments, in ihre weißen Mäntel gehüllt, als Gefangene nach Spandau führen, denen bald das entwaffnete Regiment zu Fuße folgte. Ein peinigender Anblick! Diese früher glänzenden Sieger auf dem Schlachtfelde und bei vielen Damen bewegten sich jetzt in beschämtem Unmuthe als Besiegte fort unter eben den Linden, unter denen sie sonst so stolz einherschritten. Vernichtend war der Anblick, als Napoleon selbst in die Stadt einrückte, den schon lange die am brandenburger Thore versammelten Minister erwarteten. Kurz war die Bewillkommnung und Tausende von Geharnischten voran ritt der Eroberer dem königlichen Schlosse zu. Damals erblickte ihn S. zum ersten Male und es war ihm möglich, in mäßiger Entfernung den Reitenden stets mit den Augen zu verfolgen. Nur sparsam ertönte das Lebehoch und zwar, wie es hieß, durch von der Polizei dazu hingestellte Gassenbuben. Ein unbesonnener Jüngling, der Sohn der Wirthin in der Sonne, wie S. von derselben später erfuhr, hatte sich mit einer

Büchse bewaffnet, um aus einem Keller des Gasthofs nach den Linden zu Napoleon beim Vorüberreiten zu erschießen. Geschah dieß, so war ein Schutthaufen an der Stelle, wo Berlin noch jetzt prangt.

Am Mittage fand S. bei dem baierschen Gesandten de Bray mehre höhere feindliche Offiziere, welche unaufgefordert und einstimmig bekannten, daß bei den Hauptschlachten die preußischen Offiziere sich ritterlich brav geschlagen hätten. Nur der erste Führer des Heerhaufens hätte gefehlt. Zuletzt las du Moustier den Entwurf seines Schlachten-Bulletins vor. Außer andern Irrthümern, die bemerkt wurden, sollte auch der Herzog von Braunschweig geblieben seyn. Den Verlust der französischen Armee gab er auf 9000 Mann an, am folgenden Tage schon viel weniger und der gedruckte Schlachtenbericht zählte nur 1200 französische Gebliebene. Doch versicherte nach einem Jahre der Todtengräber zu Auerstädt dem S., für Einen Preußen gewiß vier Franzosen begraben zu haben.

Immer lauter sprach man indessen in Berlin, daß bei Blüchers Verfolgung, ungeachtet der Neutralität Meklenburgs, von den Franzosen daselbst geraubt und geplündert würde. Niemand verstand die

Sprache der Eroberer und S. mußte an den Schutz und die Rettung seiner Habe denken, die er dem Schooße des Friedens anvertraut hatte. Alle Bemühungen S.s und selbst das Fürwort des baierschen Gesandten, für ihn einen Paß zu erhalten, blieben ohne Wirkung bei dem vormaligen Bastillenstürmer und jetzigen Commandanten von Berlin Hulin. In dieser verzweiflungsvollen Lage war S. bemüht, an einer Tafel im goldnen Adler mehren Franzosen es deutlich zu machen, wie hart es sey, den Wirth des Hauses zu verhindern, seine Gäste gehörig zu empfangen. Einer derselben, Dollfus aus Mühlhausen und Directeur bei der Fourage, erbot sich, S. jenseits der Berliner Mauern zu bringen. Dankbar nahm er dieß an und erschien am folgenden Abende zur bestimmten Stunde und am festgesetzten Orte in der goldenen Sonne. Sir Dollfus, lang hingestreckt auf sein Bette, rieb sich die Augen und — „Sie ist — schön, sprach er, schon heute mich von ihr zu trennen, ist unmöglich. Gegenüber wohnt sie, die reizende Frau von Goltz.“ — Die Reise unterblieb. Am folgenden Abende dieselbe Ruhestätte, dieselben Klagelieder, derselbe Aufschub der Reise und am dritten schien Sir Dollfuß durch die nächtliche Schlaf-

losigkeit völlig erschöpft. Während er ruhte, kam ein Knabe mit der Botschaft: „Gar schönstens ließe die Dame den französischen Offizier bitten, sie sogleich zu besuchen.“ S. ertheilte nun die allen Theilen nützliche Antwort, der Herr Offizier wolle überall von der Dame nichts mehr wissen. Mit vermehrter Rührung ward die Einladung bald wiederholt, aber dieselbe Antwort und als der Knabe zum dritten Male anklopfte und auftragsmäßig flehete, da ward ihm bedeutet, daß er die Treppe hinabrollen müße, wenn er es wage, wieder zu erscheinen. So verhinderte S. den Sir Dollfuß gegen sich selbst zu sündigen und den Dienst seines großen Kaisers zu verabsäumen, ob er auch nicht ein Band treuer Liebe gelöst haben würde, denn die sogenannte Frau von Goltz war die Maitresse eines preußischen Offiziers dieses Namens, welche ihr keusches Lager jetzt mit dem Sieger theilte.

Mit einbrechender Nacht ward nun die Reise auf einer Art von Leiterwagen, mit Sitzbänken und Säcken versehen, in Begleitung des Sir Dollfuß, eines Offiziers, eines Wundarztes und zweier Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonets (weil der Wagen auch einige Geldfässer enthielt) angetreten. In Folge

der französischen Wachtfeuer schien Oranienburg und besonders das Schloß in Flammen zu stehen; bei Anbruch des Tages ward Zehdenik erreicht und ungewiß, ob Marschall Soult nach Pommern oder Meklenburg gegangen sey, fuhr man auf Anrathen S.s, welcher das Letztere glaubte, nach Fürstenberg, wo man das Nähere zu erfahren hoffte. Hier ward der Bürgermeister des Orts, ein so tief gebeugter Mann, daß sein Scheitel in der Nähe der Knie sich befand und der von S., den er erkannte, in der Stille wohl weislich errieth, daß dieser zu den Franzosen übergegangen sey, gefragt: Wohin der Marschall Soult sich gewendet hätte? Konsul erwiederte: „Er stehe außer aller Relation mit Sr. Excellenz, dem Marschalle," was unbedenklich zu glauben war. Jetzt rieth S. nach Strelitz zu reisen, um in seinem Hause bei einigen Flaschen Wein die glückliche Ankunft zu feiern und seine Reisegefährten waren nicht abgeneigt.

Kaum war S. hier angekommen, so ward ihm ein französischer Obrist Reinders als Einquartirung angemeldet und da dieser am folgenden Tage mit seinen Soldaten nach Wahren wollte, so nahm er den S., dem es an einem Fuhrwerk gebrach, mit dahin. Hier war auf dem Marktplatze viel Volk versammelt

Aufforderung vom Herzog von .....z, sich als Gesandter nach Paris zu begeben, um über den Beitritt zum Rheinbunde daselbst persönlich zu unterhandeln. In den ersten Momenten war dieser Antrag für S. ein Donnerschlag. Er störte die Pläne des Wirkens in der gewählten Sphäre und wies S. eine neue an, welche ihm bereits fremd geworden war. Der Haß gegen Frankreich und dessen Beherrscher sprach mächtig gegen einen Aufenthalt sogar in dem Mittelpunkte jenes Reichs. Andererseits hatte S. früherhin die Verbindlichkeit übernommen zwar ohne Gehalt, allein gegen Wiedererstattung der Auslagen, sich in diplomatischen Geschäften bei außerordentlichen Gelegenheiten gebrauchen zu lassen. Von dieser Art war die vorhandene und S. sah ein, daß seinem gegebenen Versprechen zu Folge er nicht gut nein sagen könne. Der Vorsatz verlieh den Muth dazu, der Muth die Kraft. War zuerst der Plan gewesen S. allein nach Paris zu senden, so wurde späterhin dieser dahin abgeändert, daß der Erbprinz gleichfalls die Reise nach Paris antreten sollte. S. kannte ihn derzeit wenig und es hatte ihm geschienen, als wären eigentlich zwischen ihnen beiden keine Berührungs-Punkte und statt der anziehenden,

eher entfernende Kräfte. Schon reuete ihn sein gefaßter Entschluß, doch blieb er ihm getreu und bald war es dem Erbprinzen gelungen, jede Furcht zu verscheuchen und Anhänglichkeit an der Stelle jener entstehen zu lassen. Milde, durch einen jedoch edeln Stolz begränzt, das Zartgefühl einer Frau verbunden mit derjenigen Feinheit des Verstandes, welche die Gebildeten des andern Geschlechts auszeichnet, waren Hauptzüge in der Individualität des Prinzen und in dieser Hinsicht hätte man auch von ihm sagen können: Daß die Natur, als sie ihn als Meisterstück schuf, sich allein im Tone vergriff, indem sie denselben zu fein nahm. Der erste Sturm der Schwärmerei hatte sich bei ihm gelegt und so ausschließlich, als früher, urtheilte er nicht mehr allein durch das Gefühl. Da S. sein Zutrauen erworben hatte, so folgte er auch dann seinem Rathe, wenn es Aufopferungen von Neigungen und eingewurzelten Gewohnheiten betraf. Der Vater, besorgt, daß eine frühere in Italien entstandene Neigung für die reizende Pauline Borgheſe, Napoleons Schwester, wieder aufwachen möchte, hatte S. instruirt, diesem entgegen zu wirken. Allein es bedurfte dieses Bestrebens nicht. Ueber Hannover, Cassel, Frankfurt reise-

ten beide in möglichster Eile nach Paris. Eigentlich sah S. bei dieser Gelegenheit Frankreich zum ersten Mal. Von allen Seiten eilten teutsche Prinzen und Unterhändler derzeit nach dem Mittelpunkt jenes Kaiserreichs hin, um Verbindungen zu befestigen oder anzuknüpfen.

In mehreren der französischen Städte wurde der Erbprinz von Deputationen bewillkommt, denn schon jetzt waren die früher eingebildeten Republikaner nicht zu stolz, für Glückwünsche von Fürsten-Kindern Geschenke anzunehmen. Als endlich der Gaben dieser Art zu viele wurden und sich in einer der Städte die Zünfte meldeten, um auf des Prinzen Gesundheit zu trinken, so ersuchte sie S. es lieber nicht zu thun, indem er sich so wohl befände, daß ein Zusatz an Gesundheit le seroit crever de santé!! Die Zünfte entfernten sich höflich und lachend.

Endlich erblickte S. Paris, welches man sich besser in der Entfernung denkt, als in derselben es erblickt. Eben so wenig gewinnt diese kleine Welt durch ihre äußere Physiognomie, wenn sie nun in der Nähe in das Auge gefaßt wird. Noch von den Blut-Nachrichten aus der Revolutionszeit erschüttert, glaubte S. das Pflaster der Stadt mit Blute bedeckt

finden zu müssen, bis die Reisewagen vor der Pforte des Hotels de la Concorde anhielten. In der Nähe dieser Wohnung, auf dem Platze der Eintracht, war noch die Stelle, wo Ludwig der XVI. als Opfer der wüthenden Weisheit der Zeit geblutet hatte, vielleicht durch einen zufällig dort gebliebenen Erdaufwurf sichtbar. Nach dieser Stätte wallfahrte S. noch am Tage seiner Ankunft und betrat selbige in tiefer Bewegung. Allein der Zeitpunkt, diesen Empfindungen nach zu hängen, war noch nicht gekommen. Napoleon hielt sich in Fontaineblau der Jagd wegen auf und S. reisete dort allein hin und leitete die Vorstellung ein. Sie fand statt, und anfänglich ließ es Napoleon den Prinzen empfinden, daß er einem hohen Fürsten nahe verwandt war, welchen N. am mehrsten haßte, indem er den Unvermählten nach seiner Gemahlin und Kindern befragte. Als Symptom einer vorhandnen Abneigung wurde es dort anerkannt, wenn Fragen Statt fanden, die Napoleon sich selbst beantwortet hatte. Auch wollte er dadurch eine Geringschätzung andeuten. Verschiedenen von des Kaisers Umgebung mußte S. selbst das Daseyn eines Herzogs und Herzogthums erst begreiflich machen und dabei doch mancher Erörterung aus-

weichen, welche die Verſpottung desjenigen nach ſich gezogen haben würde, den er dort zu vertreten hatte. Der Aufenthalt in Fontainebleau gewährte in mancher Rückſicht mehr Stoff zum beobachten, als ſelbſt der in Paris. Die an dem derzeitigen franzöſiſchen Hofe eingeführte Etiquette erlaubte es, daß dort die Fremden den Verſammlungen bei der kaiſerlichen Familie beiwohnten — letztere ſelbſt zeigte ſich zwangloſer; leichter wurde es, Napoleon in das Auge zu faſſen und öfter im Geſichtskreiſe zu behalten. Allein Behutſamkeit im Geſpräche war um deſto nothwendiger, da der Fremde dort bemerkbarer, als im Gewirre der großen Hauptſtadt war. Man bemühete ſich ihn auszuforſchen und ſo übernahm es einſt auch ein General Ordener, bekannt durch ſeinen Antheil an Enghiens Ermordung, S. zu entziffern, indem er zuerſt gegen ihn über die derzeitigen Verhältniſſe in Frankreich mißbilligend ſich ausdrückte. Eine andere zu vermeidende übrigens verborgene Klippe war der — von ..... Eitel, ehrgeizig, verſtellt verbarg er hinter einem mehr als allein freundſchaftlichen ſelbſt zärtlichen Benehmen dennoch den Plan, eine Linie allein im Vordergrunde, die andere als eine ihr untergeordnete erblicken zu laſſen. Auch lag es

nicht ganz außer seinem Plane, Z... zu Gunsten ..... mediatisirt zu sehen, und dieser Linie allein Vergrößerungen an benachbarten Ländern zuzuwenden. Er hatte der Kaiserin Josephine frühzeitig eine Neigung eingeflößt, welche bald zu einer heftigen Leidenschaft hinanwuchs. Da dieses Verhältniß dem Erbprinzen von Z. nicht verborgen bleiben konnte, so wurde er bald in selbigem Vertrauter des — — zuletzt Josephinens selbst, und als späterhin Napoleon, abwesend in Italien, durch seine Beobachter genaue Kunde über den häufigen Zutritt bei der Kaiserin erhielt, so erschien ein Befehl von ihm, der selbigen erschweren sollte, welchen indessen Josephine zu umgehen wußte. Unterrichtet von Napoleons Scheidungs-Plane hatte sie den entworfen, sich durch das Königreich Portugal abfinden zu lassen. Die Erfüllung desselben fand nicht statt, es blieb bei Geschenken, so auch bei einem Schuhe, welcher den zierlichen Fuß der Kaiserin bedeckt hatte.

Uebrigens war ihre anerkannte Milde mit Sinnlichkeit verschwistert und es fehlte nicht an andern Beispielen, wo die eheliche Treue derselben gewichen war. Von Seiten des ******ischen Gesandten von ....., eines ungelenkigen, pedantischen Podagristen,

hatte S. wenig zu besorgen. Um den Nutzen der Vergrößerung seines Hofes für Frankreich gegen England zu beweisen, hatte er sich so weit verstiegen, darzuthun, ...n könne als Seemacht bedeutend werden.

Hier sollte nun eigentlich der Gang der Unterhandlung selbst folgen, allein es mag hier nur einiges über die Grundzüge des Geschäfts berührt werden.

Napoleon, welchem es darum zu thun war, den Norden von Teutschland dem Rheinbunde einzuverleiben, wollte dennoch sich den Schein geben, als sey die Zulassung der Fürsten desselben ein Beweis seiner Huld. Daher sollte jetzt nicht mehr von einem Beitritte, (accession) sondern von einer Zulassung (admission) die Rede seyn. Um das Zutrauen der Nordteutschen zu gewinnen, wurde den kleineren Fürsten in selbigem ihr politisches Daseyn gefristet und der vorzüglich geachtete Fürst von Dessau erhielt äußere Beweise napoleonischer Geneigtheit, wie früher aus gleichem Grunde der Fürst Primas, jedoch gleichfalls nur des Scheins wegen, von Napoleon vorgezogen worden war. S. hatte in seiner Unterhandlung gegen sich den Kaiser selbst. Er hatte

gegen sich, wenn gleich nur als versteckten Gegner, wie bereits vorhin bemerkt, den — von .....n; ferner, die in der Hauptsache willkürlichen Leistungen, welche Napoleon von den zugelassenen Fürsten verlangte. Alles wurde in Bewegung gesetzt, um diese Schwierigkeiten zu besiegen. — Josephine, Murat, Napoleons jüngere Schwestern, der Großherzog von Frankfurt, Talleyrand, Champagni, la Besnardiere, Metternich, Tolstoy, Cetto, alle wurden theils von dem Prinzen, theils von S. bearbeitet, und so war es endlich dahin gekommen, daß nicht allein die politische Existenz durch die Zulassung zum Rheinbunde gerettet werden, sondern S. auftragsmäßig selbst mit Vorträgen über Entschädigungen oder Vergrößerungen hervortreten konnte. Den Stoff dazu gaben die ..... Ansprüche auf das Lauenburgische. Es fehlte nicht an gut gemeinten, auch nicht an täuschenden Verheißungen. Als S. das Blendwerk derselben eingesehen, es dem Erbprinzen erklärt und mit Frankreich abgeschlossen hatte, war ..... mit dem bittersten Unmuthe gegen S. erfüllt und konnte ihm nie diesen Schritt verzeihen.

In Paris, dem Mittelpunkte irdischer Fröhlichkeit, der Politik allein Leben zu wollen, wäre ein

Vorsatz sonder gleichen gewesen. Auch hatte S. ihn nicht gefaßt, sonst würde er in selbigem, wie so viele andre teutsche selbst ernstere Männer, gescheitert seyn. Von den Sammlungen der Kunst sprach vor allen ihn die der Alterthümer in den Augustiner Hallen, jedoch mehr in geschichtlicher, als eigentlich in Rücksicht der Kunst an. Die großen Erinnerungen einer langen Reihe von Jahrhunderten, Größe durch Tugend wie durch Laster, das Erhabenste mit dem Niedrigsten sah er da vergegenwärtigt. Neben dem Jupiter und der Venus der heidnischen Pariser, die Jungfrau mit dem Jesus Kinde der Bekehrten; neben Fredégonde, Maria; Anna Cossé — neben dem treuen Sarrede ..... Die Fülle der Gemälde-Sammlung im Louvre erschöpfte die raschen Uebergänge in den Gegenständen, welche die Gemälde darstellten und empörte ihn nicht selten, denn wer vermag es, sich in stetem und plötzlichem Wechsel der Bewunderung und dem Abscheue, der Liebe und dem Ekel hin zu geben, um die Heldenzüge eines ruhmgekrönten Mannes, dann die Natur in der Stellung eines Haasen zu bewundern? Mag die Eintheilung nach Schulen für die Geschichte der Malerei, für das Kunststudium selbst die vorzüglichste seyn, der fühlende Mensch

würde eine Ausstellung nach den Empfindungen, welche die Gegenstände wecken, vorziehen.

Für das teutsche Lustspiel wurde S. durch das französische verdorben. Wie die Franzosen auf der Bühne scherzen, lieben, so scherzt und liebt kein Teutscher. Das teutsche Trauerspiel dagegen, wie unendlich viel näher steht es der edleren Natur, dem frei Genialen, so wohl in der Dichtung, als in der Vorstellung. Fast für jede Stimmung der Seele hatte Paris ein Theater, von dem höchsten Fluge des Erhabenen an bis zum niedrigsten Komischen hinab. So wie in dieser Hinsicht für die mannigfaltigen Stimmungen des Gemüths dort gesorgt ist, eben so tritt dieser Fall auch überall für die sonstigen so verschiedenartigen Ansprüche der Seele und des Körpers ein, von dem feinsten Sinne an bis zur gröbsten Sinnlichkeit hinab. Den Uebergang zu letzteren boten die Schauspiele und vor allen das Vaudeville, und die Varietés dar. Mögen die teutschen Landsmänninnen, wenigstens großentheils, in moralischer und wissenschaftlicher Bildung vor ihren Nachbarinnen jenseits des Rheins die Palme verdienen, ihnen fehlt großentheils die anmuthsvolle Lebendigkeit, der Reiz erregende Witz, die Grazie in Form und Be-

wegung, und ein gewiſſes, ſelbſt durch eine romantiſche Zumiſchung gehobenes Zartgefühl, das ſich in feinerer Theilnahme, in kleineren Attentionen ausſpricht und nicht ſelten auch größere Opfer darzubringen vermag.

In dem Charakter der Franzoſen war derzeit durch ältere Sittenloſigkeit, Revolutions-Sturm und Krieg der Zug der feineren Galanterie gegen die ſchwächere Menſchenhälfte großentheils verwiſcht und umgewandelt in rohe Sinnlichkeit. Der Fremde, welcher mit Achtung huldigte und, geweckt durch das Leben in der Unterhaltung, auch die ſeinige zu würzen verſtand, hatte einen Vorſprung vor den Inländern, und ſo begegnete es S. verſchiedene Male, daß Franzöſinnen ſich gegen ihn in dieſem Sinne äußerten, er müſſe ein Ausländer ſeyn.

Einen ſprechenden Beweis des hohen Grades der Corruption jener Hauptſtadt enthält folgendes Einladungsſchreiben, welches dem N.... Geſandten zugeſtellt wurde.

„Sie ſind in Paris angekommen und alles überzeugt mich von Ihrem gebildeten Geſchmacke. Beſuchen ſie daher den Tempel deſſelben bei mir. Sie finden in ſelbigem, von dem Colorite der Lilie an

bis zu dem der Negerin — galante Mädchen, aber auch rechtliche Frauen — Auch liebenswürdige Knaben würden Sie auf Verlangen bedienen.“ —

Der Empfänger mochte 60 Jahr alt seyn und lag seit Monaten auf seinem Ruhebette am Podagra leidend, als ihm jener Zuruf wurde.

Von dieser Schilderung der mannigfaltigen Pariser Freuden gehen wir über zu den Katakomben unter einem großen Theile der Hauptstadt. Aus dem Schooße derselben wurde das Material zu den Gebäuden entlehnt, welche nun über diesen unterirdischen Hallen prunken. Nicht allein die Straßen, sondern selbst die Häuser des überirdischen Paris waren in diesem unterirdischen wieder zu finden und mit denselben Nummern die Stellen in dieser Unterwelt bezeichnet, welche die Häuser in der Oberwelt einnahmen, eine weise Verfügung der Regierung, um, wenn Gebäude sich senkten, sofort zu wissen, wo unter der Erde Stützpunkte anzubringen wären. Oft war die Decke dieser Gewölbe so schwach, daß man in diesen düstern Hallen das Gerassel der rollenden Wagen und das Getöse der Lebendigen in den Straßen vernahm, indessen man um sich her auf den von dem Bezirke der Stadt entfernten Kirchhö-

fen geſammelte Gebeine der Väter jener, in Fächern nach Jahrgängen geordnet, erblickte, und nur der Schein einer Laterne die grinzenden Schädel beleuchtete. Auch dieſe hatten einſt ſich gefreuet und verſtummet war jetzt der Mund, der ſonſt vom Witze ſprudelte. In einem thurmartigen Gebäude ruheten hier auch die Gebeine der Septembriſirten, ſchichtenweis mit Kalk überſchüttet, und in der Nähe der Ueberreſte dieſer Schlachtopfer ſendete eine Lampe auf einem Altare ihr ſparſames Licht nach dem Mordthurme hin. Wen der ſtete Jubel der Hauptſtadt berauſcht, der wandre hieher und erblicke, wie unmittelbar der Tod an das Leben grenzt und der ſchallende Ton der Freude im Grabe verſtummt! Wen das Streben nach Hoheit entflammt, der wandre nach St. Denis und betrete die Stätte, wo in zwei tiefen Löchern die Gebeine der fränkiſchen Königsſtämme, dem Marmor der Königsgruft entriſſen und auf einander geworfen, mit Erde und dem Fluche der entarteten Nation bedeckt wurden. Als S. ſich dort befand, war unmittelbar an einer dieſer Tiefen ein Fundament gegraben und eines der vergrabenen Gebeine ſichtbar geworden. S. ſprang hinab und nahm es als Reliquie mit. Ihm war

der anbetende Sinn für Reliquien im katholischen Cultus immer verständlich, die Ueberbleibsel nicht grade von kanonisirten, als vielmehr von in der Geschichte genannten Menschen hatten für ihn ein besonderes Interesse, und er sammelte dergleichen zu Zeiten nicht ohne Kühnheit auf seinen Reisen. So gelang es ihm an einem Cour-Tage Napoleons von dessen Throne in den Tuilerien einige Gold-Bienen abzulösen. Als er im Pantheon nach Rousseau's Grabstätte hin wallfahrtete und den Sarg mit Allegorien von Gyps und unter andern mit kleinen Genien, eine Fackel in der Hand, ausgeschmückt fand, so eignete er sich eine solche zu. Allein nicht ohne Entsetzen erblickte er gleich nachher eine Hand in natürlicher Größe, welche mit der Fackel aus dem Sarge hervorlangte. Kaum trauete er seinen Augen, so deutlich sie auch die Erscheinung erblickten, als er erfuhr, daß man, um die Aufklärung, welche der Genfer Weise auch nach seinem Tode verbreite, allegorisch zu schildern, auf den Einfall gekommen war, eine Hand mit der Fackel, beide in natürlicher Größe, aus dem Sarkophage hervorleuchten zu lassen. — Bei der Besichtigung von Trianon, lange der Lieblingssitz Antoinettens, fragte S. den Schweizer, der ihn umher führte, welches die

Lieblings-Anlage der Königin in diesem Garten gewesen sey? Der treue Schweizer glaubte die Frage zu hören, welches der Liebling der Königin gewesen sey, und erwiederte zornig in seinem Schweizer-Deutsch: „Ich habe schon manchen hinausgeschmissen!“ S. hatte Mühe, indem er ihm die Frage verständigte, ihn zu besänftigen. Als dieses endlich gelungen war, so führte letzterer ihn nach einer Vinca hin und sprach: Ich sah es, wie die gute Königin selbst diese pflanzte, und gab S. einen Zweig derselben, der dankbar ihn annahm. Dieses Dankes freuete sich der biedere Schweizer noch, als nach Jahren S. ihn wieder in Trianon besuchte. Waren Trianon, die Bagatelle, früherhin der Sitz der feinsten, so wie der gröbern Wollust gewesen und die Lockstimme beider nun in selbigen verhallet, so standen der Altäre derselben gewiß nicht weniger am Kaiserhofe, als in der verdorbensten königlichen Zeit. Wie in der letzteren, so verbreitete sich auch jetzt das Laster von oben hinab, dem die niedrigste Willfährigkeit von unten hinauf entgegenkam, noch vermehrt durch die Rohheit des kriegerischen Sinnes der Nation. Verband der französische Ritter mit dem Muthe die Galanterie, so kannte der revolutionirte Franzose nur den erstern und

die Wollust, und so blieben die Frauen verlassen, die nicht das Gelübde der Keuschheit brechen wollten. Auf den Bällen bei dem geachteten Banquier Rougemont, welcher bemühet war, nur sittliche Feste zu geben, vermochte man dennoch nur wenige auszuzeichnen, welche makellos gewesen wären. Das dort mehr gelöfete Band der Ehe erklärt sich theilweise schon daraus, daß viele Franzosen nur dann es knüpfen, wenn sie frühzeitig, durch Uebermaaß geschwächt, zu Reizmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, um erstorbene Kräfte zu wecken. So bildet der Gatte selbst die Gattin zur Buhlerin um, und wenn er die Begierden geweckt hat, die er nicht befriedigen kann, dann sucht die Gereizte jenseits der Ehe anderweitige Genüsse.

Napoleon selbst konnte für Sinnlichkeit erglühen, doch durfte sie nie seiner unbedingt Meister werden, noch höhere Pläne durchkreuzen. Eine der reizendsten Frauen von Paris hatte seine Ruhestätte theilen sollen. Sie erscheint, entkleidet sich vor den Augen ihres Siegers, damit dieser überzeugt werde, daß sie nicht bewaffnet sey, und wagt, einige Worte zu Gunsten eines Dritten vorzutragen. Sofort wird sie aus dem Schlafzimmer gestoßen, und muß nackt

wie sie war den Rückweg durch die kaiserlichen Garden antreten. Uebrigens war Napoleon in diesem Kampfe nicht Held, wie unter andern eine Französin, die sich ihm Preis gegeben hatte, S. versicherte. Als er sich späterhin mit der Kaiserstochter vermählen wollte, da entschloß er sich, vorher seine Kraft an einer Jungfrau zu versuchen, und die Schauspielerin d'Aubigné, die Tochter, wurde dem Versuche Preis gegeben. Ob dieser gelungen, blieb ungewiß; denn Murat war ihm zuvorgekommen. Die Glorie der Oper Cendrillon, in welcher d'Aubigné die Hauptrolle spielte, entstand hauptsächlich mit aus der Neugierde des Publikums, diejenige zu sehen, welche als Experimental-Schönheit dem Kaiser gedient hatte. Auch seine Schwester Pauline lebte ihm zu Willen und mußte im Liebeskampfe mit andern Frauenzimmern des Bruders Sinn erfreuen. Von allen aus der kaiserlichen Verwandtschaft war unstreitig diese die zügelloseste. Dem sinnlichen Genusse Preis gegeben, zog sie sich einen Mutterkrebs zu, und nicht selten sah S. bei selbiger, noch äußerlich reizend wie das Reizendste im Schimmer des Juwelen-Schmuckes, wie die Grazie der Miene sich im Ausdrucke des Schmerzes plötzlich verwandelte, wenn bei einer Be-

wegung der innere Schmerz die Gefallſucht beſiegte. Karoline von Neapel vereinigte in ihrem Blicke vieles höchſt Verführeriſche. Aus ihrem Auge winkte einladend die ſchelmiſche Fröhlichkeit. Murat hielt Alles, wenn es auf Befriedigung ſeiner Triebe ankam, für erlaubt, und ſündigte dann, wie gegen die Geſetze des Staats, ſo auch ſelbſt gegen die der Ehre. So manches Opfer bereuete zu ſpät, ſich ſeinen Täuſchungen hingegeben zu haben. Eingenommen von ſeiner äußeren Bildung, erſchien er, oft der Einzige, am Hofe in dem Koſtüm des Mittelalters. Mit ſeinem perſönlichen Muthe und manchem planmäßigen Wirken war etwas Marktſchreiendes verbunden. Die Mutter Napoleons ſammelte in der Stille für ihre Kinder. Von der Dauer der Thronen derſelben hatte ſie ſich nie völlig überzeugen können und blieb in dieſem Sinne, auch als ſie Madame mère geworden war, die geborne Rangioliní.

Achtes Kapitel.

Napoleon. — Joſephine. — Einige Aeußerungen derſelben in Bezug auf Napoleon und Andere. — Madame mère. — Eliſe. — Pauline. — Caroline. — Jerome Napoleon. — Der Kardinal Feſch. — Ueber Schauſpiele in Paris. — Der Marquis de la Salle. — Sitten-Verderbniß. — Kergorlay. — Gall. — Die Recamir der Seine-Fiſcher. — Caffé de l'univers. —

Es iſt ſo Vieles über Napoleon geſchrieben, er ſo viel beleuchtet, gedeutet und entziffert worden, daß es ſchwer ſeyn mag, über ihn etwas Neues vorzutragen. — Allein die mehrſten Urtheile verkündigen entweder den Haß, oder die Bewunderung derer, welche ſelbige fällten. Hier Einiges, größtentheils aus eignem Anſchauen und Urtheile.

In dem Aeußeren Napoleons konnte S., wie doch ſo viele Andere, den Tiger nicht erkennen. Die

Zahl derer, welche mehr oder minder, von der Büſte des Caligula an, ihm äußerlich gleichen, iſt übrigens nicht ſo gering, und Europa wäre verloren, wenn dieſe Züge das Wahrzeichen des obſiegenden Tiger-Sinnes unter Menſchen ſeyn ſollten. Freilich war ſein Zornblick furchtbar, dagegen ſein Lächeln einnehmend für ihn. Als bei einer Hof-Verſammlung in den Tuilerien S. ihn länger mit Fouché ſprechen und letzteren immer mehr erblaſſen ſah, und Napoleon plötzlich, während Aller Augen dorthin gewendet waren, ein „Sortez“ gleichſam hervorbrüllte und Fouché ſich ſofort entfernte, — da war ein Augenblick vorhanden, Augenzeuge der Aufloderungen des großen Mannes zu ſeyn.

Man erfuhr nachher, daß von Emigranten die Rede geweſen ſey, welchen der Miniſter die Rückkehr verſtattet hatte. Viele Franzoſen waren mit dieſen Ausbrüchen vertraut. So trug in geringer Entfernung von S. ein Franzoſe dem Kaiſer ein Geſuch über die Vergrößerung eines wiſſenſchaftlichen Lokals vor. Napoleon hörte den Sprechenden ruhig an und entgegnete ihm Einiges; als dieſer aber ſeine Bitte erneuerte, ſo ſchloß er unmuthig das Geſpräch mit den Worten: Vous êtes un impertinent! Tief

verneigte ſich der Abgewieſene mit der freundlichſt dankbarſten Miene, die für Alle, welche die Unterhaltung nicht gehört hatten, nur dahin zu deuten war, als wäre ihm mehr noch als ſein Geſuch gewährt worden.

Es war übrigens bekannt, daß ſein Zorn auch gegen Brüder, Vertraute und Bekannte in Thätlichkeiten übergehen konnte, und ſo hatte er ihn unter andern den Hieronymus v. Weſtphalen, den Caulincourt und den Senator Perregaux empfinden laſſen. Zu behaupten, daß deshalb ſein Herz überall verhärtet geweſen ſey für Empfindungen des Wohlwollens und der Dankbarkeit, wäre ſchon im Allgemeinen gefehlt; denn die Schöpfung des Menſchen iſt geſtellt zwiſchen dem hohen Vollkommnen und dem niedrigſt Unvollkommnen, ohne wohl je einen oder den andern dieſer Endpunkte zu erreichen. Andrerſeits fehlt es auch nicht an Beiſpielen, welche das Daſeyn obiger Gefühle beurkundeten. Ihn hatte die Abſtraktion von dem Gewöhnlichen und die Kraft, eben ſo rieſenmäßig als der Erfolg der Anwendung derſelben, aus dem alltäglichen Geleiſe entrückt. Er fühlte ſich durch ſich ſelbſt gehoben, mehr noch aber durch die Schwäche, nicht ſelten auch durch die Verwor-

fenheit mancher seiner Gegner. „In Europa fand ich keine Gegner!“ so rief er einst aus.

Ihn müssen in Bezug auf manche Anklage seiner Zeitgenossen grade diese vertreten. Selten nur hatte er wahrhafte Kraft, öfter nur die List der Schwächeren gegen sich gewaffnet erblickt. Die Blutenden küßten das Schwert, welches sie verwundete, und so mußte die Empfindung der Verachtung seiner Zeitgenossen in ihm entstehen und aus dieser sich die Idee entwickeln, daß er ein bevorzugtes Werkzeug des Schicksals sey. Er war das Riesenkind einer Epoche, in welcher viele Menschen dem Menschlichen entsagt hatten, die heiligsten Gefühle dem Egoismus des kältesten Raisonnements hingeopfert, und dieser Abgrund als höchster Gipfel menschlichen Strebens gepriesen wurde. Ohne moralischen Anhalt, vertrieben aus den Tempeln der Gottheit, gerissen von der Stufe des Thrones angestammter Könige, gelöset das eheliche Band und mit diesem zugleich das zwischen Eltern und Kindern, entheiligt Alles, was bisher ihnen heilig war, standen Frankreichs Bewohner da, allein auf die Freiheits-Lanze gestützt.

Wollte Napoleon den Revolutionsgeist bezwingen, so mußte er die Herrscher-Stelle einnehmen. Wollte

er sich in derselben erhalten, so mußte er auch das Aeußere dieser Rolle sich aneignen und der für Gründe tauben demagogischen Wuth mit Eisen begegnen. Den verwilderten Krieger mußte er beschäftigen und der Eitelkeit der Nation durch Eroberungen schmeicheln. Wie wäre es geworden, wenn es ihm nicht gelang, die Hydra der Revolution zu bändigen, wenn Frankreich fortdauernd in seinen Eingeweiden gewüthet, und die übrigen Staaten in sein Streben verwickelt hätte?

Freilich vergaß Napoleon bei diesem allen auch nicht seine Größe und seinen Regenten-Vortheil. Allein die Geschichte mag wenige Beispiele enthalten, wo der Herrscher seine Kraft nur zum Flore der Gesammtheit der Staaten angewendet hätte, wenn er sie zur Vergrößerung des seinigen gebrauchen konnte. Zermalmend wirkte sie freilich auch auf Teutschland. Das getheilte Interesse desselben erlag unter der concentrirten Kraft so lange, bis es sich vereint befand. Allein der unpartheiische Geschichtschreiber hat kein Vaterland.

Man hat Napoleon definirt: „Eine Feuerseele in einem eisernen Körper“, und allerdings schildert ihn jenes Element und dieses Metall. Ihm war sein

Gedächtniß sein Archiv und in dem Zusammentreffen so vieler Interessen in einem Mittelpunkt übersah er keinen der Fäden. Der Elephant wie die Ameise in seiner Monarchie waren ihm gegenwärtig; er selbst ein Vulkan, der nicht allein die Paläste, sondern auch das Moos zerstörte, das auf den Dächern derselben sich kümmerlich nährte. Berechnet war das Gute, was er stiftete, unzuberechnen die angewendeten zerstörenden Mittel. So herrschte er mit der Kraft, nicht mit der Liebe eines Gottes; größer durch überwundene Schwierigkeiten, als durch den vernichtenden Zweck. Zu seinem Gebrauche sollte ausschließlich Alles gemodelt seyn, von ihm allein Gunst und Ehre ausgehen, der Nachruhm der Vorzeit vernichtet seyn, der seiner Zeitgenossen nur einzeln strahlen und ausgehen von der Glorie seines Ruhms.

Die Politik stand bei ihm der Kriegskunst zur Seite, oder sie bahnte vielmehr dem Kriege den Weg. Um die Menschen in gespannter Erwartung zu erhalten und den Blick derselben von der Gegenwart abzuleiten, vollendete er oft absichtlich nicht; seine Hauptstädter beschäftigte er dadurch, daß er bald diesen, bald jenen Spielball ihnen hinwarf. Als solcher mußte auch das Gallsche System dienen, welches er des-

halb gegen Cuvier in Schutz nahm. Noch gab ihm Spanien volle Beschäftigung, als er bereits an Africa dachte, und Talleyrand den Auftrag erhielt, die erforderlichen Nachrichten einzuziehen. Dem Feldzuge von Rußland sollte deutlich der gegen England in Ostindien sich anschließen. Allein diese Feuerseele, dieser hochstrebende Geist, auch dieser hatte Momente des Sinkens. Wahr ist es, bestätigt durch zwei S. sehr wohlbekannte achtbare Zeugen, daß Napoleon im Laufe des Gespräches, man darf selbst sagen des Geschwätzes, sich verlieren und Sätze vortragen konnte, die namentlich in seinem Munde unerklärbar erschienen. Der verewigte Erzkanzler Dalberg hatte in dieser Art ihn gehört, auch der damalige Erbprinz von M., mit welchem er sich in Paris öfters stundenlang unterhielt. Vielleicht war dieses eine Folge desjenigen Uebels, welches er in Italien oder Aegypten sich zuzog, ein zurückgetretener krätzartiger Stoff, der, wenn er sich des Kopfes bemeisterte, epileptische Zufälle hervorbrachte, was auch Antimarchi und Andre dagegen einwenden mögen. Als er durch denselben an der Brust litt, sah ihn S. im Kaiserornate, unterrichtet, daß die Brust unter demselben mit Pflastern belegt war.

Merkwürdig war vor allen die Periode und die Sitzung, welcher der Adel von Frankreich sein Wiederaufleben verdankte. Napoleon hatte die Evidenz des so häufig angefochtenen Grundsatzes eingesehen, daß in der Wirklichkeit eine Monarchie ohne Adel nicht gedenkbar sey, noch weniger dann, wenn in derselben früherhin ein Unterschied der Stände grundgesetzlich gewesen war. Er gründete ihn auf Majorate, vermischte seine Pairs mit denen der älteren Regierung und bezwang ohne Anstrengung den Haß, der in der Nation gegen dieses Institut geweckt worden war. Am Tage, da selbiger proklamirt werden sollte, erblickte man in den Empfangzimmern der Tuilerien mehrere Vorbereitungen, wie sie bei größeren Audienzen gewöhnlich waren. Man forschte, allein wenige besser Unterrichtete wußten, wovon die Rede wäre. Die Senatoren wurden in den Audienzsaal eingelassen und kehrten als Grafen aus selbigem, Sieyes, den bittern Adelsfeind, nicht ausgenommen, zurück. Ein Titel, der früherhin einen Entscheidungsgrund für den Tod enthielt, war nun wieder gesetzlich geworden, ohne daß eine Unruhe darüber im Staate bemerkt ward. Die Pariser rächten sich, indem sie die neuen Grafen les Comtes

bleur nannten. — So hatte also Mirabeau Recht, wenn er bei der revolutionairen Abschaffnng der Wappen die auf seiner Kutsche befindlichen nur mit einem Gewölke übermalen ließ. Hart war die Lage der Staatsbeamten unter Napoleon, allein die härteste die derjenigen, welche zunächst unter ihm arbeiteten. Sie erlagen unter der ihnen aufgelegten Last und durften mit Niemand umgehen. Als er in den Gesichtszügen eines seiner Secretairs tiefen Kummer erblickte, so hieß er ihn sich zu verheirathen, und als die Furchen von der Stirne desselben noch nicht verschwanden, so fragte er: „Haben Sie Schulden?“ und beschenkte ihn. Er war überall der Ueberzeugung, nicht mit guten Worten, sondern mit dem Gelde allein lasse Alles sich ausgleichen. Dennoch zog er es vor, nie auf einmal die bestimmten Geschenke auszutheilen, und so erhielt er auch durch dieses Mittel die Staatsdiener zwischen steter Furcht und Hoffnung schwebend. Zog er gleich einige Wenige vor, so war er dennoch ohne Günstling, und selbst seine höhere Polizei wurde wiederum von einer höchsten bewacht. Herrscher in Napoleons Sinne müssen, so viel es erreichbar ist, allwissend seyn, vor allen aber allwissend scheinen. Zu den Fäden, welche

in dieser Absicht angesponnen wurden, soll auch einer mit der Genlis gehört haben. Er benutzte selbst die, gegen welche er innerlich Abneigung empfand, so unter Andern Talleyrand, welcher zu Zeiten Einfluß hatte, da ihm sein Urtheil nicht gleichgiltig war. So vermochte dieser auch St. Foix und Durand zu halten, denen Napoleon persönlich entgegen war. Die Liebe zu dem andern Geschlecht war ihm allein sinnlicher Genuß, und auch bei dieser erschien er gebietend. Unverhüllt mußte die Schönheit ihm unter die Augen treten, vielleicht nicht so wohl, um zugleich den Eindruck aller Reize derselben zu genießen, als um zu wissen, ob sie nicht einen Dolch verborgen hielt. Eine Vorleserin Josephinens, die reizende Gazzani, wurde aus dem Lesezirkel ab- und zu Napoleon hingerufen. Sie war die letzte Bevorzugte vor der zweiten Vermählung. Als sie den Plan derselben erfahren und Napoleon ihr begegnete und sie anredete: „Mad. G., toujours si belle!“ erwiederte sie schnell: „Mais plus la plus belle!“ — Schien gleich seine Anhänglichkeit für Marie Louise entschieden, so war es wenigstens die Treue nicht immer gewesen; denn als er von Paris nach Elba reiste, bemerkte man an ihm eine leichte Ansteckung.

S. kannte ein Frauenzimmer, dem er ſinnlich gehuldigt hatte, und dieſes klagte, „qu'il payoit par de mauvais arrerages.“

Als nach ſo vielen erfochtenen Siegen der innere Ausbau des Staatsgebäudes beginnen ſollte, da wurden ſchnell hinter einander die Juſtiz, die Wiſſenſchaften in den Akademien, ſo wie in den Erziehungs-Inſtituten, die Juden, der Adel, endlich die Buchdrucker in Betrachtung gezogen. Die Zahl der letzteren ſollte auf etwa 40 Auserwählte abgemindert und auf dieſe Weiſe mit mehrerer Sicherheit die Preßfreiheit gezügelt werden. Auch würden bei dieſer Einrichtung die Staatseinkünfte einen bedeutenden Zuwachs erhalten haben, denn jedes gedruckte Exemplar ſollte einen Stempel von 4 Sols erhalten, und die Erlaubniß, ein Werk zu drucken, mit 20 Frcs. gelöſet werden. Die Finanzen betreffend, ſo wurden derzeit (1810) folgende Summen angegeben: Napoleon habe ſeit 5 Jahren eine Milliarde aus Europa bezogen. Ein großer Theil dieſer Summe befand ſich in dem Schatze, in den Banken, auch bei Privaten aufgehäuft, weshalb der Geldumlauf ſtockte. Ein Kaufmann in Bordeaux hatte eine ſehr bedeutende Weinlieferung übernommen und die Ge-

fäße für selbige bestellt. Das Unternehmen mißlang durch den Krieg und in der Verlegenheit, die Gefäße nun annehmen und bezahlen zu müssen, bot der Unternehmer dem Gefäß-Lieferanten an, statt der Baarzahlung selbige mit Wein gefüllt zurückzugeben. Bestimmt war jener Schatz auch zu dem Baue einer Flotte von 300 Schiffen; denn wie sehr bedauerte der Löwe, welcher den Wallfisch bekriegen wollte, daß die Brücke fehle, welche zu ihm hinführe. Napoleons Civil-Liste (25 Millionen Livres, welche höchstens die Summe von 28 Millionen erreichte) war wesentlich der englischen von einer Million Pf. Sterl. gleich. Der Feldzug gegen Preußen sollte 350 Millionen Livres gekostet, dagegen die eroberte Beute 250 Millionen Livres betragen haben. Theuer bezahlten mehrere Rheinprovinzen die Freiheit und Gleichheit. Ein französischer Senator, Sauer aus Coblenz, versicherte S., daß wenn er als Teutscher jährlich überall etwa 50 Rthlr. dem Landesherrn gezahlt habe, er nunmehr dem Kaiserstaate allein 500 Rthlr. Grundsteuer, ohne Fenster-, Meubles- und andere Taxen, entrichte. Die Abgaben von Paris wurden jährlich zu 600 Millionen Franken angegeben. Dieses wird erklärlich, wenn man weiß,

daß die Pacht, welche die Besitzer der Stühle in dem Tuilerien-Garten nicht dem Staate, sondern einem der Hofbeamten abgaben, gegen 30—40 Millionen Livres betrug. Diese Summe bildete sich aus einzelnen Sols. Die 20,000 Garden, à 3 Frcs. täglich, kosteten dem Staate so viel, als 50,000 andere Soldaten. Von allen Feinden Napoleons war Preußen der von ihm am mehrsten gehaßte. Was Preußens Politik noch nicht bei ihm verdorben hatte, verdarb gänzlich des trefflichen Königs Persönlichkeit.

Viele Papiere Friedrichs des Großen, die der Gräfin Lichtenau, das Testament Friedrich Wilhelm II. befanden sich in den Händen von Talleyrand und Maret. Ob auch diese zurückgegeben worden sind, ist S. unbekannt. So ebenfalls, ob die Sage begründet sey, daß vor dem Ausbruche des unglücklichen preußischen Krieges 6 französische Generale, unter welchen Bernadotte und Moncey, in den preußischen Dienst hätten hinüber treten wollen.

Es mußte in Napoleons Plane liegen, durch Verbindungen seiner Verwandten mit Gegenständen aus berühmten Geschlechtern den Seinigen einen höheren Glanz zu verleihen. So wurden selbst die Entfernteren herbei geholet, um gleichsam körperlich

und geistig enthäutet zu werden und die Außenseite geborner Prinzessinnen anzunehmen. Manchen fehlte der Sinn für diese schlüpfrige Höhe und sie sehnten sich nach ihrer früheren Unbemerktheit zurück. So die nachmalige Herzogin von Ahremberg. Eine solche war so eben in Paris angelangt und hielt sich, noch unbekannt, in einem Hotel auf, was auch einer der Freunde von S. bewohnte. Diesen wollte er besuchen, hatte aber die Thüre verfehlt, tritt rasch in eine andere hinein und stürzt ein junges Frauenzimmer um. Darüber untröstlich seyn, sie aufheben, sich in Entschuldigungen verlieren, dieses Alles verstand sich von selbst. Als er aber seinem Freunde den Vorfall berichtet, erschrickt dieser. „Wissen Sie, was Sie gethan?“ fragte er bestürzt, „Sie haben eine werdende Prinzessin von Geblüte umgeworfen.“ Die eigentliche Pflanzschule von dergleichen war vorzüglich Murat's Schenkwirthschafts-Geschlecht.

Nach dem Tode Josephinens gab die Mad. le Normand Memoiren derselben heraus und S. hält sie, in so weit Zusätze der Herausgeberin nicht in selbige aufgenommen sind, für ächt. Diese Zusätze aber sind so kenntlich, daß, wenn die le Normand sich auch nicht zu selbigen bekennete, sie doch die

Weise der Verfasserin hinlänglich auszeichnet. — Hier Einiges, das in den Memoiren nicht berührt wurde, weil es nicht berührt werden konnte, so wie einige vertrauliche Aeußerungen Josephinens.

Es wurde behauptet, der guilliotinirte Beauharnois sey ein Bruder Josephinens gewesen, indem der Vater desselben in einem Einverständnisse mit der Mutter der Kaiserin auf den Inseln gelebt habe. — Eben so sollte Hortense eine Tochter des unglücklichen Enghien seyn, und als die Kaiserin sich des Letzteren so lebhaft annahm, ließ Napoleon die Worte fallen: „Je vois bien, pourquoi vous le defendez, puisque vous avez couché avec lui.“ Unerhört wäre dieses nicht, am wenigsten in Frankreich. Verlangt der Geschichtschreiber Zeugen, sie fehlen bei Fällen dieser Art gewöhnlich. Eben so sollte der Gatte der Mutter die Tochter Hortense verführt haben. Väterlich liebte Napoleon den angeblichen ältesten Sohn seines Bruders mit Hortense, und ihm war auch die Thronfolge in Frankreich bestimmt. Der Tod desselben aber vernichtete diese Pläne. Das skorbutische Blut der Beauharnois war übrigens bei diesem ein steter Krankheitsstoff. Bei S's Aufenthalte in Fontainebleau erinnerten sich manche Be-

wohner deſſelben Joſephinens, welche in der Zeit der Unruhen gemeinſchaftlich mit einer Prinzeſſin de Bergun einen Eſel hielt, auf welchen ſie ſelbſt Lebensmittel aufluden und ihn leiteten. Späterhin hatte Barras erklärt, ſie ſey von ihm ſchwanger; fände ſich aber jemand, der ſich mit ihr verbinden wolle, ſo würde er dagegen zum General ernannt. Napoleon wurde Gatte und General. Derzeit machte dieſe Verbindung bei Vielen einen ſo entgegengeſetzten Eindruck, daß Aligre Joſephinen darüber den Zutritt in ſeinem Hauſe verſagte. Von dieſer Strenge ließ er in der Folge nach, als er Kammerherr wurde, und leiſtete als ſolcher knieend den Eid. Dieſem ſey nun, wie ihm wolle, an Liebenswürdigkeit war Joſephine unübertrefflich, weil bei ihr die Grazie der Formen die Grundlage in ihrem Herzen fand. Im Geſpräche mit dem Erbprinzen dachte ſie laut. Hier einige Aeußerungen derſelben. Von Napoleon ſprechend, ſagte ſie: „Qu'étoit il, lorsque je l'ai épouse? J'étois moi dame d'honneur, j'étois riche.“ — Ein andermal: „Il faut modifier ce charactère, et j'y réussis quelques sois. De tems à autre il me demande: Etes vous contente de ce que j'ai fuit depuis? — Alors je ne lui passé

rien, et je lui dis franchement mon opinion.“ — Als von Murat die Rede war, ſprach ſie: „Cela n'a pas d'éducation, et que peut on attendre de ce fils de cabaretier? Ils (le Murat) me sont antent de mal qu'ils le peurent, je ne me suis jamais vengé.“

Die Fehde zwiſchen den Beauharnois, Napoleons Anverwandten und Murat's gehörte zu den endloſen, und Letzterer war der Sohn eines Gaſtwirths aus Turenne, der mehrere Rollen, die eines Poſtillons eines Kellners ꝛc., geſpielt hatte. Als von der ungewiſſen Thronfolge in Frankreich die Rede war, ſagte ſie: „Les enfants d'Hollande sont de bons enfants, promettant beaucoup. Le fils d'un cabaretier sauroit occuper le throne de France.“ — Hier verzichtete alſo die Mutter ſelbſt für ihren Sohn Eugen auf ſelbigen.

Als von der beabſichtigten Scheidung die Rede war, äußerte ſie: „Nos destinées nous ont uni, et si c'est la volonté de N. de voir ce lien dissous, j'attends de lui même la proposition, et ce n'est qu'à lui même que je repondrai.“

Der Urſprung dieſer Ueberzeugung von einer Beſtimmung des Schickſals wird, beſonders in Betreff

Josephinens, durch die Memoiren derselben viel mehr erklärt. Napoleon selbst war von einer durch das Schicksal ihm angewiesenen höheren Bestimmung überzeugt und übrigens nicht frei von einigem Abergläubischen. Von Wagram zurückkehrend, sagte er der Kaiserin: „Je vous ai conquis des provinces, vous me gagne des coeurs.“

Von der Madame Mère, von den Schwestern Napoleons ist, wie auch bereits angeführt, wenig Rühmliches zu melden. Die Erstere vergaß nie die Rolle der sorgsamen Hausmutter und sammelte Schätze für die ungewisse Zukunft. Selbst niedriger Eigennutz, befriedigt auf Kosten Andrer, war ihr nicht fremd. Elise lieh von dem reichen Lieferanten Lemercier Juvelen und gab selbige nicht vollständig zurück, angeblich, weil sie nicht die seinigen gewesen wären. Der Lieferant beschwerte sich, man suchte nun Anklagepunkte gegen ihn aus der Periode seiner Lieferungen, und er wurde eingekerkert.

Von allen war Pauline die reizendste, aber auch die ausgelassenste, und Zeugen davon sind die Kolonien und die Armen. Als sie in den ersteren lebte, ward auf sie die doppelte beißende Calambourg gemacht: „Qu'elle avoit été mise au regime des

vinaigres (vits negres). Die Begierden derſelben wurden wahrſcheinlich durch den Mutterkrebs, an welchem ſie litt, noch vermehrt. So war der reizendſte der Aepfel, der in des Paris Hand die an Reizen übertroffen hätte, welcher er als der ſchönſten ihn geben ſollte — wurmſtichig. Viele zog ſie in ihre Schlingen und überließ ſie ihrem Schickſale, wenn ſie befriedigt war.

Allen überlegen war Karoline in der Intrigue, eine boshafte reizende Zauberin. Nicht ohne Sinnlichkeit, aber dieſe untergeordnet Zwecken des Eigennutzes und des Ehrgeizes. Der kaiſerliche Bruder ließ die Schweſtern walten, als er aber erfuhr, daß Karoline mit dem damaligen Botſchafter — im engſten Vertrauen lebe, da wollte er doch die Diplomatie nicht in die Schlafkammer der Schweſtern eingeführt wiſſen. Als Karoline einſt mit großen Anſprüchen hervortrat, ſagte er: „Sollte man nicht glauben, ſie ſprächen von dem Throne ihres weiland königlichen Vaters?“ — Ein gegenſeitiges Einverſtändniß unter den Gliedern der Familie Napoleons war in Rückſicht der Individualität derſelben ſchon undenkbar, weil ſelbige gleichſam zuſammen geleſen waren. Der einzige Punkt, worin ſie übereinkamen,

daß jeder so viel möglich sich aneignete, mußte grade auch der Zankapfel werden, und es war nicht der kleinste Sieg Napoleons, wenn er sich in der Stellung des Haupts der Familie erhielt. Jerome war unangemeldet in Fontainebleau in Napoleons Arbeitszimmer eingetreten. Da ergriff ihn der Letztere bei dem Kragen. — Der Kardinal Fesch befand sich in einer Gesellschaft des Hofes und bediente sich eines Sessels. Da rief ihn Napoleon, und als er gekommen, ließ er ihn stehen. Der Kardinal bediente sich wiederum eines Stuhles, und Napoleon rief ihm zu: Sie sitzen nicht in meinem Zimmer. Manche Handgreiflichkeit, deren er beschuldigt worden, erklärt seine Gewohnheit, bei näher mit ihm Bekannten einen Rockknopf derselben zu erfassen, oder auch sie zu kneifen.

Lange nachher noch segnete S. den damals gefaßten Entschluß, den Pflug mit der Geschäftsreise nach Paris vertauscht zu haben, denn was er auch über die Verhältnisse dieses derzeitigen Mittelpunkts von Europa gehört und gelesen hat, so hatte er doch erst an Ort und Stelle die richtigeren Begriffe aufgefaßt, und einzig in ihrer Art war und bleibt es auch hoffentlich in der Geschichte, die damalige poli-

tische Gruppirung. Hier mögen noch einige einzelne Nachträge folgen.

Die Schauspiele sind dem Pariser nothwendig, wie das tägliche Brod und das panis et circenses an der Saine eben so wahr, als an dem Tieber. Rivarol sagt von dem großen Haufen sehr wahr: „Das Volk ist ein Souverain, welcher nur zu speisen verlangt und seine Majestät sind ruhig, wenn sie nur verdauen.“ — Zu letzterem gehört bei den Franzosen das Schauspiel. Deshalb ist in keiner Residenz so reichlich als in der gallischen für Schauspiele gesorgt. Für jede Stimmung von dem unumwölktesten Frohmuthe in Uebergängen bis zum thränenvollen Schmerze hin, giebt es täglich fast eine Auswahl von Theatern, welche zum Theil ausschließlich sich der einen oder der andren Stimmung widmen. Außer den eigentlichen Theatern gab es deren noch solche, wo nur Gespensterercheinungen, Kunstreiter, gelehrte Hunde mit Affen im Wetteifer (die ersten wurden als chiens savants angekündigt) auftraten, die Panoramas, die merkwürdigen Wilden aus dem Norden und andre Wunderdinge ungerechnet. Ja es ging so weit, daß, was das sechste Gebot verbietet, ein Gegenstand von Vorstellungen für Geld geworden

war, ohne daß die Schauspieler selbst dieses wußten. Abgenutzte Wollüstlinge zahlten gern das bedeutende Eintrittsgeld. Die Benennung Sinnlichkeit entsprang unbedenklich von der der gröberen Sinne, aber die Sache selbst endigt zuletzt mit einem Nachsinnen über neuen Genuß und die etwanige Möglichkeit, das Unmögliche wieder zu realisiren. Sehr empfindlich nahm es der Abbe Morellet auf, als S. gegen ihn die französische Tragödie angriff. Auch hierin ist die Stimmung der Nation die vieler Einzelnen, welche grade sich in dem am stärksten wähnen, worin sie das wenigste leisten. In der Tragödie verschleiern die Decorationen, besonders aber der Tanz die übrigen Künste. Der Tragiker intonirt, nicht wie ein beginnender, sondern wie ein ausgewachsener Löwe, muß nun Momente der Erholung suchen und findet selbige in raschen Uebergängen in ein pianissimo, welches oft durch nichts als durch die Erschöpfung motivirt ist. In derselben Periode, von einem und demselben ausgesprochen, glaubt man einen Wechselgesang zwischen einem ergrimmten Raubvogel und das schnellste Gezwitscher einer Grasmücke zu hören; der möglichsten Beweglichkeit im Tone folgt Monotonie. Alles wird zu Hülfe genommen,

ſelbſt das R. und ſo ließ die Riancore in einem Momente des höchſten Pathos das vorkommende Wort Rage mit einem langgedehnten R. verknarren. Die Sprache der Helden der Vorzeit iſt noch immer zu ſehr die der Galanterie unter Ludwig XIV.; ſtatt erhabener Stämme erblicken wir in Blumengewinden hochgezogene Ranken. Reichlich iſt dagegen für das Auge geſorgt und unvergleichlich angeordnet ſind die Gruppirungen in den Ballets. So unter andern in der damaligen Haupt-Oper: Die Rückkehr Trajans. Daß R. in ſelbiger durch den Trajan gemeint war, verſtand ſich von ſelbſt; allein daß die hauptſächlich durch den hinzu gedichteten Schmuck bemerkungswerthe Begebenheit des R. mit der Fürſtin Hatzfeldt den Stoff zu einer Großthat leihen mußte, bewies wenigſtens, daß der Wahrheit der eigentliche Stoff gefehlt hatte.

In dem Luſtſpiele, dem eigentlichen Triumphe der franzöſiſchen Thalia, zeichnete die Mars ſich vorzüglich aus. Zwar eine Veſtalin mit einigen Kindern, aber dabei die jugendlichſte Naivität, die reinſte Mädchenhaftigkeit und das Organ, das eines Engels. Thränen des Wohlgefallens konnte ihr Spiel auspreſſen.

In mancher Rücksicht waren derzeit die Gelehrten in die Rolle der vormaligen Geistlichkeit getreten und wurden wie Uhren aufgezogen und gestellt. Auf diese wirkte N. durch Auszeichnungen, durch Pensionen, und gab die Lieder ihres Glockenspieles an. Diese ließen sie nun dem Volke erklingen und dasselbe sang dann jauchzend mit. Mercier hatte gegen das Lotto geschrieben. Als es wieder eingeführt ward, wurde er Lotto-Director, eine Stelle, die er jedoch wieder verlor. Es würde zu weit ableiten, die vielen Apostasien dieser Art anzuführen, wenigstens beweisen sie, daß auch bestimmte Sätze des Glaubens im Religiösen immer einen festeren Stützpunkt abgeben, als wandelbar schwankende Theorien. Wir machen den Uebergang von den Gelehrten zu dem berüchtigten Marquis de la Salle. Dieser kann kaum dadurch gerechtfertigt werden, daß auch er Schriftsteller und zwar Verfasser der Justine war. S. würde diese Erscheinung übergehen, zählte er sie nicht zu den Zeichen der Zeit; denn nur in einer Periode, welche die Verdorbenheit Aller in sich aufnahm, selbige pflegte und mischte, konnte ein Buch wie jenes geschrieben und gelesen werden. Berühren sich die Extreme, war sinnliche Liebe das Eine, Grau-

samkeit das Entgegengesetzte in denselben, so befand nunmehr die erstere mit der letzteren sich vereinigt, und was das schlimmste ist, so war dieses nicht etwa eine Raserei des Dichters, sondern vieles hatte er selbst geübt und zählte manche Anhänger. — Jener Elende hatte frühzeitig seinen Bosheitssinn thätig entwickelt. Bei einem Tanzfeste der ersten Frauen in Aix streute er Cantharidenpulver aus, welches selbst die Gesundheit vieler angegriffen hatte. Das Parlarment erkannte gegen ihn das Rad. Diesem entging er und so wurde von seinen nachfolgenden Thaten auch die kund, daß er einem Mädchen im Gefühle der ihm eignen Wollust, die des Anblicks des Bluts und der Qualen bedarf, eine Ader öffnete und sie dann wieder versiegelte. Zur Ehre der Menschheit muß diese Verirrung durch Raserei erklärt werden. So nahm es Napoleon und schickte ihn nach Charenton. Anders benahm sich ein Preuße, ein Graf St....., der, kaum in Paris angekommen, vor allen nach de la Salle fragte und vor allem ihm zusprach. Ist einmal von dem Sittenverderbniß die Rede, so mag auch folgender Zug selbiges schildern.

Mehrere junge Leute sahen einen männlichen

Affen und bemerkten den bei diesen Thieren so häufig auch äußerlich sich zeigenden Geschlechtstrieb. Der Wunsch, diesen befriedigt zu sehen, war wohl weniger, als Neugierde der Sinnlichkeit der Beweggrund ihres Vorschlages an den Affenführer, dem Affen ein Mädchen zuzuführen. Der Handel wurde von allen Interessenten abgeschlossen, das Mädchen erschien und gab sich dem Affen, nachdem er mit einem Maulkorbe versehen war, preis. Die zahlen sollten, zahlten, die Einstreichenden strichen ein, und so schien alles abgemacht. — Da meldete sich späterhin der Affenführer, sein zärtliches Thier ist angesteckt, und ihn nähret doch das Vorzeigen desselben. Die Partheien gerathen an einander und vergleichen sich, damit der Handel nicht ruchbar werde; nur das Mädchen wird von ihren Gefährtinnen im Palais royal ausgestoßen.

„pour avoir derogé à sa vocation.“

Hier bewiesen die Töchter der Freude allein richtiges Gefühl. Sie hatten übrigens mit manchen Nichtprivilegirten vieles, auch die Ansteckung gemein.

Eine Holländerin von Stande, Sch....., schön und reich, lebte der Freude, theilte sie mit mehreren und nach dieser Gemeinschaft wurden viele,

wie Joseph Napoleon und Andre krank. Sie beschwerten sich bei dem Arzte der Dame, der damit sie tröstete, daß es bei selbiger nur eine zurückgebliebene Schwäche sey, welche der Genuß mit gesunden Männern heile. Die Angesteckten nahm er in die Kur.

War bei dem Umgange mit dem andern Geschlechte Vorsicht nöthig, so war sie es nicht minder bei dem mit den Männern. Wenigstens schlichen unter mancherlei Gestalten, die vornehmste Haltung keinesweges ausgenommen, Polizei-Spione herbei. Ein solcher fand sich auch regelmäßig, gelockt von dem Dufte der Trüffeln, bei den Gabelfrühstücken des Erbprinzen ein. Er blieb unerrathen, bis man gewarnt wurde. Josephine hatte einst dem Erbprinzen gesagt: Loben sie Napoleon nicht in das Gesicht, aber gegen Andre, denn er höret alles.

In dieser großen Hauptstadt fand S. eigentlich doch nur einen Freund, dessen Bekanntschaft er in Regensburg in der Emigrationszeit gemacht hatte. Ein Bretagner von Geburt, ächt und tief empfindend wie ein Teutscher, zartfühlend wie ein Franzose, war in Florian Kergorlay's Charakter das Schöne in beiden National-Charakteren mit einander verschmolzen. Er verehrte, er liebte die Teutschen, auch die Sprache

und die Dichter derselben entzückten ihn und er begann das Studium beider mit der Messiade, welches ihm gelang. In der Folge erwarb er sich als Mitglied der Deputirten-Kammer einen Namen, allein was die Meinung ihm auch zulege, sein innerer Gehalt wird es stets übertreffen. S. gesteht, daß Kergorlay, ein Franzose — einer der vorzüglichsten Menschen war, welche er gekannt hat. Des Braven kenntnißreicher Casteyerien mußte hier erwähnt werden, denen S. manche frohe Stunde verdankte. Oft wunderte man sich in den Zügen, in dem Benehmen so mancher vor der Revolution Gefeyerten das vermeintliche Schreckliche dieser Schreckensmänner nicht zu entdecken. Manche hatten die Fieberphantasie überstanden, Andre meinten es mit der Wahrheit gut und verdammten den Sturmschritt in der Anwendung derselben, so Gregoire. Einen seltenen Eindruck machte Gall auf S. Er befand sich mit bei einem kleinen Mahle, welches um 3 Uhr begann, um 11 Uhr Abends endigte und bei dem in der Hauptsache nur Gall genossen wurde. Nie war S. eine ähnliche Fülle des Reichthums von eigenthümlichen Ansichten vorgekommen. Sie waren nicht Geburten des Moments, sondern Theile von Systemen,

auf merkwürdige Erfahrungen gestützt. Craniologie hatte an diesem Gespräche den geringsten Antheil, vielmehr betraf es die physische und geistige Natur des Menschen, die Schöpfung und Ausbildung desselben, die bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolgt ward. Tagen dieses Inhalts folgten andre, den großen Zirkeln gewidmet, wo man im Anschauen, im Bewundern sich verlor und glücklich genug, wenn es dabei sein bewenden behielt. Zu den kleinen davongetragenen Wunden gehörte die einer Emilie de Marguerit, welche S. auf einem Balle bei Champagny kennen lernte. Er wurde auch mit ihrem Gatten bekannt, dessen Vater unter dem Messer der Guillotine gefallen war. Der Sohn hatte späterhin Napoleon in Syrien und Egypten begleitet und nun speculirte er, ob die Revolution, die ihm alles geraubt, nicht auch einiges ihm wieder zuwenden möchte. Allein er stand in Ungnaden und blieb sich selbst überlassen. S. interessirte sich für ihn, sah ihn oft und wurde ihm nützlich. Marguerit kam in der Folge nach Berlin und dort ließ ihn Davoust, als verdächtig, festnehmen. Ein anderes Fest, das ein Graf Palfy gab, verschaffte den Anblick jenes einst in allen Zeitungen gepriesenen Betes der schönen Recamier. Der

Reichthum des Mannes war verloren gegangen, selbst die Wohnung, den Mittelpunkt des Luxus, hatte die Frau verlassen müssen und jetzt bewohnte sie jener Ungar, indessen die Schöpferin, der erste Schmuck derselben, die in England und Frankreich wegen ihrer Reize hochberühmte Recamier, in einige Seitenzimmer sich einsam zurückgezogen hatte. Für S. war dieses zu rührend, um allein an die Schönheit zu denken und er trauerte in sich selbst bei dem Feste über den Wechsel, welchen das Schicksal über die schöne Frau verhängt hatte. Von ihrem Gatten hatte sie nie Kinder gehabt, die öffentliche Meinung sagte nicht das mindeste Nachtheilige über ihre Tugend und eine Unbescholtenheit dieser Art wird in Paris für eine Chimäre gehalten und durch unnatürliche Neigungen gedeutet. Allein auch dieses war Verleumdung. Bei ihrer Geburt hatte vielmehr eine wohlthuende Fee sie mit namenlosen Reizen begabt und eine boshafte sie in den Stand gesetzt, nie genossen werden zu können. An diesen Eigensinn des Schicksals reihe sich noch ein andrer von anderer Art und übrigens ein trefflicher Stoff für einen Fabel-Dichter. Ein Saine Fischhändler hatte mühsam so lange sein Netz in dem Strome auf und ab gezogen,

bis er ein mäſſiges Vermögen zuſammen gebracht. Die Fiſcherwohnung ſollte nun als Villa in die Augen ſchimmern. Deshalb beſucht er einen Architekten und bittet ihn um einen Riß. Als dieſer ihm vorgelegt wird, verlangt er Säulen an ſelbigen und als auch dieſe gezeichnet ſind, beginnt er den Bau mit dem Baue der Säulen. Nachdem dieſe vollendet waren, war das Vermögen verbauet und die Säulen erwarten ſeit Jahren, was ſie tragen ſollten. Mancher befindet ſich in demſelben Falle, aber dieſer hatte zu der Thorheit auch das Bild geſchaffen. Heröiſcher benahm ſich der Beſitzer eines Kaffeehauſes in einer der Vorſtädte. Es mochte daſſelbe einige 20 Fuß lang ſeyn und eben ſo lang war die Tafel mit der Inſchrift in goldnen Buchſtaben: Caffé de l'univers.

schienen dabei beide Erbprinzen von ..... und von ...., von S. begleitet, denn S. blieb seiner Rolle getreu, war unerschöpflich in Schwierigkeiten und so wurde weder in Erfurt, noch in Weimar irgend etwas wesentliches abgeschlossen.

Für S. war übrigens dieser Aufenthalt in beiden Städten von hohem Interesse gewesen. In dem Herzen von Teutschland sah man hier den Kaiser Alexander, die Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg, den edlen Dalberg, die Regenten von Weimar, Gotha, Coburg und eine lange Reihe Anderer, um den damaligen Alleinherrscher versammelt. Ein Hauptzweck waren, wie verbreitet worden, nähere Besprechungen zwischen den Kaisern Frankreichs und Rußlands. Allein wenn auch täglich in der Abendstunde Napoleon absichtlich ganze Stöße von Landcharten zu Alexander öffentlich hintragen ließ, so beschwerte sich Letzterer dennoch, daß es nie zu ernsten Verhandlungen käme. Napoleon suchte indessen der Eitelkeit Alexanders zu schmeicheln und bewunderte unter andern die Chaussure desselben. Diese Versammlung blieb in der Hauptsache eines von den Theater-Koups Napoleons, ein Vorspiel zu der Besteigung des Thrones Karls des Großen. Die Herren

gen vielfachen Geschäften in dieser Angelegenheit eigenhändig Briefe von vier Folioseiten an S. zu schreiben, um die Einwendungen des letzteren zu beantworten. Gradehin beharrlich zu widersprechen, wäre Thorheit gewesen, um desto unverzeihlicher, da bereits die mehresten Fürsten Teutschlands sich in die Maaßregel nicht allein gefügt, sondern einige, wie Baden, in der Folge Würtemberg und Baiern, selbst den Grundsatz der Eroberung der Churhessischen Kapitalien und zwar für eigne Rechnung in Ausführung gebracht hatten. Sollten daher jene Kapitalien dem ursprünglichen Darleiher gerettet werden, so war der einzige Weg dazu, durch stets erneuerte Schwierigkeiten die Zahlung hin zu halten und diesen Weg hatte S. auch vorzugsweise eingeschlagen. Daru dagegen wollte den Knoten durchhauen und als ihm dieses nicht gelang, so schien ihm diese Wendung in einer Unterhandlung mit ihm so ungedenkbar, daß er dem Minister Champagny fälschlich berichtet hatte, er sey mit S. über die Grundlagen einverstanden.

Im Herbste desselben Jahres versammelte sich der berühmte Congreß zu Erfurt. Da Kaiser und Könige dort zusammen trafen, so durften auch die kleineren Fürsten nicht ausbleiben und deshalb er-

schienen dabei beide Erbprinzen von ..... und von ...., von S. begleitet, denn S. blieb seiner Rolle getreu, war unerschöpflich in Schwierigkeiten und so wurde weder in Erfurt, noch in Weimar irgend etwas wesentliches abgeschlossen.

Für S. war übrigens dieser Aufenthalt in beiden Städten von hohem Interesse gewesen. In dem Herzen von Teutschland sah man hier den Kaiser Alexander, die Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg, den edlen Dalberg, die Regenten von Weimar, Gotha, Coburg und eine lange Reihe Anderer, um den damaligen Alleinherrscher versammelt. Ein Hauptzweck waren, wie verbreitet worden, nähere Besprechungen zwischen den Kaisern Frankreichs und Rußlands. Allein wenn auch täglich in der Abendstunde Napoleon absichtlich ganze Stöße von Landcharten zu Alexander öffentlich hintragen ließ, so beschwerte sich Letzterer dennoch, daß es nie zu ernsten Verhandlungen käme. Napoleon suchte indessen der Eitelkeit Alexanders zu schmeicheln und bewunderte unter andern die Chaussure desselben. Diese Versammlung blieb in der Hauptsache eines von den Theater-Koups Napoleons, ein Vorspiel zu der Besteigung des Thrones Karls des Großen. Die Herren

unter den französischen Tragikern belebten die Abendstunden durch ihren Pathos und Kaiser und Könige sahen diesem, im Halbzirkel der Etiquette, zu, in welchem äußerlich die Corpulenz Friedrichs des II. von Würtemberg, andrerseits die ernste, würdevolle Haltung des Königs August von Sachsen sich auszeichneten. Hätte in dieser Periode ein Moritz von Sachsen gelebt, so war der Moment gekommen, sich in Erfurt des Alleinherrschers zu bemächtigen. Dieses hatte er von der Entschlossenheit der Teutschen wohl eigentlich nicht befürchtet, denn seine Bedeckung war nicht von Bedeutung, wohl aber hatte die Furcht vor Verrath ihn bewogen, verschiedne Fenster in benachbarten Häusern seines Palastes zumauern zu lassen. Wenn dieser Erbfeind der Teutschen nach geendigtem Schauspiele und dieses verlassend durch die Reihen der Zuschauer einher schritt, da dachte S. oft, jetzt wäre der Moment vorhanden, das Vaterland auf immer von ihm zu befreien!" — Mit Napoleons Tode wäre Frankreichs Kraft gebrochen gewesen, nicht allein, weil der stürmende Geist des Ersteren gefehlt, sondern auch, weil unter den Generälen sich Partheien gebildet hätten. Noch viele wären gefallen, aber nie die Summe derer, welche

die folgenden Kriege bis zu dem Tage von Waterloo gemordet haben.

Während die Kronenträger ſich beantlitzten und zu erforſchen ſuchten, lebten die in dem Gefolge derſelben ſich befanden der Geſelligkeit. Der preuſſiſche Präſident v. der Recke hatte ſich und die Seinigen in einige kleine Kammern ſeiner Wohnung zurückgezogen und in den übrigen eben ſo kleinen Zimmern verſammleten ſich nun jene. Im bunten Gemiſche dem Vaterlande, der Parthei, dem Alter, dem Berufe nach, erblickte man dort Politiker, Gelehrte, Krieger, Dichter, Maret, Baſſano und Göthen. Frau v. d. Recke, ſchön und gut (belle et bonne) wie es eine Evens Tochter nur ſeyn kann, war der Magnet, welcher die Zuſtrömenden anzog. Schnell hatten die Franzoſen den freundlichen Empfang derſelben gedeutet und eben ſo ſchnell mußten ſie empfinden, daß mit dem Beifalle ſie auch Achtung einzuflößen fähig ſey. Mehrere derſelben wußten nicht, was ſie mehr bewundern ſollten, die Wirkung ſelbſt, oder die ſchonende Weiſe. Als Napoleon ſie zuerſt erblickte, äußerte er ſich in ſeinem Sinne, um dadurch ſie zu ehren, daß er nie die Teutſche in ihr erkannt hätte.

Es folgte die Weimarſche Jagd, theilweiſe auf

dem Schlachtfelde, wo die Preußen, deren Führer Weimar auch gewesen, besiegt worden waren. Hier verleugnete Carl August sich selbst; dann folgten der Feste manche, wo unter andern Wieland dem Napoleon als Gegenstande seiner Weissagungen und Stephani von Baden dem Kaiser Alexander huldigte, wo ein russischer General, als er Göthe mit dem großen Annenorden geschmückt erblickte, gegen S. sich äußerte, nun werde dieses Ehrenzeichen bald — die Bedienten — schmücken. Die gesellschaftsfreien Stunden brachte S. mit der Jagemann zu, wo der Herzog dem Erbprinzen und ihm Wohnung angewiesen hatte. Die naive Lebhaftigkeit und ihr Talent würzten dieselbe. Endlich zog jeder heim und erzählte in seinem Vaterlande: Es sey eine Maus geboren worden!

Noch in dem hierauf folgenden Winter begannen die Unterhandlungen mit dem Nachfolger von Daru in Berlin, dem Grafen Villemanzy. Ohnerachtet derselbe ungleich zugänglicher und milder als sein Vorgänger war, so zerschlugen sich auch diese Negoziationen, weil sie sich zerschlagen sollten, bis endlich der Graf St. Marsan, französischer Gesandter am preußischen Hofe, auftrat. Seinen bestimmten Er-

klärungen wurden Zusicherungen beigefügt, welche die Härte milderten. Jedoch wurde auch er aufgehalten, weil, wie es hieß, in Paris selbst unterhandelt werden müße. Dieses gab die Veranlassung zu der zweiten Reise dorthin. Der Entschluß, dorthin zu gehen, mußte gefaßt werden und S. langte so zum zweiten Male in Frankreichs Hauptstadt an. Alles wurde hier in Bewegung gesetzt, um ein günstiges Resultat herbei zu führen, nicht aber so schnell als man gehofft hatte. Uebrigens trug zu dem Aufenthalte auch der Umstand bei, daß Napoleon mehrere Monate lang nach seiner Vermählung, gänzlich gegen seine frühere Gewohnheit, sich den Geschäften häufig entzog und den Armen der Liebe vor diesen den Vorzug gab. In Paris wurde S. wie ein Ball behandelt, den einer dem andren zusendet. Bei Champagny und Bernardiere hatte er sich gemeldet, ersterer verwies ihn an den Baron la Bouillerie, dieser an Defermont, welcher indessen als Minister des Domäne extraordinäre ernannt worden war, so wie Maret dem auswärtigen Departement vorgesetzt wurde. Zwischen diesen nun und andren Helfern kreuzte S. rastlos. Bei dieser Gelegenheit werde folgendes in Beziehung auf sein Verhältniß mit Daru gesagt:

Entrüstet und ermüdet durch S.s Gegenbehauptungen hatte dieser schon früherhin dem Minister Champagny zu berichten gewagt, er sey endlich gänzlich mit S. einverstanden und daraus entwickelte sich eine Correspondenz mit dem Ersteren, die manches Unangenehme in sich selbst enthielt. In Paris wich Daru S. aus, so auch einst in den Tuilerien, wo letzterer ihn durch alle Zimmer in der Entfernung begleitete, um einmal ihm ein Gespräch abgewinnen zu können. So waren beide bis an die letzte Thüre gekommen, wo ein Dritter Daru befragte: Wann er die Versammlung verlassen werde? — Daru erwiederte: „Sehen sie nicht, daß hier ein Senator Papirius einen Zirkel um mich zieht?“ S. trat nun näher und entgegnete, er könne eben so wenig in der Person von Daru den König Pyrrhus, als in der seinigen den Senator Roms erkennen.

Man hatte S. vorbereitet, daß Defermont unter den französischen Geschäftsmännern eigentlich das Tiger-Thier sey. Es mußte also besänftigt werden und dieses gelang. Mit dem Minister lebten zwei ältliche Frauen und eine kleine Nichte, die von ihnen erzogen wurde. Diese suchte S. für sich zu gewinnen, schwatzte viel mit den Alten, spielte mit dem Kinde.

merkte frühzeitig, daß auch Defermont ein leidenschaftlicher Pflanzer sey, und ließ nun von Zeit zu Zeit Klagen einfließen, daß er von seinem Kinde und von seinen Pflanzungen nun schon so lange und so oft entfernt lebe. Dieses alles erweichte nach und nach den Tiger-Sinn, so daß Defermont zuletzt selbst die kaiserliche Genehmigung der Garantien und des Quittungs-Formulars beförderte. Zugleich ward St. Marsan zu dem Definitiv-Abschlusse bevollmächtigt. Während dieses alles sich noch in bunten Kreisen drehete und aus S.s Arbeitszimmer täglich sich eine Art Hagelwetter von Billets, Briefen und Noten an die Behörden verbreitete, lief die Nachricht des Hintritts von S.s Mutter ein. Da seine Gegenwart in Berlin nothwendig wurde, so konnte die Unruhe desselben nur vermehrt werden und mit Frohlocken durfte er endlich Paris verlassen. Auf der schnellen Rückreise besuchte er auch nicht einmal eine Dame, welche in der Nähe von Ligny eine Besitzung und ihn dringend eingeladen hatte, bei ihr nicht vorüber zu gehen. Die Bekanntschaft mit selbiger entspann sich bei der Rückkehr von einer Kour auf den Treppen der Tuilerien. S. sah die ihm Unbekannte in Verlegenheit darüber, daß ihre Kutsche fehle, bot

den Gebrauch der seinigen, so wie seine Begleitung an, welches angenommen wurde, und merkte nun bald, daß die Dame nicht blühend an Reizen, aber übrigens Schriftstellerin und schwärmerisch gestimmt war, und so auch für S. schwärmte. Dabei blieb S., ohnerachtet jede Morgenstunde ein Billet brachte.

Für S. begann nun eine neue Ordnung der Dinge, indem der Verlust seiner Mutter ihn in den Besitz seines Erbantheils setzte. Zuerst empfand er, daß eine gewisse Mannigfaltigkeit der Habe, zum Theil seit drei Generationen aufgesammelt, drückend wäre. Längst war er übrigens überzeugt, daß es eben so schwierig sey, ein vorhandenes Vermögen zu erhalten, als ein nicht vorhandenes zu erwerben. Er bewohnte nun mit seiner Familie das verwaisete mütterliche Haus, reich an Vorräthen aller Art, besonders an Alterthümern in selbigen. Das eigentliche Vermögen bestand in Dokumenten, deren Werth in der damaligen Periode ungewiß war. Dazu gehörten auch einige vierzig tausend Thaler Zinsen-Rückstand der Westpr. Ritterschaft. Die freie Disposition über diese Papiere begünstigte die durch die Vereinbarung mit Frankreich nöthig gewordene Tilgung des hessischen Schuldkapitals. Bei dieser Gelegenheit

half er einem Grafen V. aus der Noth, indem er ihm einige Tausend Thaler Pfandbriefe vorstreckte, die diesem kurz vor der Zahlungsfrist fehlten. Er gab sie nach dem nominellen Werthe derselben, so wie er sie selbst in der Erbschaft gegen Baarzahlung annehmen mußte und wie auch Frankreich, der Remission ohnerachtet, selbige annahm. Der Dank für diese Gefälligkeit, für den dem Schuldner und Konsorten verschafften Gewinn war ein mehrjähriger Prozeß, den S. mit den Kosten gewann und der ihn in dem nun unwandelbaren Grundsatze bestätigte, nie ein mehreres auszuleihen, als er ohne wesentlichen Nachtheil überall verlieren konnte. Das Publikum der Hauptstadt berechnete indessen die Erbschaft. In den ersten 8 Tagen wurde dieselbe nur verdoppelt, nach 14 Tagen aber zehnfach und nach 3 Wochen zwanzigfach erhöhet. Nun mußte im Hause, da es vermiethet werden sollte, aufgeräumt werden. So manchen hundertjährigen Glanz hatte das Alter getrübt, Würmer und Motten wütheten in manchem Innern und es mußte freilich so manches Familien-Andenken unter die Lanze gestellt werden. Ueber die vorhandnen zahlreichen Gemälde getrauete S. sich nicht zu entscheiden und um sicher zu gehen,

erſuchte er den Direktor der Maler-Academie Weitſch dann einen andren berühmten Maler und endlich einen Gemäldehändler, jeden für ſich, darüber zu entſcheiden, welches die beſſeren wären, um dieſe aufzubewahren und zugleich den Meiſter beſtimmt angeben zu können. Dieſe drei Kenner entſchieden, aber jeder anders. Dadurch wurde für S. der eigentliche Standpunkt der Kritik in der Kunſt noch deutlicher. Er hatte ſtets geglaubt, daß vor allem in dieſem Wiſſen viel Stückwerk und Liebhaberei in der Regel vorwalte. Das Haus ſelbſt weckte die mehrſten Sorgen. Das Berliner Bürgerthum hatte nie für S. ein Intereſſe gehabt; dennoch ſollte nun allerhand aus ſelbigem entſpringenden Verpflichtungen genügt werden. Einquartierungen, Schildwachtpoſten, bedeutende Zahlungen wurden gefordert und ein Haarkräusler machte ſich als eine Stadt-Behörde ſo wichtig, daß er einſt S., der überall ihn nicht kannte, auf der Straße anredete mit der Frage: „Wie ſteht es mit uns?“ —

S. erwiederte: „Wie es mit Ihnen ſteht, kümmert mich, wie es mit mir ſtehet, kümmert Sie nicht“ — und überließ den Kräusler ſeiner Verwunderung.

In der Periode des zweiten Aufenthalts von S. in Paris fiel Napoleons Vermählungsfeier mit Marie Louise von Oesterreich. Zwar war diese weder eine blutige Riesenschlacht, noch ein Congreß, wo die Vertreter der gesammten Nationen Europens mit Oelzweigen auftraten; allein es war dennoch Napoleons Culminationspunkt und bewies, daß er alles, zuletzt selbst den bei dem österreichischen Kaiserstamme so gerechtfertigten Haß gegen Frankreich, besiegt hatte.

Er, das endliche Resultat einer Revolution, welche eine Kaiser-Schwester auf das Blutgerüst geführt und den Kaiserthron selbst bis in seine Grundlagen erschüttert hatte, wurde nun der Gemahl der Erstgebornen des Kaisers, der ersten Prinzessin Europa's. So war der glänzendste Sieg der Politik über jedes andere Gefühl gestaltet. Freilich hatte manches dahin den Weg gebahnt, vor allem auch die Bereitwilligkeit anderer Regentenhäuser, sich mit dem in ihre Reihe eingedrungenen Sohne der Freiheit und Gleichheit zu verschwägern; allein desto größer war des Letztern Triumph, wählen zu dürfen.

In einem in Paris versammelten Familienrathe war über diese Materie förmlich verhandelt und die Stimmen gesammelt worden, ob eine österreichische,

sammelt waren. Der Glanz der Ehre sättigt nicht den Hunger und so sah man die Festlichen sich Semmeln zulangen, die sie von einer gefundenen Verkäuferin gekauft hatten. Dem Fürsten Kurakin, russischem Botschafter, wurde unwohl und er mußte aus dem ersten Range sich entfernen. Raum für drei andere einnehmend, benutzte der ..... Gesandte diesen günstigen Umstand, um in ein Drittheil des leer gewordenen Raumes einzurücken, und befand sich nun in der nächsten Nähe der Dinge, die da kommen sollten. Nach langem Harren erschien der große Moment, das Kaiserpaar trat ein, die Schleppe der Kaiserin von den derzeitigen sogenannten Prinzessinnen von Geblüte getragen, unter welchen die Königin von Westphalen, Wuth im Herzen und sie im feuerrothen Antlitze ausspühend, und die Gemahlin Eugens, in ruhig edler Hingebung, sich befanden. Als der Segen gesprochen war, verfügte sich die Diplomatie wiederum nach ihrem Salon, fand ihn unfruchtbar, wie er auch mancher Bitten und Beschwörungen ohnerachtet blieb, und bei einigen fing der Hunger an, mächtig zu wirken. Zurückzukehren nach Hause war nicht gut ausführbar; denn wie hätte man in dem Gedränge den Wagen finden, oder bei dem

Wiederkommen zum Feste die Pforte der Tuilerien erreichen können? Es blieb daher nur übrig, auszuharren. Bei vielen sanken die Kräfte immer mehr. So sah unter andern der dänische Gesandte v. Dreyer seiner nahen Auflösung entgegen. Eigentlich mehr aus Scherz als aus Bedürfniß hatte S. in seinen Wagen einen gebratenen Kapaun und eine Bouteille Burgunder aufgenommen, und verhieß selbige demjenigen als rechtmäßige Beute, welcher durch das Gedränge hindurch den Wagen entdecken und die Lebensmittel an sich nehmen würde. Zwei Ritter fanden sich bereit dazu, von welchen der eine der General W....., der andere, wenn S. nicht irret, Cz..... war. Triumphirend kehrten sie zurück und der kleine Vorrath war in kurzem verschlungen, ohne die mindeste Theilnahme von Seiten S's, der sich mit der gewiß seltnen, vielleicht bis dahin unerhörten Ehre begnügte, in Frankreichs erstem Palaste den Gesandten der europäischen Mächte bei der größten Feierlichkeit des Reichs Kapaunen und Burgunder vorgesetzt zu haben. Indessen hatte die Stunde des Mittagsmahles Abends um 7 Uhr geschlagen; aber die Töne derselben luden allein die Neuvermählten und die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte

ſammelt waren. Der Glanz der Ehre ſättigt nicht den Hunger und ſo ſah man die Feſtlichen ſich Semmeln zulangen, die ſie von einer gefundenen Verkäuferin gekauft hatten. Dem Fürſten Kurakin, ruſſiſchem Botſchafter, wurde unwohl und er mußte aus dem erſten Range ſich entfernen. Raum für drei andere einnehmend, benutzte der ..... Geſandte dieſen günſtigen Umſtand, um in ein Drittheil des leer gewordenen Raumes einzurücken, und befand ſich nun in der nächſten Nähe der Dinge, die da kommen ſollten. Nach langem Harren erſchien der große Moment, das Kaiſerpaar trat ein, die Schleppe der Kaiſerin von den derzeitigen ſogenannten Prinzeſſinnen von Geblüte getragen, unter welchen die Königin von Weſtphalen, Wuth im Herzen und ſie im feuerrothen Antlitze ausſprühend, und die Gemahlin Eugens, in ruhig edler Hingebung, ſich befanden. Als der Segen geſprochen war, verfügte ſich die Diplomatie wiederum nach ihrem Salon, fand ihn unfruchtbar, wie er auch mancher Bitten und Beſchwörungen ohnerachtet blieb, und bei einigen fing der Hunger an, mächtig zu wirken. Zurückzukehren nach Hauſe war nicht gut ausführbar; denn wie hätte man in dem Gedränge den Wagen finden, oder bei dem

Wiederkommen zum Feste die Pforte der Tuilerien erreichen können? Es blieb daher nur übrig, auszuharren. Bei vielen sanken die Kräfte immer mehr. So sah unter andern der dänische Gesandte v. Dreyer seiner nahen Auflösung entgegen. Eigentlich mehr aus Scherz als aus Bedürfniß hatte S. in seinen Wagen einen gebratenen Kapaun und eine Bouteille Burgunder aufgenommen, und verhieß selbige demjenigen als rechtmäßige Beute, welcher durch das Gedränge hindurch den Wagen entdecken und die Lebensmittel an sich nehmen würde. Zwei Ritter fanden sich bereit dazu, von welchen der eine der General W....., der andere, wenn S. nicht irret, Cz..... war. Triumphirend kehrten sie zurück und der kleine Vorrath war in kurzem verschlungen, ohne die mindeste Theilnahme von Seiten S's, der sich mit der gewiß seltnen, vielleicht bis dahin unerhörten Ehre begnügte, in Frankreichs erstem Palaste den Gesandten der europäischen Mächte bei der größten Feierlichkeit des Reichs Kapaunen und Burgunder vorgesetzt zu haben. Indessen hatte die Stunde des Mittagsmahles Abends um 7 Uhr geschlagen; aber die Töne derselben luden allein die Neuvermählten und die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte

zum Genusse ein. Alle Uebrigen, selbst der österreichische Botschafter, die Frauen und die Fürstin Taxis nicht ausgenommen, befanden sich in unfruchtbaren Logen, um vom Dampfe zu leben, durch die Götterkost verbreitet. Ein Feuerwerk sollte den festlichen Fasttag beschließen und gegen dieses hatte der Himmel sich erklärt. Es wurde nur der Nase, nicht den Augen abgebrannt. So war es 11 Uhr Nachts geworden. S. fand den hannöverschen Ompteda (nachmaligen Gesandten in Rom) und verschwor sich mit ihm, nach gerochener Mahlzeit und Feuerwerk bei einem Restaurateur materiell zu speisen. Um Einiges von der Beleuchtung zu sehen, wurde beliebt, zu Fusse zu wandern, und dieses war lohnend, wenn auch nicht durch den Lampen-Anblick. Die in den Straßen zirkulirende Menge beobachtete die Weise der Gebildeten in einer großen Versammlung. Man sprach nur leise, kein Jauchzen ertönte, und wer zufällig den Andern im Vorbeigehn berührte, bat dringend um Entschuldigung. Die Polizei hatte bei dieser Gelegenheit ein Meisterstück vollführt, indem sie die in jedem Viertel als vorzugsweise muntern Geister Bekannten im Namen des Kaisers zu für sie angestellten Mahlen hatte einladen lassen. Die aus-

erwählten Frohsinnigen, gerührt durch diese Auszeichnung, hatten sich eingefunden und in Freude das Mahl zu sich genommen, als sie nun aber den eigentlichen Ausbruch derselben der Straßen-Freiheit gönnen wollten, da wurde ihnen höflichst bedeutet: Kaiserliche Majestät würden es mißfällig vernehmen, wenn sie so früh sich entfernten, und so mußten die Freudigen fortfahren, sich nur mit einander zu freuen.

Napoleon hatte frühzeitig es der Kaiserin vorgeschrieben, keineswegs Josephinen in der Vertraulichkeit ihres Umganges mit ihrer Umgebung nachzuahmen. Der Zauber der letzteren und die Art desselben fehlten ohnedies der Nachfolgerin. So bildeten früh sich Klagen über österreichischen Stolz und Härte, und wie Marie Louise in der übernommenen Rolle vielleicht das Maaß verfehlt hatte, so ging das Publicum von der Erzählung vom Stolze auch zu der von kleinen Grausamkeiten über. Dagegen verband die zärtlichste Liebe die Neuvermählten; denn die Kaiserin war gleichfalls überglücklich und selbst eifersüchtig, wenn Geschäfte den Kaiser ihrem Umgange entzogen. Sie weinte dann und dieses gab Napoleon späterhin die Veranlassung, zu sagen: „Les Princesses d'Allemagne, elles sont toutes larmoyantes.“

Zehntes Kapitel

S. Reise nach Paris. — Ueber den hinterlassenen Schatz Napoleons. — Rückreise. — Reise nach Wien. — Weimar. — Göthe. — Auszüge der verhandelten Noten in Wien. — Feindselige Stimmung der Congreß-Mitglieder gegen einander. — Pläne und Besorgnisse, welche daraus hervorgehen. — Die endliche friedliche Vereinigung Aller.

Gebrochen war endlich die lange Kette der Siege Napoleons durch den Verlust, welchen er in Rußland erlitten hatte, und hingewiesen nach einer Felsen-Insel im Mittelländischen Meere derjenige, welcher bis dahin der mächtigste Monarch der Erde gewesen war. Auch über Teutschlands künftige Stellung sollte nun entschieden werden, nicht allein über äußere politische, sondern auch über innere staatsrechtliche Verhältnisse. Je mehr der Pläne vorhanden waren und täglich sich noch vermehrten, welche alle des Gesammt-Vaterlandes Wohl fest begründen sollten, um so wichtiger

schien es S., daß Mecklenburg über dergleichen nicht eine Verfassung einbüßete, welche bei manchen Mängeln dennoch im Wesentlichen die Weisheit so vieler Bestimmungen in derselben bereits beurkundet hatte. Er besprach sich hierüber mit einigen Gliedern des engeren Ausschusses; die sogenannten Confidentioren wurden gewählt und es kam zuletzt dahin, daß S. den Auftrag übernahm, an Ort und Stelle zu beobachten, besonders immer im Bezuge auf Mecklenburg, was in dieser Hinsicht beliebt werden möchte. Vorbehalten blieb, erforderlichenfalls handelnd aufzutreten, wozu es indessen nicht kam. S. durfte diesen Beruf annehmen, da, wie aus dem Folgenden sich ergiebt, er für diesmal keine landesherrlichen Aufträge hatte. Für Reisekosten wurde ihm das, was in solchen Fällen üblich ist, ausgesetzt. In einer Periode wie diese, wo nur zu lange getragene Ketten abgeschüttelt waren und der Lorbeerkranz die bis dahin immer Besiegten nun als Sieger schmückte, wo von neuern Bestimmungen über die inneren Verhältnisse Teutschlands die Rede war, hätte S. unmöglich nur der Hüter seiner Felder und Heerden bleiben können. Nachdem S's häusliche Verhältnisse für seine längere Abwesenheit eingerichtet waren, reiste

er nach Paris. Er glaubte nun, dem Mittelpunkte der Geschäfte sich nähern zu müssen und begab sich über Hannover nach Frankfurt a. M. Am ersteren Orte wollte der Minister v. d. Decken in ihm einen Hauptkünstler bei der Reorganisation erblicken und beschwor ihn, mit Thränen im Auge, das Wohl des Ganzen nie aus den Augen zu verlieren. Anders war es in Frankfurt a. M., von wo der Staatskanzler bereits nach Paris abgereiset und der schwere Minister von Stein allein daselbst lastete. Berüchtigt war er dort bereits durch seinen eisernen Scepter, welchen er über Alle ausdehnte, drückend durch Materie und Form. Als ein Alleinherrscher stand der Reichsfreiherr da, in der Rolle eines Raabweisers, gegen welche wohl Viele ansprengten.

In Paris dreheten sich die Geschäfte wie in einem Wirbel, und der Leitung der Last des in Bewegung gesetzten Stoffes war keine menschliche Kraft mehr gewachsen. Der benutzte Zufall und die List hatten eigentlich eben so vielen Antheil an der Schöpfung der endlichen Resultate, als die menschliche Klugheit. Die Pläne der Verbundenen durchkreuzten sich nicht allein oft, sondern es gab sogar Extreme in selbigen, wie Schonung Frankreichs und

möglichste Schwächung desselben. Die Teutonen auf den Kathedern und in den Wein- und Bierzimmern empfanden es sehr übel, daß Frankreich nicht in engere Gränzen noch beschränkt wurde, als es endlich geschah. Allein diese berauscht-rauschende Weisheits-Helden kannten die Lage der Dinge nicht. Von den mehreren Partheien in Frankreich für Ludwig XVIII., für einen der Orleans, für Napoleon, für dessen Sohn, selbst für Eugen Beauharnois, war grade die erstere die schwächste und dennoch konnten die Verbündeten nur mit Ludwig XVIII. die Legitimität, die Ruhe in Frankreich und Europa wieder herstellen. Für ihn allein sprach entscheidend das Recht, für die Uebrigen nur die Gunst der Meinungen, einseitiges Interesse, oder der Nachhall der revolutionairen Stimmung. Sollte er aber wieder hergestellt werden, so durfte es auch nicht den Schein gewinnen, als habe er diese Rückkehr auf den Thron der Väter durch die Vernichtung Frankreichs erkauft. Andrerseits würde die Theilung einer größeren Beute noch größeren Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn, und so hätten Friedensunterhandlungen bürgerliche Kriege in Frankreich geweckt und die Verbundenen selbst zuletzt entzweiet. Groß genug war die Wunderthat, daß

trotz so mancher Veranlassungen zum Gegentheile sie bis dahin verbunden geblieben waren, und diese ging eigentlich von der Persönlichkeit der Regenten aus. Die Milde und ein gewisses Ritterartiges kam diesmal hauptsächlich aus Rußlands Norden her. Der König von Preußen war von seinem kaiserlichen Freunde gewissermaaßen freundschaftlich unterjocht; Oesterreich schwankte und hätte, nachdem es selbst sich entschädigt, die Kaiser-Tochter und deren Sohn wohl eben so gern als einen Bourbon auf Frankreichs Thron erblickt; England hätte zwar gern Frankreich geschwächt, aber ungern die größeren Kontinental-Mächte noch mehr auf dessen Kosten verstärkt. Die französische Diplomatie, Talleyrand an ihrer Spitze, fand in diesem Gewirre mehr als einen Faden zu der Verstärkung ihres künstlichen Gewebes.

Merkwürdig war in dieser Periode die Physiognomie von Paris selbst, verglichen mit der zu Napoleons Zeiten. Statt des frohen Gewühls im Streben nach Vergnügungen die buntfarbigen Sieger in den Straßen, an öffentlichen Orten stolz umher ziehend, der Berliner breite und der Süddeutschen vollbackiger Dialekt vorlautend an den Ufern der Seine und an den Trinktischen des Palais royal; die lau-

ten Siegeserzählungen der Verbündeten und der oft ausbrechende Ingrimm der Besiegten; der Degen und auch die Faust im Kampfe. Man behauptete, daß 15,000 Offiziere von der damals größtentheils aufgelösten französischen Armee in Paris anwesend wären. Die Pariserinnen, in deren Vorzimmern die Kosaken hauseten, und die, wenn sie ihre eleganten Wohnsitze verlassen wollten, die zarten Füße über ruhende Barbaren hinwegheben mußten. Die zahlreiche Klasse der Oeffentlichen, die, entzückt über die neue Freuden- und Erwerbs-Quelle, sich manche auf dem Schlachtfelde gemachte Beute wieder zurückeroberte. Ungleich stärker pochte der Ingrimm in den Herzen der Franzosen, als der Uebermuth in dem der Verbundenen. Letztere duldeten selbst manchen Druck und speiseten aus mehr denn spärlichen Küchen, obgleich den Franzosen in Teutschland auch ein gedehnter Küchenzettel nicht genügt hatte. Ein großer Ball wurde in St. Cloud gegeben, von den Verbündeten veranstaltet, in eben den Zimmern, wo früher S. Napoleon in der Fülle der Kraft und von Herrlichkeit umstrahlt, erblickt hatte. Nun war dort auch nicht einmal seine wahrscheinlich letzte Geliebte außer der Reihe, die reizende Gazzani, sein Eigen-

thum geblieben, denn ihr huldigte auf den Trümmern des Gestürzten der jedem schönen Augenpaare huldigende —. Auch Josephine sank, als ihr Schützling gefallen, von Vielen betrauert, weil sie oft mit den Weinenden geweint hatte. Alexander ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, die Welt von seiner Ritterlichkeit gegen das schwächere Geschlecht sprechen zu hören und dem Leichenzuge folgte in der Erinnerung froher Stunden der damalige Erbprinz von ....n. Dem Manne, welcher allein den kolossalen Kaiser-Palast gebauet und gehalten hatte, dem stürzte, als er fiel, nun dieser nach und begrub in seinen Trümmern das Große wie das Kleine, was er enthielt. Was da war, lebt nun allein noch in den Annalen der Geschichte. Daß indessen so viel Ströme von Menschenblut vergeblich geflossen seyen, läßt sich keinesweges behaupten. Nicht allein alte Formen wurden zerstört, nein, ein neuer Geistesflug hatte sich gebildet. Anfänglich im Sturme getrieben in die nicht zu berechnenden Höhen des Unermeßlichen, hatte er zuletzt der Region der Wahrheit sich wieder genähert. Vermag er es, in dieser sich schwebend zu erhalten und entfernt zu bleiben vom Alltagsstaube, dann war die Revolution ein Mittel, dann war Na-

poleon ein Werkzeug der Vorsehung, um dem Menschengeschlechte neue Kräfte, neues Glück und eine höhere Bestimmung zu bereiten. Hatte damals Napoleon gegen seinen früheren Besitz nur Felsstücke gerettet, so war das Loos der Seinigen ein besseres. Man sprach zwar viel von dem plötzlichen Bankerotte eines James, welcher mit großen Schätzen sich in Brest eingeschifft hätte, von 13 Millionen Franken, die Marie Louise mitgenommen und von welchen die Madame Mère, Joseph und Louis Napoleon jeder eine Million erhalten sollte. Allein Ludwig XVIII. fand dennoch im Schatze der Domaine extraordinaire 400 Millionen in Dokumenten und 17 Millionen baar, nach Abzuge obiger 13 Millionen.

S. schied diesmal mit mehrerem Behagen als sonst aus Paris, durchreisete die Gegenden, welche noch die Spuren des früheren blutigen Kampfes an sich trugen, und kehrte für kurze Zeit auf seine Güter zurück. Für das von S. übernommene Geschäft hatte in Frankfurt und Paris wenig geschehen können, was freilich Niemand vorherzusehen vermochte. Erst späterhin ward die Verhandlung über Teutschlands künftige Gestaltung nach Wien hin verwiesen. Nach neu erhaltener Instruktion reiste S. seiner neuen

Bestimmung entgegen. Sein Weg führte über Berlin und Weimar. Dort fand er den nachmaligen Gesandten in Madrid, den Baron Friesen und den Göttinger Professor Sartorius. Letzterer sollte den Herzog nach Wien begleiten und erblickte im Geiste seinen akademischen Katheder in die Mitte der lauschenden Kongreß-Versammlung hingestellt. Die künftige Verfassungs-Urkunde hatte er vollendet bei sich. Sie wurde gelesen, geprüft, schicklich gepriesen, kam aber in Wien nicht zum Vorscheine. Der Verfasser selbst irrete dort trostlos umher unter Klagen, daß er nicht erfahren könne, was eigentlich vorginge, und als er der Klagen überdrüßig geworden war, kaufte er der Gattin einen türkischen Shawl und kehrte, sich selbst im Stillen und laut belobend, zum Katheder an der Leine zurück.

In Weimar war Alles in der Erwartung des Kaisers Alexander. Die Sehnsucht nach ihm nahm zu mit jeder Stunde über die des Mittagessens hinaus, zu welchem er erwartet wurde, und als endlich die eilfte des Abends geschlagen hatte, da schlichen mehrere in die Hofküche hinab und unterhandelten mit dem fühlenden Koche. Dieser harrenden Versammlung wohnte auch Göthe bei und S. benutzte

die Gelegenheit, um ihm ein Gespräch abzugewinnen. Für Göthe war es ein Tag der sprechenden Laune, und so fiel auch das Gespräch auf S's Sinn für Geschichtsreliquien, auf das wurmstichige Gesims aus dem Schlosse Habsburg, auf den Westenschoos des Grafen Adam Schwarzenberg u. dergl. Göthen war dieser Sinn erklärt, ja er empfand ihn mit, und zum Beweise erbot er sich, S. seine Sammlung von Autographa zu zeigen. Nach zwei hiebei am folgenden Tage verflossenen Stunden war man bis zu dem Buchstaben C gekommen. Der Geist des Sammlens wohnt übrigens Göthen bei. In der Folge verehrte er S. auf dessen Gesuch ausführliche Handschriften von sich selbst und von Schiller, von dem letzteren zum Theil ungedruckte Xenien, wogegen der Empfänger eine Handschrift Friedrichs des Großen an Göthe abtrat.

Ueber das Culmer und Colliner Schlachtfeld, die einstigen Zeugen preußischen Muthes, Unglücks und Glücks, über Prag, in seiner reizenden Umgebung und zierlich erhaltenen Alterthümlichkeit, reisete S. nach Wien. Schön war das Ziel; denn in demselben befanden sich der Anblick der großen Zeitbegebenheiten und durch R...'s Aufenthalt dort, als ..... Gesandter, der Genuß der Freundschaft mit einander verbunden.

R....g befand sich dort mit seiner Familie, die einen Kreis von Liebenswürdigkeit bildete, in welchem auch S. willkommen eintrat.

Unterhandlungen und Festlichkeiten bildeten nun ein Gewinde bald von Blumen, bald von Dornen. Alles entwarf Pläne; denn das Entwerfen von Verfassungen ist ein Kinderspiel geworden, seitdem man begriffen hat, daß es dabei mehr auf Zerstören des Vorhandenen, als auf Schöpfung eines Besseren ankomme.

Bei allem schien S. eine der Hauptschwierigkeiten immer die zu seyn, wie Kolossen mit Myrmidonen in einem und demselben Bunde neben einander stehen könnten, ohne daß letztere von den ersteren getreten würden. Da glaubte er folgenden Ausweg gefunden zu haben.

Eigentliche Bundesglieder werden allein sämmtliche Fürsten von mittler oder geringerer politischer Kraft, mithin sind mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen sämmtliche Uebrige des Bundes Eidgenossen.

Die größeren, als Oesterreich und Preußen, sind nur die Bundesgenossen jener Eidgenossen, von jenen ersteren die letzteren unabhängig gehalten, auch durch eigne Kraft, mehr aber noch durch die gegenseitige Ei-

ersucht sowohl der Bundesgenossen selbst, als der übrigen europäischen Mächte, ohne welche nie ein teutscher Bund, von allen Fürsten geschlossen, bestehen kann, noch bestehen wird. Das System jener Eidgenossen wäre das einer bewaffneten Neutralität gewesen. Sie würden Alliirte des Feindes dessen werden, welcher sie angriff, und nähmen keinen Antheil an dem Kriege der Bundesgenossen, welchen diese als Kontinental-Mächte führten. Leichter würde auf diesem Wege auch eine zweckmäßige innere Organisation erreicht worden seyn und Central-Punkte, welchen alle Eidgenossen unterworfen, wären nicht blos gedenkbar, sondern auch ausführbar gewesen. Freie Repräsentationen könnten begründet, die bestehenden aufrecht erhalten werden. Das Erlöschen der früheren Kaiserwürde, von Vielen in mancher Rücksicht großmüthig bedauert, könnte Gelegenheit geben, eine neuere zu begründen. Ohnedies stimmten darin Viele für Baiern. Es ist hier nicht der Ort, jenen Gedanken ausführlich zu entwickeln; allein es schien, als könnte auf ihn als eine wesentliche Grundlage Sicherstellung und Ordnung begründet werden.

Gewissermaaßen unmöglich ist es, hier die mancherlei Ideen vorzutragen, welche von den zu Vor-

ſchlägen Berufenen, ſo wie von ſolchen, welche ſich zu dergleichen ſelbſt berufen hatten, anempfohlen waren.

Am thätigſten hatte ſich hierin der Miniſter — gezeigt. Dieſem Manne, ſo reich an einzelnen originellen, auch kühnen Anſichten, an Kenntniſſen, an Witz, gebricht es aber an Grundſätzen, an Grundempfindungen, und ſein Charakter war eigentlich der, keinen Charakter zu haben. Er leuchtete, ohne zu erwärmen, und hatte das Mißtrauen aller Parteien, ſelbſt das des Königs gegen ſich. Beſonders die Mindermächtigen hingen dem Wunſche der Wiedererweckung der Kaiſerwürde an. Die Mehrzahl beſtimmte ſelbige dem Hauſe Oeſterreich, Andere dem preußiſchen, noch Andere dem baierſchen Throne. Allein bei dieſen Auserwählten wurde keine Neigung bemerkt, ſich den koſtbaren Glanz anzueignen, auch ſtand die einmal übernommene väterliche Verpflichtung wohl manchen Plänen entgegen, welche der Nachbar leichter gegen den Nachbar, als der Vormund gegen Pflegbefohlne ausführen konnte. Auch kam eine Tetrarchie in Vorſchlag, gebildet von 4 Protectoren des Bundes, Oeſterreich, Preußen, Baiern und Hannover. Hier wollte aber Baiern nicht ſchützen und

Würtemberg nicht beschützt seyn. Gänzlich mißfiel der Humboldische Vorschlag einer Ernennung von Kreis-Vorstehern, wenngleich diese der Aufsicht des ersten Rathes untergeordnet seyn sollten. Der Souverainitäts-Schwindel hatte vorzugsweise die in den letzteren Zeiten mehr empor gekommenen Reichsfürsten und auch manche der kleineren ergriffen, welche den Nachen ihres Staats im Schiffbruche gerettet sahen. Vor allem war das Bundesgericht ein vieleckiger Stein des Anstoßes; so auch, wenngleich im mindern Grade, die künftige Stellung des mediatisirten Oesterreich, Rußland, Frankreich, England, Preußen, welche bei diesen Verhandlungen nicht allein die 5 größeren Mächte waren, sondern sich auch so nannten. Ein neuer Anstoß für die Uebrigen, so besonders für Baiern. Letzteres wurde bei dem Congresse durch den Fürsten Wrede vertreten, dessen Ideen und Formen mehr die eines obersten Feldmarschalls am Tage der Schlacht, als die eines Unterhändlers waren. Baiern trifft der Vorwurf, dem Gelingen manches Guten entgegen gestanden zu haben, und man nannte es das junge Preußen im Süden. Der König von Würtemberg schilderte sich selbst in einer Aeußerung gegen den von Baiern, wenn er sagte: „Executons nous, et don-

nas plus-tôt une constitution, qui de la recevoir de Stein.“ Den Kleineren und Mindermächtigen blieb der Gang der Unterhandlungen der Größeren sehr lange fremd. Dann bildeten sie einen besondern Kreis, um sich gegenseitig zu berathen. Allein lange waren die Verhandlungen über die Entschädigungen und Vergrößerungen der Mächtigen Hauptgegenstand der Geschäftsführung, bis endlich Preußen durch eine Note vom 4. Febr. 1815 die Gesammt-Berathung wieder bewirkte; jedoch in der Art, daß die Mindermächtigen durch eine selbst gewählte Deputation sich vertreten ließen. Den eigentlichen Zankapfel hatte Rußland hingeworfen durch die vorzüglich früherhin zu Kalisch den 25. Mai 1813 für sich ausbedungenen Vergrößerungen in Polen. Zu selbigen sollte besonders Preußen die Opfer bringen. Metternich konnten die Folgen unmöglich verborgen geblieben seyn und er war sogar auf selbige auch aufmerksam gemacht worden. Allein seine Besorgnisse, die Coalition damals zu trennen, hatten ihn bestimmt, sich über die sonstige Zukunft hinwegzusetzen. Der größere Theil der über diesen Gegenstand in Wien damals gewechselten Noten befindet sich in S's Händen. Aus selbigen ergiebt sich Folgendes,

indeſſen hauptſächlich, jedoch nicht ausſchließlich in Bezug auf Polen und Sachſen:

1) In einem vertraulichen Schreiben von Caſtlereagh an Hardenberg vom 11. October 1814 erklärt ſich dieſer unter andern dahin:

„Was Sachſen anbelangt, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich, wenn die Einverleibung der Geſammtheit dieſes Landes der preußiſchen Monarchie nothwendig iſt, um Europa die Wohlthat der Selbſtſtändigkeit ꝛc. dieſer Monarchie zu ſichern, keine moraliſche oder politiſche Abneigung gegen dieſe Maaßregel in mir ſelbſt finde, ſo betrübend es auch für mich iſt, dieſen alten Regentenſtamm ſo tief gekränkt zu erblicken. —“

Der übrige Theil dieſes Briefes enthielt ausführliche Beweisgründe, weshalb der König von Sachſen völkerrechtlich den Verluſt des Königreichs verwirkt habe.

2) Dieſelben Grundſätze ſind mit Lebhaftigkeit in einer ſogenannten Note verbale ausgedrückt, ohne Datum, von demſelben Verfaſſer.

3) In einem vertraulichen Briefe Metternichs an Hardenberg vom 22. Octbr. 1814 wird vorgetragen,

„daß, wenn die Einverleibung des geſammten Sach-

sen unvermeidlich wäre, diese wenigstens mit den übrigen Territorial-Vertheilungen in Teutschland verbunden werden und Verständigungen vorbehalten bleiben sollten als:

Ueber Gränzpunkte, über den Vertheidigungs-Zustand einiger Städte, über den Handel und die freie Elbschifffahrt. — Eventual hatte also Oesterreich die Besitzergreifung des gesammten Sachsens zugestanden.

4) Vom Novbr. 1814 und gerichtet an die Fürsten Metternich und Hardenberg, von den sogenannten Minder-Mächtigen.

In diesem beschweren sich die Letzteren, daß sie noch nicht zu den Berathungen über die künftigen Verhältnisse Teutschlands zugezogen worden seyen, und verlangen diese Zuziehung. Die Nützlichkeit eines gemeinsamen Oberhaupts wird dargestellt und die Bereitwilligkeit zur Einführung landständischer Verfassungen erklärt, wo selbige noch nicht beständen.

5) Der russische Botschafter erklärt in einer vertraulichen, an Preußen und Oesterreich gerichteten Note vom 11. Novbr. 1814, Rußlands Beifall in Beziehung auf den Plan des Bundes, welchen die Höfe von Wien, Berlin und Hannover entworfen hatten. Er verheißt Rußlands Dazwischenkunft, wenn

solche erforderlich würde, damit jener Plan allgemein angenommen werde.

6) Note des Hannöverschen Cabinets-Ministers Grafen von Münster an die Gesandten der Minder-Mächtigen, welche ihm zur Vorlegung an den damaligen Prinz-Regenten eine Abschrift von Nr. 4. mitgetheilt hatten. Aus derselben ergiebt sich, daß England früherhin die Niederlegung der Kaiserkrone als erzwungen angesehen und nicht anerkannt hatte. Aller angewandten Mühe ohnerachtet hatte es M. nicht gelingen wollen, Oesterreich zu bewegen, die Kaiserkrone wieder anzunehmen, so daß endlich im Pariser Frieden, welchem Großbrittanien und Hannover beitraten, festgesetzt worden war: Die unabhängigen Staaten Teutschlands sollten durch ein Föderationsband vereinigt werden. Zuletzt macht M. darauf aufmerksam, daß der neuen Kaiserwürde nicht allein Rechte, sondern auch Mittel ertheilt werden müßten, um mit Nachdrucke handeln zu können.

Allerdings war dieses der schwierigste Punkt und eigentlich der, welcher den nach Souveränität Strebenden am meisten entgegen stand.

7) Hardenberg und Humboldt an Metternich den 4. Febr. 1815. Die Minder-Mächtigen hatten

am 2. Febr. 1815 eine Note eingegeben, in welcher sie darauf antrugen, daß der Teutsche Congreß nunmehr baldigst möge eröffnet und von den Bevollmächtigten der Teutschen Fürsten und Stände die Gegenstände der künftigen teutschen Verfassung mittelst seiner Berathung und Beschlußnahme verhandelt werden. Die Preußischen Bevollmächtigten sind bereit, ihre Vorarbeiten über jenen Gegenstand mitzutheilen und glauben, daß nunmehr das Zusammenwirken aller teutschen Fürsten und Stände nur wohlthätig für den Erfolg seyn könne. Sie tragen vor, daß die Fürsten und Stände, welche bisher keinen Antheil an den Verhandlungen genommen hätten, nunmehro, jedoch durch eine von ihnen selbst gewählte Deputation zum Beitritte zugezogen würden.

8) Der französische Botschafter Talleyrand an Metternich vom 19. Decbr. 1814. Diese Note ist in der Hauptsache gegen Preußens Vergrößerung in Sachsen gerichtet und gegen die andern mit rednerischer Emphase geschrieben. Sie bezieht sich auf eine mitgetheilte Note vom 10. Decbr. 1814 des Metternich an Hardenberg.

Das Oesterreichische System, welches früherhin Sachsen aufgegeben hatte, zeigte sich nun im entge-

gengesetzten Sinne und diesem pflichtete T..... bei, will Polen und Sachsen erhalten wissen und versichert, der König von Frankreich werde auch nicht durch sein Stillschweigen die Ausführung der gegen Sachsen gerichteten Entwürfe sanctioniren, vielmehr Oesterreich in dieser Sache nie verlassen. Es war bekannt, daß Castlereagh noch vor seiner Erscheinung auf dem Congresse im Widerspruche mit den übrigen Englischen Ministern entschieden gegen Sachsen gestimmt sey und so hatte dieses bei den Verhandlungen über sein endliches Loos nunmehr Oesterreich, Rußland, Preußen und England gegen sich. Talleyrand wandte sein möglichstes Bestreben an, um die Opposition in England in Bewegung zu setzen und dieses gelang ihm in dem Grade, daß Wellington nunmehr bei dem Congresse und zwar mit einer von der früheren sehr verschiedenen Stimmung auftrat.

9) Hardenbergs Note, von ihm selbst dem Kaiser Alexander übergeben und von diesem dem Kaiser Franz am 20. Decbr und an demselben Tage durch Lord Castlereagh dem Prinzen Metternich mitgetheilt.

Hardenberg beschwert sich, daß in einer Note Metternichs, in so weit selbige Sachsen betrifft, der Inhalt derselben durchaus dem aller mündlichen und

schriftlichen früheren Erklärungen zwischen Preußen und Oesterreich über diesen Gegenstand, namentlich aber dem von Nr. 3 entgegen sey; daß M. früherhin dem Könige von Sachsen nur einen Noyau lassen wollen, der aber jetzt $\frac{4}{5}$ von Sachsen begreifen solle, — daß Preußen eine Minderzahl von mehr als 1200,000 Seelen angewiesen werde. Hardenberg widerspricht einer Zerstückelung von Sachsen, als diesem Reiche selbst nachtheilig. — Hatte Preußen früher dem Könige Münster, Paderborn und Corwey mit 350,000 Seelen als Entschädigung angeboten, so wird jetzt, jenseits des Rheins, Bonn und eine verdoppelte Volkszahl angetragen — H. räumt ein, daß Dresden nicht befestigt, der Handel Böhmens und die freie Schifffahrt auf der Elbe nicht beeinträchtigt werden sollen — Polen betreffend bezieht er sich auf die früheren Unterhandlungen. — Baiern hätte allein der gänzlichen Einverleibung Sachsens widersprochen. Bei dieser Gelegenheit wird angeführt, daß letzteres überall für den Besitz von Anspach und Baireuth keine Rechtstitel besitze. (Dieses regte gewaltig auf).

10) Eine Zugabe des Freiherrn von Stein zu Nr. 9. Sie beweiset, daß der König von Sachsen völkerrechtlich den Verlust des Königreichs verwirkt

habe. Die Randnoten bei selbiger sind von Metternich. Letzterer beschuldigt in selbigen Preußen, daß es in Polen sich nicht verstärken wolle (welches falsch ist, denn vielmehr wollte Rußland von dem in Polen einmal Verlangten nichts zurückgeben). Wenn die Bevölkerung von Sachsen zu 2 Millionen Bewohnern angenommen wird, so sollen davon großentheils 450,000 unter andern als Entschädigung für Weimar und Coburg abgerechnet werden.

Dabei bemerkt Metternich: Man müsse voraussetzen, daß die Herzöge von Sachsen gerne auf Entschädigung Verzicht leisten würden, wenn das Königreich erhalten blieb.

11) Cirkular-Note des Lord Castlereagh an die Russischen, Preußischen und Oesterreichischen Geschäftsführer vom 12. Januar 1815.

C. widerspricht ausdrücklich der Errichtung eines mit Rußland verbundenen Königreichs Polen und erklärt sich für die Wiederherstellung desselben, als unabhängigen Staates. — (Der Inhalt dieser Note ist wohl hauptsächlich auf den Effekt berechnet, welchen selbige im Parlamente hervorbringen sollte.)

12) Der Russische Botschafter beantwortet am 19. Januar 1815 vorstehende Note und sucht zu

beweisen, daß die Errichtnng eines Königreichs Polen zu Gunsten Alexanders grade unter den jetzigen Umständen das Mittel sey, um den Zweck der Englischen Regierung zu erreichen. (Diese Note ist reicher an Phrasen als an Wahrheiten.)

13) Note von Metternich an Hardenberg vom 28. Januar 1815. Der Anfang derselben enthält den Grund, weshalb früherhin Oesterreich im Bewilligen lenksamer gewesen sey, nämlich die Besorgniß einer damaligen Trennung unter denjenigen, welche eben sich verbinden wollten. Die Tractaten von Kalisch und Töplitz hatten für die Wiederherstellung Preußens den Besitzstand von 1805 angenommen und die von Reichenbach und Töplitz Oesterreich gleiche Rechte zugeschrieben, ohnerachtet dieses 1805 sich bedeutend verkleinert und Preußen zu der Zeit sich am meisten vergrößert befand. M. behauptet, daß die Abtretung desjenigen, was Preußen erhalten wolle, geradehin dem politischen und Militär-Interesse Oesterreichs entgegen sey, namentlich wenn Sachsen mit Schlesien verbunden würde. —

Der König von Sachsen, nach dem Rheine hin versetzt, würde nur unter fremden Einflusse leben und dieses nachtheilig seyn, da der Besitzstand desselben ihm

daselbst auf einem Punkte angewiesen wäre, welcher für das gemeinsame Vaterland wichtig sey — Oesterreich will selbst von den 400,000 Seelen, die Rußland ihm abtritt, so viel abgeben, als die Vervollständigung der Preuß. Bevölkerung erfordert, wenn Rußland in demselben Verhältnisse Preußen an der Warthe verstärken will.

Begleitet ist diese Note von mehreren Berechnungen über den Verlust und die Entschädigung für Preußen.

14) Preußische Antwort vom 8. Febr. 1815 auf Nr. 13.

Die Besitzergreifung von Venedig sey überwiegend gegen den Verlust der Niederlande und in Schwaben, — Oesterreich gewinne mit Inbegriffe des den jüngeren Zweigen seines Hauses Zugetheilten gegen den Besitzstand von 1805 1,761,340 Seelen, — durch einen Besitzstand vom Niemen bis zur Mosel sey Preußen eigentlich geschwächt, — man habe den König von Sachsen in Italien (durch einige Legationen) und in Westphalen entschädigen wollen, — nach dem österreichischen Projekt würde Preußen in Sachsen an seinem Antheil nur 1946 Bewohner auf der Quadratmeile erhalten, wogegen Sachsen 3660 Bewohner auf der Qua-

dratmeile rettete. Von 28 Städten in Sachsen würden diesem 20 mit 198,294 Bewohnern verbleiben, Preußen nur 8 mit 42,727 Bewohnern erhalten, — Preußen nimmt Leipzig in Anspruch, als eine der beiden Hauptstädte Sachsens, — es ist bereit, die Vergrößerungen am Rhein abzutreten, wenn das gesammte Sachsen ihm zugesprochen wird, will auch jene gegen minder bedeutende Länder vertauschen, wenn diese nur dem Stammlande nahe liegen, — Rußland will allein die Stadt Thoren und den Umkreis derselben an Preußen abtreten, — England will Preußen auf dem linken Rheinufer 50,000 Einwohner abtreten und mit dem Minimum für Hannover, welches ihm der Traktat bestimmt, von 250,000 Bewohnern zufrieden seyn, — Leipzig soll Sachsen gelassen werden, — Sachsen soll eine Bevölkerung von 1,182,868, Preußen eine solche von 855,305 Bewohnern erhalten und behalten. Letzteres verlangt die Hälfte des Fuldaer Landes, indessen die andere Hälfte dem Herzoge von Weimar von Rußland verheißen wird, außer 50,000 Bewohnern, welche Preußen ihm versprochen hat, — Preußen will die Mediatisirten und deren Lande als Entschädigung nicht annehmen, um seine früheren Mitstände nicht zu unterdrücken. Dieser Note sind mehrere Tabellen über

den österreichischen, so wie über den preußischen Verlust und die Entschädigung beigefügt.

Vorstehender Auszug der Noten entwirft ein im Wesentlichen vollständiges Bild des derzeitigen Ganges der Unterhandlungen.

Oesterreich hatte bei Gründung der Coalition gegen Frankreich Vergrößerungen in Polen dem Kaiser Alexander, hauptsächlich auf Kosten Preußens zugestanden. Eine Folge hievon mußte Sachsens Fall seyn; denn woher sollte der Entschädigungsstoff für Preußen hergenommen werden? In den früheren Traktaten war Preußen nicht allein eine Wiederherstellung nach der Zahl der 1805 den Staat bildenden Bewohner, sondern eine in aller Rücksicht geographische Staats-Ründung verheißen worden. Noch am 22. Octbr. 1814 war Metternich der Einverleibung Sachsens nicht durchaus entgegen, räumt selbige wenigstens zuletzt ein, wenn sie unvermeidlich sey, bedingt allein die Nichtbefestigung von Dresden, die Nichtbeschränkung des böhmischen Handels und die freie Elbschifffahrt aus. So hatte Preußen die Stimmen gesammter größeren Mächte mit alleiniger Ausnahme Frankreichs für sich. Bei Ludwig XVIII. mag die Neigung entschieden haben, in einem, möglichst

dem bisherigen Napoleonischen Geiste entgegen stehenden Tone, sich gleichsam puristisch-völkerrechtlich auszusprechen. Allein es entschlüpfte auch dem zweiten französischen Botschafter Dalberg in einem Gespräche mit S., in welchem dieser ihm die Frage aufgeworfen hatte: Weshalb Frankreich nicht lieber Sachsen als Preußen gränznachbarlich begrüßen wolle, die Antwort: Frankreich muß wieder Krieg haben. Es muß die Armeen beschäftigen und die Aufmerksamkeit von dem Innern ableiten. — Vielleicht lag selbst im Hintergrunde der Plan, in diesem Kriege, durch welchen Frankreich wohl nie von dem ihm in Paris Zugestandenen verlieren konnte, manches wieder zurückzuerhalten. Das Königreich der Niederlande konnte ja im preußischen Westphalen Entschädigungen empfangen. In dieser Lage bearbeitete Talleyrand die englische Opposition. Ohne den Rücktritt Oesterreichs durfte Frankreich sich wenigstens nicht so bestimmt, als in der Note vom 19. Decbr. geschieht, ausgedrückt haben. So erblickte nun Preußen plötzlich Oesterreich und Frankreich und bald nachher auch im Gefolge der französischen Aufregungen England gegen sich, als Wellington als Unterhändler auftrat. Auch Baiern stellte sich laut entgegen in der Hauptsache

wohl, weil es Sachsens Nähe der preußischen vorzog. Immer deutlicher bildeten sich zwei Parteien einander gegenüberstehend, auf der einen Seite allein Rußland und Preußen, auf der andern Oesterreich, Frankreich, Holland, Hannover, Baiern, Braunschweig, und kam es zum Kampfe, so hätten diese auch das übrige nicht-preußische Teutschland mit sich fortgerissen. In den so eben erhaltenen, so wie in den verlangten Provinzen fand Preußen bittre Feindschaft. Eine heimlich von Düsseldorf abgesendete Deputation an den König von Baiern trug diesem den Wunsch der Wiedervereinigung von Jülich und Berg dringend vor. Mehrere der Rheinprovinzen wären in Rücksicht der Handelsvortheile am liebsten französisch geblieben und würden bereitwillig sich diesem Westen wieder angeschlossen haben. Sachsen an sich, höchlich aufgereizt, wurde auf alle Weise, so auch durch die Geistlichkeit von der Kanzel gegen Preußen erbittert. Die hannöverschen Truppen nahmen bereits im voraus Stellungen ein, um die Verbindung der westphälischen und Rheinprovinzen mit dem Mutterlande zu trennen. Die Baiern sollten 60,000 Mann stark durch das bewaffnete Sachsen, mit diesem die Stammländer und Oesterreich Schle-

sien angreifen. Der Herzog von Braunschweig zitterte vor Ungeduld, mit 10,000 Braunschweigern in die alte Mark einzudringen. Auf der andern Seite sollten die Russen gegen Böhmen und Gallizien, die Preußen gegen die Elbe und den Rhein vorrücken. Jede Parthei triumphirte im Voraus laut und die Russen, noch Gäste des Kaisers in der Hofburg, ließen sich öffentlich verlauten: In wenigen Wochen würden sie als Eroberer derselben über die Art ihres Empfanges selbst gebieten.

Schauder erregend war diese Periode vor allen für jeden Preußen, allein auch für jeden Teutschen; denn der Sturz des erstern, der Ruin des letzteren konnte möglich seyn und beides in einem Momente, wo die Segnungen des Friedens endlich wieder beginnen sollten. Wiederkehrende Sorgen weckten S. mit jedem wiederkehrenden Morgen, bis endlich der anbrach, wo die wonnereiche Nachricht einging, die Partheien hätten sich endlich vereinigt. Merseburg, Naumburg, Zeiz und anderes in der Lausitz hatten endlich den Ausschlag für den Frieden gegeben und diesem brachte selbst Rußland durch Thoren und die Umgegend einige Opfer, sehr unbedeutend gegen Polens Hekatomben, welche es sich größtentheils angeeignet hatte.

Elftes Kapitel.

Napoleons Rückkehr von Elba und der Eindruck derselben auf die Congreßmitglieder. — Freiin von ..... — Feste und Bemerkungen über einige gekrönte Häupter. — Metternich und seine Verfolgung von Seiten Rußlands und Preußens. — Humboldt. — Talleyrand. — Castlereagh. — Stevart. — Lady Castlereagh. — von St... — Kaiserliches Fußwaschen. — Feldmarschall Ligne. — Kaiserliche Hofküche. — König und Kronprinz von Baiern. — Herzog von Dalberg. — Domherr Graf P. von P. — Solms Laubach. — Friedrich von Würtemberg. — Denkart über ständische Verfassungen und S.s Bemühungen dafür, vorzüglich in Beziehung auf Mecklenburg. — Aufbruch von den Verhandlungen und neue Kriegsrüstungen gegen Napoleon. — Graf Moltke. — Jüdischer Agent. — Familie R***g. — Abreise von Wien. — Töplitz. — Karoline Woltmann. — Bielke. — Schluß.

Dem in Elba lauschenden Napoleon war dieser Hader, selbst der für den Bruch bestimmte Tag, nicht unbekannt geblieben. Er erblickte nicht allein die

Möglichkeit der Rückkehr, sondern selbst die, nun Alliirte in einer oder der andern Parthei zu finden, seine Wiederherstellung mit diesen zu bewirken und das Verlorne wieder zu erobern. Wer vermag es, die Verwirrung nur zu fassen, in welche Europa nunmehr gestürzt worden wäre? Wer könnte die Wirkungen und den Ausgang dieser Sache berechnen?! — Hier rettete wiederum die Nähe der Persönlichkeit der Regenten und vor allen die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms. Von den Siegern war er allein der Büßende und das Resultat, daß er die Gegenwart der Zukunft opferte. Unvergeßlich bleibt der Tag, wo die erste Nachricht von Napoleons Ausbruch in Wien eintraf. — Ohnerachtet die Politiker gewöhnt waren, ihren Mienen zu gebieten, so war sie dennoch in selbigen deutlich zu lesen, am tiefsten eingegraben in Talleyrand's Zügen, am lautesten sich durch Stewart äußernd. Der so oft getadelte Entschluß der Achts-Erklärung gegen Napoleon war dennoch der weiseste im Bezuge auf die öffentliche Meinung, auf die Ueberzeugung der Wahrheit der erneuerten Verbindung gegen den Friedensbrecher und auf den zur Unmöglichkeit dadurch gewordenen Rücktritt, hätte er auch Vortheile verheißen.

Von dem Angstvollen der aufgeregten Erwartungen kehren wir auf einige Augenblicke zu S. zurück. — Er hatte anfänglich seinen Wohnsitz auf der rothen Thurm-Thor-Bastei gefunden. Ihn bestimmte dazu die freie gesündere Lage, die Aussicht nach der Donaubrücke hin — späterhin hauste er im Schatten des Stephans Thurmes. Seine Zeit gehörte dem Geschäfte — dann dem R...gschen Hause, der Wiener Umgegend und mehreren Bekannten an. Zu den letzteren gehörte die Freiin von ..... Schwester des damaligen Erziehers eines — Prinzen und der besonderen Huld der Kaiserin gewürdigt. Damals über die ersten Jugendjahre hinaus und dennoch jugendlich reizend erhalten, hätte sie „Perennis“ können genannt werden. In Wien blieb sie S.s Alleinherrscherin. Zufällig hatte er sie angeredet, bald einen schnellen und dennoch tiefen und ausdauernden Eindruck gemacht und durfte einer ungetheilten Empfindung ihrerseits versichert seyn. Im südlichen Oesterreiche entsprossen, entsprach ihre innere Bildung dem benachbarten Italien und mit dem Feuer der Bewohnerinnen dieses war teutsches Zartgefühl verbunden, so wie mit italienischen Gesichtszügen teutsches Colorit. Mit ihr und in dem geist-

vollen Zirkel, in welchem sie lebte, wozu auch die Generalin B. gehörte, brachte er glückliche Stunden zu und empfand oft, daß für den Mann der Umfang der Liebe eines wahrhaft fühlenden weiblichen Herzens unerreichbar wäre. Oft war er auch im Puffendorfschen Hause.

Die damaligen Feste sind durch Worte und durch Grabstichel geschildert und da sie fast alltäglich waren, so wurde auch der Eindruck derselben ein alltäglicher. Und trotz des eigenthümlichen Glanzes der Kaiserstadt, des hinzugekommenen durch den Congreß, erschien dennoch im Gegentheile von Paris in manchen Stücken Wien als eine Mittelstadt. Merkwürdig war bei den Hoffesten das Gedränge, in welchem Kaiser und Könige sich wie die Uebrigen befanden. Die äußere Haltung Friedrich Wilhelms wurde einstimmig für die würdevollste erklärt. Alexander wollte zu sehr französische Biegsamkeit annehmen. Franz der II. stellte den teutschen Hausvater dar und seine naiven, immer gutmüthig neckenden Scherze wurden wiederholt. Sehr unterrichtet, und dabei sehr wißbegierig war der Dänen König. War bisher von den gekrönten Häuptern die Rede, so folge hier einiges über einige ihrer Repräsentanten. Oben an muß

sich da Metternich befinden. Er hat in seinem politischen Leben die Fähigkeit bewiesen, gute Köpfe sich näher zu stellen und dieses ist allerdings, namentlich für einen dirigirenden Minister, nicht allein ein großes, sondern auch ein seltnes Verdienst. Mußten diese nach ihm und der Aristokratie in ihm sich modificiren, so nahm er dagegen von ihnen an.

Mit Preußens und Rußlands Herrschern hatte er zerfallen müssen, als er von der früheren zugestandenen Einverleibung Sachsens wieder abwich. Es war dieses so wenig ein Geheimniß, daß, als er Wien verließ, um mit dem Könige von Sachsen in Preßburg zu unterhandeln und diese Abwesenheit allerdings gegen ihn benutzt wurde, man fast laut sich es sagte, nun sey sein Sturz unvermeidlich und selbst die Seinigen glaubten dieses. Die Volksstimme in Böhmen hatte laut sich gegen ihn und Sachsens Abtretung durch ihn erklärt. Indessen blieb er in seiner Stelle, hauptsächlich durch den Kaiser allein in selbiger gehalten. Humboldt hatte das Zutrauen Aller, auch das des Königs eingebüßt. Talleyrand zeigte sich wie ein Mann im Galla-Kleide, den schmuzige Leibwäsche bedeckt. — Der Repräsentant des Reiches, von welchem Grundsätze der Zertrümmerung aller gegenseiti-

gen Rechte und Verpflichtungen der Völker gegen einander noch kurz vorher ausgegangen waren, der in dieser Periode ein eifriger Apostel des Sturms und der Vernichtung gewesen, sprach nun mit rednerischer Wärme von dem Prinzipe des Rechts und der Aufrechthaltung desselben. Dennoch blickte der — zu Zeiten hervor, so auch als vom Völkerrechte die Rede war, wo er sich äußerte:

A quoi le droit public? On fait la guerre aux succes, non aux principes.

Castlereagh stand da, in eben so schöner und edler Haltung, als Stevart in elendwidriger. Der letztere in dem Grade über das Schickliche hinaus, daß er unter andern bei einem Hoffeste vor der sitzenden Herzogin Beatrix stehend, seinen Fuß auf einen Stuhl neben selbiger hinsetzte, um seine Fußbekleidung bequemer in Ordnung zu bringen. Bei dem Gebildeten ging ihm dergleichen leichter hin, als bei dem Wiener Volke; denn so wurde er einst auf der Straße durch seine Veranlassung mit der Peitsche gemißhandelt. Da ergriff er den klügeren Theil und schickte am andern Tage dem, welcher ihn gezüchtigt hatte, eine Summe Geldes für die Züchtigung, die dieser von ihm St..... erhalten hätte.

Eine merkwürdige Unwiſſenheit über Teutſchlands Verhältniſſe mußte Caſtlereagh beiwohnen, wenn, wie verſichert wurde, er geglaubt hatte, daß Leipzig unter der Hoheit von Weimar ſtände. Vielleicht iſt dieſes daraus erklärbar, daß Viele in England nur Weimar als Sächſiſches Fürſtenthum kennen. Leopold von Coburg war damals noch nicht mit der Thron-Erbin von England vermählt. Wenn das Aeußere von Lady Caſtlereagh gemacht war, eine Botſchafterin zu ſchildern, ſo waren dagegen Gutmüthigkeit und entgegen kommendes Wohlwollen ihrem Herzen natürlich. Auch in ihrem Prunkzimmer erſchien ſie, wie eine für ihre Gäſte ſorgſame Hausmutter und dennoch mit Würde. Ihr, einer leidenſchaftlichen Liebhaberin von Hunden, erzählte S. von einem Hunde ungariſchen Geſchlechts, den der König von Baiern, gleichfalls ein Beſchützer dieſer Thiere, geſchenkt erhalten hatte. S. ſchilderte ihn ſo reizend, daß die Lady gleichſam für ihn entbrannte und wenn ſie ihn erſt beſäße, ihn mit Extrapoſt bis an das Meer befördern wollte. S. übernahm es, dem Könige den Fall vorzutragen. Seine Unterhandlung gelang, der Hund wurde ihm überliefert, eingeſperrt und am folgenden Tage ſollte er der Dame vorge-

gen Rechte und Verpflich… …cht brach der Erwar-
ander noch kurz vo… …die Fenſterſcheiben ſeines
ſer Periode ein … …ungarn zurück. .....s An-
Vernichtung… …kongreſſe von der früheren Höhe
von dem P… …und das Terrain ihm ungün-
deſſelben. … …den Kampf des Dazwiſchenwerfens
ſo auf … …nicht mehr zuließ. Er glaubte unter
ſich … …Hohenzoller nicht mit Achtung begeg-
A… …dürfen und als Letzterem von einem Un-
… …ein Stein in das Zimmer geworfen wurde
… …darüber beſchwerte, wurde ihm geantwor-
tet: „Es ſey dies ein Höflichkeits-Beweis des Mi-
niſters v. — geweſen, welcher auf dieſe Weiſe ſeine
Viſitenkarte abgegeben hätte.“ Von allen Feierlich-
keiten war für S. die rührendſte das kaiſerliche Fuß-
waſchen. Es wäre erklärlich, daß einem an dieſe
Ceremonie minder gewöhnten Proteſtanten ſelbige
überall rührender erſcheinen muß, als dem Katholi-
ſchen; allein hier lag vieles in der Art, wie die Kai-
ſerin ihre Rolle dabei ausführte. Ein wenigſtens
der Idee nach widerliches Geſchäft wurde durch die
Grazie, welche ſie ſelbigem lieh, ein reizerfülltes. S.
ſah ſie oft, nie aber reizender, als grade in dieſer
Beſchäftigung. Sorgfältiges Wohlwollen mit hoher

Anmuth gepaart war der Charakter des Ganzen, das in Fußwaschen, Speisen und Beschenken bestand. Die erste Fürstin der Erde befand sich da helfend, pflegend, unterstützend dem höchsten Alter gegenüber und den Unterschied des Standes und des Alters füllte der schönste Ausdruck der Menschenliebe aus! S. sagt nichts über den Kaiser, in eben diesem Geschäfte begriffen. Es war dasselbe und dennoch so ganz anders der Eindruck, weil der Handlung der Menschenliebe die Grazie fehlte. Auch der Greis, Feldmarschall Ligne, trug zu den Congreß-Feierlichkeiten durch die seines Begräbnisses bei. Er selbst hatte sich in dieser Art geäußert. Mit ihm wurde eine seltene Fülle geistiger Anmuth, welche lange seine Zeitgenossen erfreuet hatte, begraben, wogegen das Baar-Vermögen, welches man bei ihm fand, in wenigen Kreuzern bestand. Aus Neigung und mit inniger Rührung folgte S. der Leiche.

Das Gegenstück zu den Hoffesten war der Anblick der Hofküche in der Kaiserburg. Wenigen war eingefallen, die Werkstätte zu besuchen, wo die Tafelfreuden für so viele Kaiser, Könige, Fürsten und deren Gefolge bereitet wurden; aber den Urquell dieser Zauberwerke mußte S. beachten.

Einladend für den Genuß war der Anblick keineswegs. Da lagen die Leichen von Vögeln, von Fischen, von vierfüssigen Thieren unabsehbar aneinander gereihet. Mehrere Flammen-Pfuhle empfingen sie zu weiterer Bereitung. Köche und Küchenjungen liefen wie im Gewühl durch einander, gegen einander, während die Oberköche über ihren Schüsseln wie über Systemen brüteten, mischten und trennten, formten und zerstückelten und die Kunst dem todten Thiere, dem reinen Naturstoffe, einen dem Geschmacke, Geruche und Gesichte gefälligen Reiz verlieh. Uebrigens wurde in dieser Küche nicht allein für die Bewohner der Kaiserburg, sondern auch für Viele ihres Gefolges, welche ohnedies noch das Recht hatten, Gäste einzuladen, außerhalb selbiger gekocht, gebraten und gebacken. Man versicherte, dem Kaiserhofe koste jeder Congreß-Tag 500,000 Gulden und eine der Provinzen, welche der Friede ihm gab, hatte die Verhandlung über selbigen wohl wieder verzehrt.

Der König von Baiern hatte auch hier das ältere, dem S. gegönnte Wohlwollen nicht vergessen und forderte ihn auf, ihn in den Morgenstunden so oft er wolle zu besuchen. Die Unterhaltung gehörte dann zu den frei ungezwungenen. Oft blickte des

Königs Milde hervor, der mit der Jovialität verbundene Drang, wohlthuend zu seyn, sein ritterlich grader Sinn und seine Verachtung der Winkelzüge der Politik, in deren Sphäre er lebte. „Sie sind für mich ein Fürst“ — sagte ihm einst der biedere Franz. Anders war der Kronprinz, eigentlich in einem Zustande der Gährung, wo nur erst, wann diese vollendet ist, es auch entschieden ist, ob Wein oder Essig sich gebildet hat. Aus ihm sprudelte bald der Duft des ersteren, aber auch der des letzteren hervor und er konnte in Momenten sehr achtungswerth, nie aber liebenswürdig erscheinen. Zu den ersteren gehörten die, wo er an der Begründung der neueren baierischen Verfassungs-Urkunde Antheil nahm. Der König hatte selbige durch eine dazu ernannte Commission entwerfen lassen und dem Thronfolger den Entwurf zur Prüfung übergeben. Der Prinz hatte sich nun 48 Stunden mit ihr beschäftigt und sie mit seinen Anmerkungen begleitet. Die erstere derselben enthielt dem Gedanken nach folgende Betrachtung:

„Ich ehre den königlichen Sinn meines Vaters, ich vertraue seiner Liebe für sein Volk; allein nach dem Gesetze der Schöpfung wird auch er einst abtreten. Die Nation hat für den Herrscher-Stamm so vieles gethan, daß sie berechtigt ist, durch die Ver-

fassungs-Urkunde nicht den bloßen Schein von Rechten, sondern wirkliche Rechte zu erhalten und auszuüben.“ —

Es war dieses eigentlich gegen manche Bestimmungen des Entwurfs gerichtet, in welchem die eine Hand wieder nahm, was die andere gegeben hatte.

Späterhin fand sich von der Hand des Kronprinzen folgender Grundsatz, in welchem er tief in die Materie der Erhaltung von Verfassungen geblickt hatte.

„Keine Bewilligung von Seiten der Stände darf mit einer Bedingung verknüpft seyn, durch welche die verfassungsmässigen Rechte des Regenten geschmälert werden.“ —

S. war über das Benehmen des Prinzen bei dieser wichtigen Verhandlung so von achtungsvoller Liebe für ihn ergriffen, daß er es sich nicht versagen konnte, die Hand desselben zu ergreifen und herzlich zu drücken.

S. sah öfters den Weltbürger, Herzog von Dalberg. Den Familien-Namen hatte dieser zwar mit seinem Oheim gemeinschaftlich, aber nicht die Sinnesart. Dem Oheim war das letzte Interesse, für sich zu sammeln, dem Neffen das Höchste, so viel als möglich von ihm einst zu erben. Uebrigens besaß er Gewandtheit und Scharfsinn mit Witze, die früher-

hin ihm auch Napoleons Beifall erworben hatten. Talleyrand bevormundete ihn und vermählte ihn selbst gegen seine Neigung. Herzlos wie er war, fand sich sein Gemüth in dieser Lage und ertrug einen Druck, der anderweitige Vortheile zuwenden konnte.

Einer der größten Narren unter den Zeitgenossen, der Domherr Graf — —, hatte damals gleichfalls in und bei Wien sich niedergelassen. In den früheren Geldverlegenheiten des österreichischen Gesandten am englischen Hofe, Stahrembergs, war er diesem nützlich geworden, der dagegen dankbar ....s Entschädigungs-Ansprüche an Großbritanien, in Rücksicht eines von des Domh. Bruder im Kriege errichteten Corps, unterstützte. Ein beleibter Quartant von — herausgegeben, beginnend mit der Geschichte seiner fürstlichen Vorfahren, fortgesetzt durch eingeholte Fakultäts-Erkenntnisse, durch Raisonnements, mit Schimpfreden untermengt, hatte ihm endlich nicht unbedeutende Zahlungen für die Stellung eines Corps verschafft, welches Niemand beisammen hatte erblicken können, weil, als es noch nicht ausgebildet war, es zersprengt sich schon wieder verlaufen hatte. Diese Geldsumme hatte — zu dem Ankaufe des schönen ...lberges angewendet und daselbst eine Fabrik von gebrannten Trink- und Riechwassern begründet. Bei ihm lebte

seine Schwägerin, für S. ein ganz unerwartetes Wiederfinden, gefeiert durch die Freude, welche es weckte, und durch das Hervorrufen so mancher Erinnerungen. — Wien war damals eine Welt im Kleinen, man fand sich wieder, ohne es nur zu wagen, sich zu suchen. Auch der treffliche Solms-Laubach, nachmaliger Preußischer Ober-Präsident, gehörte zu denjenigen, welche S. oft sah. Diese teutsche Natur war sich treu geblieben und reichlich mit Kräften ausgestattet war dieselbe in rastlosem Wirken. Früh hatte Solms, unter den Mediatisirten der helleste Kopf, eingesehen, daß Alles retten wollen der Weg sey, um Alles zu verlieren. Stets rieth er bedingtes Nachgeben an; allein er sprach zu den tauben Ohren seiner Standesgenossen. Sie hatten nur Hörkraft für die Zusicherungen der Mutter Metternichs, welcher der Sohn kindlich rechtgab — für einige wohlgemeinte Aeußerungen des gutmüthigen Kaisers Franz — für Hoffnungen, die ihren Wünschen schmeichelten. S. war viel in diesem Zirkel, und theilte treulich die Leiden desselben. Diese wurden noch vermehrt durch den souverainen Ungestüm des — —, welcher, sobald er es nur befohlen, auch das Unmögliche für ausführbar hielt. Den Sachsen, welche stets geheimnißvoll Kopf an Kopf flüsterten, erschien S. zur Un-

gebühr verdächtig, weil er eine große preußische Cokarde trug. Im Herzen war Teutschland ihm stets gewichtiger, als Preußen und er fühlte sehr wohl die Folgen des Falles des sächsischen Königsstammes. Keinesweges war ihm das völkerrechtliche Unrecht dabei erwiesen, wohl aber das politische.

Sonderbar war S.s Stellung in Wien gegen die beiden Mecklenburgischen Gesandten. Er sah selbige täglich, verhandelte mit ihnen, ohne daß sie seine eigentliche Bestimmung in Wien kannten. Auf diese Weise waren die Pläne derselben allerdings ihm nicht fremd und er in den Stand gesetzt, doppelt seinen Committenten nützlich zu werden. Allein die persönliche Denkart beider Gesandten war ohnedies dem Umsturz der Verfassung entgegen. Anders dachten freilich andre Fürsten und deren Vertreter. Nur was neu begründet war, erschien einigen tauglich und der Erhaltung werth. Vielen war es überall nicht allein kein Ernst, ein ständisches Repräsentationsrecht zu begründen, sondern sie bemüheten sich vielmehr geradehin, das Gegentheil festzustellen.

So hatte — — oft den König von Baiern beschworen, durch eine ständische Verfassung nicht ein Jakobiner-Wesen zu begründen. Wenn daher auch

die Persönlichkeit der Gesandten, selbst die der dermaligen beiden Regenten, einen Umsturz der Verfassung für den Augenblick nicht besorgen ließ, so war damit die Gefahr für die Zukunft nicht abgewendet, wenn die Bundesakte über diesen Punkt nicht bestimmt sich ausdrückte. S. wirkte daher möglichst dahin, daß, wenn er auch nicht für gesammte Bundesstaaten die Gründung einer ständischen Repräsentation zu erreichen vermochte, wenigstens die vorhandnen beibehalten werden sollten. Damit waren die Größeren wohl einverstanden, da sie wußten, daß nichts vorhanden war, was eigentlich ihren souverainen Willen binden könnte. Anders war der Fall für Mecklenburg und dessen bestehende Verfassung. Als endlich am Schlusse so vieles von dem lange und sehnlichst erwarteten Beitritte Baierns abhing, so hatte es S. dahin gebracht, daß diesen Punkt betreffend der Gesandte instruirt wurde, zu stimmen: daß eine Landständische Verfassung eingeführt werden sollte und die alt hergebrachten Gerechtsame der Stände, da wo sie noch bestehen, erhalten blieben. Mecklenburg bedurfte eines Mehreren nicht und Baierns Zustimmung war damals um so wichtiger, weil es durch Abstimmungen so vieles verhindert hatte.

Napoleon war indessen wieder aufgetreten und die behutsamen Berathungen wurden in eilfertige Kriegesrüstungen umgewandelt. Die Ungewißheit des Ausganges bestimmte fast ausschließlich die Besorgten, daß wenigstens so viel abgemacht sey, daß die politische Existenz der übriggebliebenen Fürsten nicht neuen Gefahren unterworfen wäre. Der Kongreß glich einem Schauspiele bei brennendem Schauspielhause. Der letzte Akt wurde den Künstlern erlassen, man dachte allein an Rettung für den Moment. Bei seinen Unterhandlungen hatte S., so viel ihm bekannt geworden, nur einen Waffengefährten, den Grafen Moltke, welcher gleichfalls in Geheimnisse eingehüllt von Holstein abgesendet worden war. Man errieth sich gegenseitig, ohne sich es zu gestehen. — Einer der thätigsten Agenten war der einer löblichen Judenschaft. Diese hatte sich goldne Stützpunkte gebauet und wurde von sehr bedeutenden Geschäftsmännern, von welchen zwei zu den gewichtvollsten gehörten, gehalten. Lebhaft war dieser hebräische Staffetten-Wechsel und der Bevollmächtigte gewiegt und gewitzigt genug.

Tage der Freundschaft hatte S. in R...g's Hause verlebt, sie bleiben ihm unvergeßlich. In dem Strauße, den dieser Familienkreis bildete, waren jetzt zwei auf-

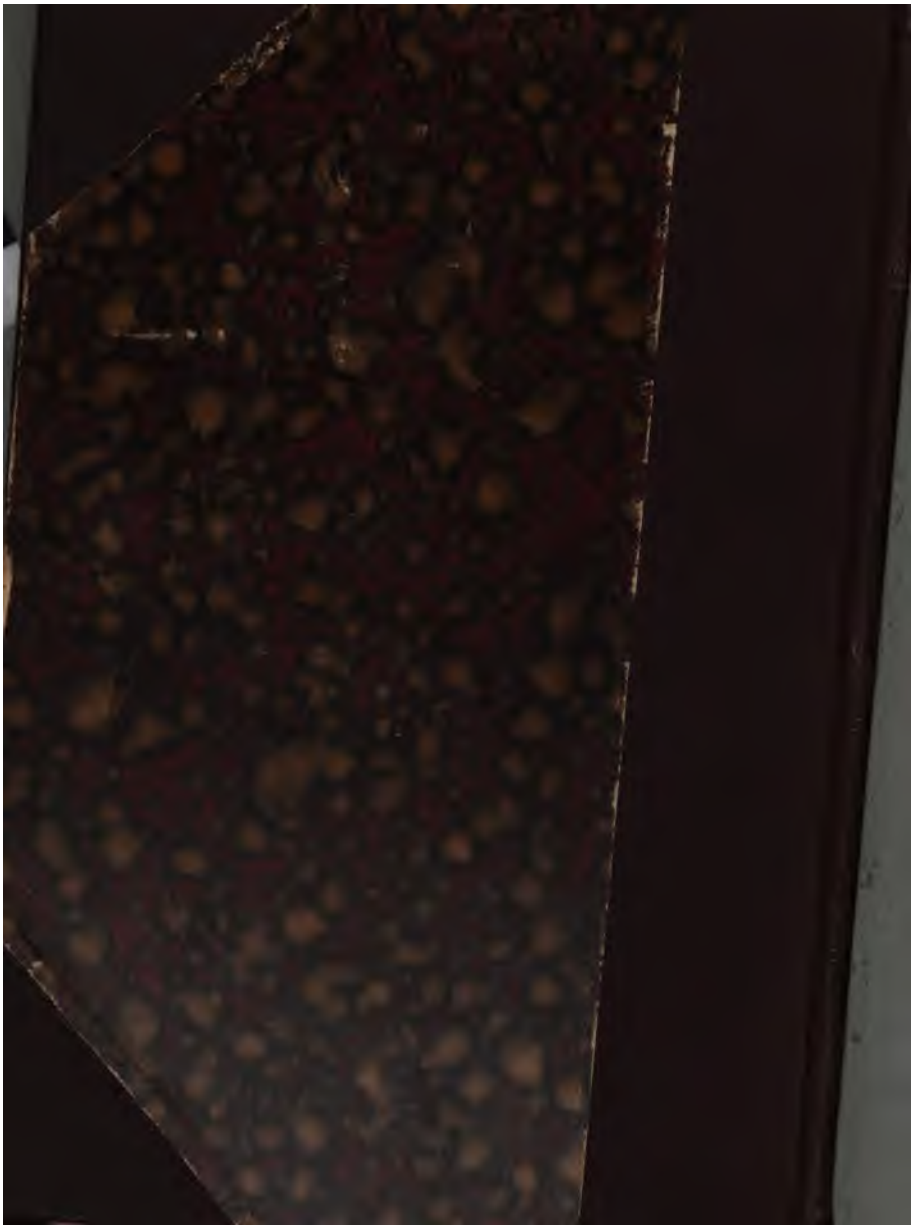
geblühte Rosen, die beiden älteren Töchter, beide reizende und dennoch wesentlich verschiedene Blumen. Auch gesellten sich am Schlusse noch Louise und die Tochter hinzu und kamen von Regensburg kühn die Donau hinab geschwommen. S. reisete von Wien nach Töplitz. Dort sah er die Wuth der Sachsen und den innern Unmuth der Oesterreicher über die Nachricht des Sieges bei Waterloo. Er badete 30 Tage, aber wie die Erfahrung lehrte ohne Erfolg. Auch badete er sich in den Strahlen geistigen Lichts, welche von Karoline Woltmann geb. Stosch ausgingen; erwärmender erschien ihm indessen noch die Nähe ihres Mannes. Die Reise, dem Wiedersehen so günstig, vereinigte ihn auch mit dem übrigens so leidenden Bielke.

Hier schließen die Memoiren des Grafen S. Die letzten Lebenstage desselben waren trübe. Durch körperliche Schmerzen hervorgerufen, so wie durch andere unglückliche Verhältnisse schienen die Geisteskräfte dieses so wissenschaftlich gebildeten Mannes zuletzt den Körperkräften desselben zu unterliegen und beschleunigten sein Ende früher, als es seine Körper-Constitution erwarten ließ.

DD 205 .S27 A3 C.1
Memoiren eines deutschen Staat
Stanford University Libraries
3 6105 037 963 720

DD
205
S27A3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SEP - 5